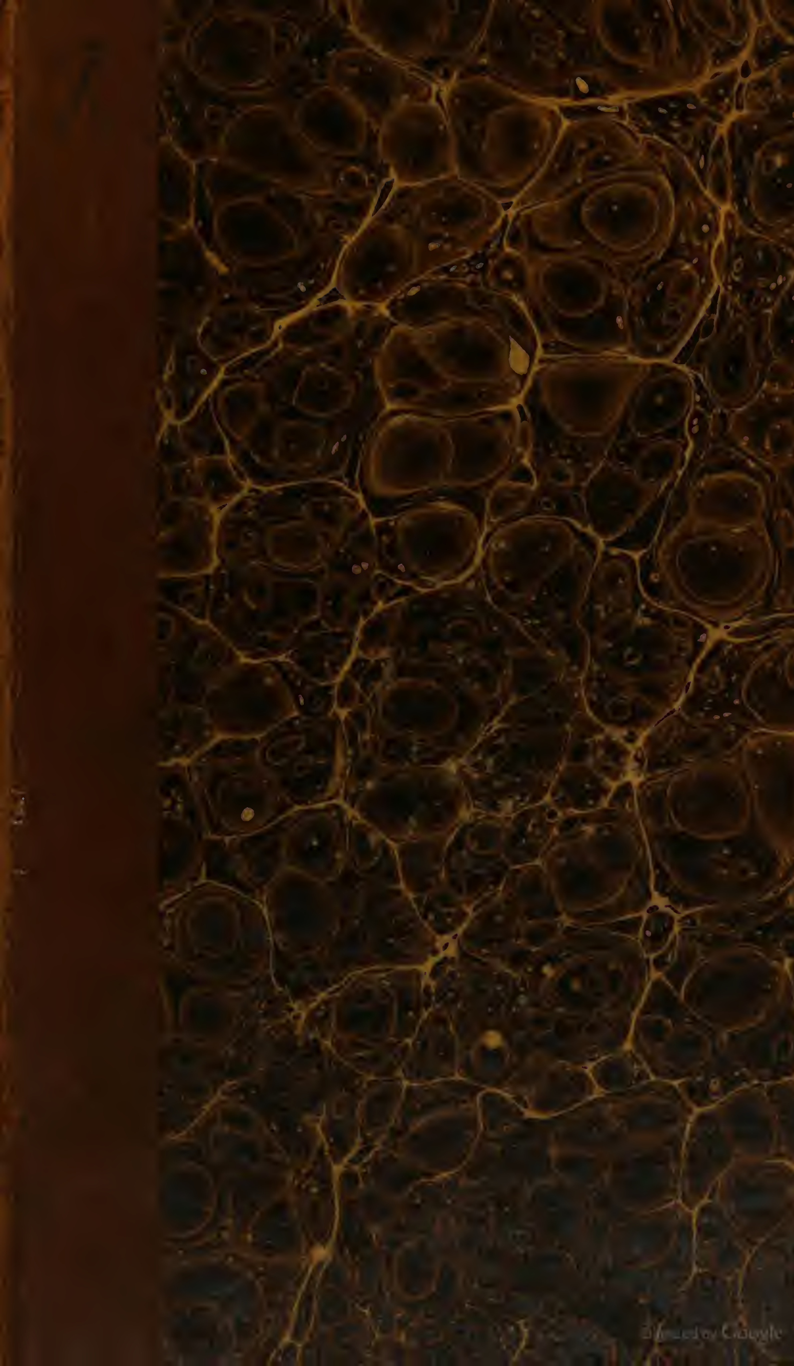
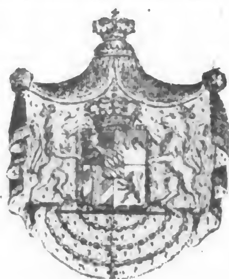
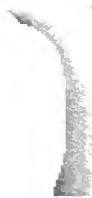




<36614225080010



Paris,

das Buch der Hundert-Eins.

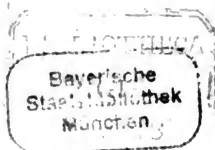
Aus dem Französischen übersetzt

von

Theodor von Haupt.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.



Paris,

das Buch der Hundert-Eins.

Paris,

das Buch der Hundert-Eins.

Asmodi.

Wo bist du, Asmodi? Wer bringt uns dich wieder? Wann erscheinst du, in jener unermeßlichen Galerie von Sitten, wie zwei Revolutionen sie uns geschaffen, unser Führer zu seyn? — Könnte aber Asmodi in unserer jetzigen, so gesetzten, strengen, ruhigen, trübsinnigen, so eintönigen Welt sich behagen? Fände er in dieser täglichen Komödie genug bunte, piquante Unordnung, wenn auch nicht sie zu applaudiren, wenigstens der Mühe des Auspfeifens werth zu seyn?

Als Asmodi zuerst erschien, war's eine gute Zeit. Damals gab's noch, in Frankreich selbst, spanische Sitten, ein Leben voll Liebeshändel und Duelle, ein „auf allen Näthen gesticktes," der Komödie, der Erzählung und dem Mährchen ganz geeignetes phantastisches Paradeleben. Allerwegen, innerhalb, außerhalb der Mauern ein ergötzliches Vagabundiren verschiedenartiger Meinungen, Bedürfnisse, Leidenschaften. Besonders gab es in jener Welt noch Studenten, Wucherer, Liebe, Andächtelei, Soldaten, lächerliche Weiber, noch in ihren alten Tagen aus der Liebe ein Gewerb machende Matronen; Carricaturen von Aerzten,

Richter, auch außer ihrem Themistempel in schwarzer Robe, Prinzen-Incognitos, liederliche Mönche, schmachtende, von Glücksrittern ausgesogene Witwen, auserlesene Komödianten, zerlumpte Dichter und betrogene Ehemänner. Daß Asmodi, der Gottseybeiuns, an einer solchen Welt Gefallen finden mußte, ist begreiflich. Damals fand die Komödie, die ausgelassene, fröhliche Komödie, sich allenthalben. Sie erkletterte das Tribunal des Richters, setzte dessen Barret sich auf, und schnitt den Plaideurs Grimassen, scherzte, auf dem Königsthrone Platz nehmend, mit dem Despotism und spielte mit der Souveraingewalt wie mit einem zahmen Tiger. Die satyrische Komödie verschonte nichts. Sie trat mit dem Priester im Meßgewande vor den Altar, bezechte sich in der Sacristei mit dem Mönche, spielte mit dem betrunkenen Alguazil in der Kneipe, durchstreifte in tollem Muthwillen das Hospital, und geißelte Arzt und Kranken. Bald erschien sie als wiedererstandener Diogenes in Lumpen mit seinem Bettelsacke; bald harrte sie, auf die schwellende Ottomane ihres Boudoirs hingegossen, als düftende Hetäre der Galane: goldflimmernder süßer junger Herren, und brutaler Militärs. Freudenmädchen an den Straßenecken, Trödler in den Hallen; mit abgelegten Toiletten, Essenzen, Pommaden, Schminke, verlegenen Parfümerien, alten Livreen, verschlissenen Roben handelnd, baute sie auf diese alten Reste der Leidenschaften, der Coquetterie, des Luxus und der Dürftigkeit der Weiber die Berechnung irgend eines Glückssterns; kurz die Komödie betrieb Geschäfte aller und jeder Art. Wie oft verlarvte sie sich nicht, selbst die schimpflichste Vermummung nicht verschmähend, in einen Censor oder Mouchard, lauschte ganze Tage am Eingange der Spielhäuser, der niedrigsten Bordells, spionirte, nahm Noten, und suchte, sich selbst im Unflathe wälzend, irgend ein Goldkorn für sich herauszuwühlen! Bei so beschaffenen Sitten, vom Palaste des Königs zum Hospital der Incurabeln, von der Akademie zum

Narrenhause hin= und herstreifend, mußten Komödie und Sittengemälde lebenvoll und pittoresk seyn; glücklich und stolz mußte Asmodi in einem so gestalteten Chaos sich fühlen; in diesem, mit Leidenschaften und Lastern so bunt durchwebten Quodlibet mußte er vor Freude jauchzen; in unserer abgeschliffenen, geregelten Welt, unter unserm bleichen, trüben Himmel, bei uns so überklug und eingezogen gewordenen Menschenkindern, was sollte bei uns jetzt noch Asmodi; müßte er nicht vor Langweile sterben?

Dieser Höllensohn ist ja so alt! Seit dem ersten Augenblicke unserer Ausstoßung aus dem Paradiese hat er so Vieles erlebt, wohnte so ungeheuren Umwälzungen bei, stiftete der Zerrüttungen so unendliche an, belachte eine solche Unzahl von Verkehrtheiten! Asmodi, der Teufel der Beobachtung, jener der Sittenkritik, glaubt ihn ja nicht erst von gestern geboren, einen muthwilligen, maliciösen Knaben, um „Gilblas" zu erklären oder zu completiren, dessen Vorgänger oder Nachfolger. Asmodi ist so alt als die Welt, war nicht immer bucklicht, schlich nicht immer an einer Krücke einher, war nicht immer in eine Flasche eingesperrt. Er hieß nicht immer schlechtweg nur Asmodi, nannte sich Aristophanes, Theophrast, Terenz, La Bruyère, besonders Molière, Voltaire, Rabelais und Beaumarchais; führte die ausgezeichnetsten Namen der poetischen und satyrischen Welt, reichte bis an die beiden Extreme des Menschengenie's. An Geist Rabelais, war sein Herz Montaigne. — Asmodi ist die in eine Carricatur zusammengefaßte Philosophie; Asmodi ist zur Satyre gewordene Vernunft, jene sublime und doch so arme, um sich Gehör zu verschaffen, zu Possenreißerei und Gaukelspiel reducirte Vernunft! Weise oder Narren aber, ehren wir le Sage's Dämon. Seit langen, langen Zeiten bereits durchwanderte er das Menschengeschlecht. Das erste Volk, das er auf seinen Wanderungen besuchte, war das griechische, schwatzhaft, eigensinnig, maussade, gourmand, skep=

tisch, geistreich, moquant, leichtsinnig, gemüthlos; dagegen aber blüthenreich, artig, geschliffen, elegant, Allem die heitere, scherzhafte Seite abgewinnend, auf den öffentlichen Plätzen badaudirend, Redner, Musiker, Rhetor, in Formen, Tönen, Farben, Parfums, Poesie verliebt; zugleich jedoch eitel, schmutzig, bösartig, unzüchtig, unverschämt und frech: Alcibiades und Gnathon an Einem Tage: gewiß ein des Studiums werthes, seltsames Volk! Auch ermangelte Asmodi nicht, jede dieser seiner verschiedenartigen Physiognomien zu conterfeyen: auf Aristophanes Bühne, in Theophrasts Abhandlungen stellte er die Griechen in ihrem politischen und Privatleben uns dar. Was Aristophanes und Theophrast für die Griechen zu Zweien gethan, that für Frankreich Molière allein.

Nachdem Asmodi Athens Schwachheiten und Lächerlichkeiten durchaus erschöpft, schied er von der weichlichen Minervenstadt, nannte sich Terenz, und versuchte sich, jedoch mit wenigem Erfolg, in der römischen Komödie. Um einer Originalkomödie Stoffe von ausgezeichnetem Werthe darzubieten, war Rom damals allzusehr nur Athens Reflex. Rom war damals ungefähr, was wir in unsern Tagen: geschäftig, durcheinanderschwärmend, unserem Behagen nachtrachtend, eitel, nichts bedenkend, mittelmäßig gut und mittelmäßig böse; überhaupt immer uns in der Mitte haltend, von der Freiheit so weit als von der Sklaverei entfernt; aus Ermüdung skeptisch, abgestumpft, verdrießlich ein Ende erwartend; nachdem wir des menschlichen Ruhmes höchste Stufe erreicht, aus unsern glänzenden Träumen erwacht; ein leidenschaftloses Volk mit Einem Worte, ohne Glauben, ohne Unglück, ohne Hoffnungen und ohne Tugenden. Darum auch ging über Rom die Komödie spurlos vorüber; sie fand der Römer Sitten, um bei ihnen lange zu verweilen, allzusehr „verloschen,“ und schlüpfte, wie über eine polirte Fläche, über sie nur dahin. Später, als Umwälzungen erfolgten; als es Kaiser

gab, die ihr Pferd zum Consul ernannten, ihren Freund zur „Kaiserin“ erhuben, bebte die Komödie entsetzt zurück; sie ward Satyre; als Asmodi Juvenal zu heißen sich gezwungen sah, mußte er mit schnellem Flügelschlag entfliehen.

Komödie und Sittengemälde erheischen vor Allem originale Völker; zwar wohl festgestellte, aber noch „keuchende“ Zeitläufte; Thätigkeit, Energie des Geistes, der Gemüther, Kraft des Körpers; die Epochen gesunkener Reiche und Völker taugen dem Beobachter und Sittenmaler nicht. Das alternde Griechenland und Rom floh daher Asmodi; legte den Bart des Philosophen ab, veräußerte, um dem Humpen des Mittelalters zu huldigen, seinen römischen Ritterring, ward Mönch, pilgerte, den Papst zu sehen, nach Rom; den König zu schauen, nach Frankreich; stürzte sich kecken Muthes in das Gewühl der Ketzereien, der Andächtler, des Clerus, der Höflinge. Er wohnte dem Erwachen des französischen Geistes in Frankreich, der Volkssprache in Italien bei; höhnte die Geschlagenen und die Schläger, die in ihrer Heiligkeit mit hoch aufgeworfenem Kopfe herabblickenden Priester und die vor den Altären im Staube liegenden, den Gelehrten und Laien. Er sprach, Alles durcheinander, von Lastern, Wohlleben, minnefordernden Mädchen am Eingange der großen Tavernen; sprach von Allem in allen Sprachen: Französisch, Lateinisch, Spanisch. Die unsrige aber mit ihrem sarkastischen Salz und ihren Pointen ward seine Lieblingssprache; in ihr beschenkte er uns mit seinem ersten großen Buche „Pantagruel;“ später mit La Fontaine und Molière. Ehre, hohe Ehre Asmodi in Rabelais Gewande!

In Ludwigs XIV goldenem Zeitalter legte Asmodi die Mönchskutte ab, vertauschte sie mit bürgerlicher Kleidung, änderte seine Lebensweise, und ward der bescheidene Tischgenosse eines großen Hauses. Zum drittenmale lernte er Griechisch, beschäftigte sich fleißig mit der Grammatik, und brachte es endlich zu gelehrten, eleganten, correcten, ohne

Uebergang fortschreitenden, mit der ganzen Freiheit des antiken Styls begabten Phrasen. Bescheiden nannte Asmodi sich La Bruyère, schilderte die Sitten seiner Zeit mit dem geläuterten Geschmack und der antiken Grazie eines Schriftstellers der Vergangenheit. Er befaßte sich mit den leichtesten socialen Nuancen, mit den geringfügigsten Fehlern, den unschuldigsten Bizarrerien, nährte sich mit den, von der Tafel des „Misanthrope“ und „Tartuffe“ abfallenden Brodkrumen, war trefflich ausgezeichnet, von gutem Geschmack und Ton, und dieß zwar, seit er Griechenland verlassen, zum erstenmale.

Noch warf das siebzehnte Jahrhundert auf Frankreich, das, in Ermanglung der Poesie, der Philosophie, der bürgerlichen und religiösen Freiheit huldigte, seinen verlängerten Schatten; da nannte der Dämon der Beobachtung sich Voltaire, unersättlicher Spötter, unerschrockener Misanthrop, die Geißler höhnend, die Menschheit aber, und zwar auf die Stirne, brandmarkend! Es war eine, unserem Asmodi sehr fatale Zeit: boshaft und zugleich mäßig zu seyn, war er nicht gewohnt; er war von Natur Sittenrichter, und gab einer gedoppelten Libertinage des Styls und der Sitten sich gern hin, war Bouffon und jovial, biß, aber kratzte nicht! Er ergrimmte, hegte aber keinen Groll; war Rabelais, nicht Voltaire. Als Voltaire, schrieb er „Candide;“ bebte jedoch vor diesem seinem Werke, wie einst vor Juvenal's Satyren, entsetzt zurück, und dichtete, sich zu trösten: „Le mariage de Figaro.“ *) Figaro ist Asmodi auf seiner höchsten Stufe von Geist, Kühnheit und Malice; Asmodi, jugendlich, brausend, brillant, in den Lüften schwebend, in das fröhlichste Lachen ausbrechend, sein Glück machend, späterhin irgendwo ein guter Bürgersmann. Ach! zu letzterer Umgestaltung aber

*) Beaumarchais.

mangelte unserm Asmodi die Zeit; sein reiferes Alter brachte er in der verwünschten Flasche eines Magikers zu. In dieser Flasche alterte er, und ward, durch welche Studentenlaune, ist bekannt, daraus erlöst. Damals sahen wir ihn bucklicht, mit einem Stelzfuße, gleich dem Strafgerichte an Krücken einherschleichend. Auch damals noch war's für Sittenmalerei eine gute Zeit; Asmodi hub die Hausdächer auf, *) zeigte uns die Männer in ihren Betten, die Frauen an ihrer Toilette; indeß war er, in Vergleich mit dem, wie wir ihn später sahen, noch immer anständig. Später lud er sich eine Lumpenkiepe auf, und suchte in allen Gossen von Paris dessen Sitten und Geschichten. Einst auf lichtglänzenden Dächern, sahen wir ihn, eine trübe Laterne in der Hand, in den Pariser Carrefours; seine zierliche Krücke ersetzte ein unförmlicher Hakenstock. Einst schrieb er seine Sittengemälde auf dem zierlichen Nacken der „Fiction,“ einer lockern jungen Schönen mit duftendem Haare, die halbgebeugt mit geistreich witzigem Lächeln die blendende Schulter ihm darbot; nun kniet Asmodi, und wo? Im Kothe, um auf irgend einem Ecksteine sein Tagebuch zu führen. **) Asmodi, wahrer Dämon, geistreicher Narr, unerschöpflicher Sittenrichter! Selbst in deiner Kiepe fandest du Perlen, schriebst auf den Ecksteinen sogar Meisterliches! Damals freilich war zum Schreiben noch gute Zeit; die Machthaber hatten gewechselt, der Hof war entflohn; nicht mehr die Großen stellten ihre Lächerlichkeiten oder Laster zur Schau, das Volk that es, denn es war König geworden!

In unsern Tagen aber (ich wiederhole es), gegenwärtig, nachdem Asmodi in alle nur denkbaren Gestalten sich bereits vermummt; nachdem er, wie alle alten Sünder zum „Eremiten“ ***) geworden, was wird er uns noch sagen,

*) Le Sage.
**) Mercier.
***) Jouy.

welches Gemälde von unseren „verloschenen“ Sitten uns noch entwerfen können? Gleich jenen, von Vulcanen verschlungenen Inseln des Oceans, die unbekanntem Festlande sich wieder anschmiegen, ist der Komödie frühere Welt verschwunden. Von den alten Typen jener Zeit ist uns auch nicht ein einziger geblieben. In unsern Tagen gibt es keine geizigen Väter mehr, keine leichtgläubigen Gattinnen, keine der Libertinage und dem Spiel ergebenen Familiensöhne; keine Bedienten, die, ihrer Herren Cameraden, deren Ausschweifungen theilen. Heutzutage verbirgt als schimpflich sich der Ehebruch; man verhehlt, als herabwürdigend, seine Schulden; spielt nur im Verborgenen, glaubt, aus Achtung gegen sich selbst, an Gott; ruinirt sich nicht mehr aus Respect gegen Andere. In unsern Tagen ist die große Dame, ohne eine der Lächerlichkeiten der Frau von Escarbagnas, leutselig und gut; die Familienmutter, ohne gelehrt zu seyn, unterrichtet; die Tochter, ohne als Gänschen zu fragen, unschuldig. Heutzutage grüßt der Sohn den Vater in der Straße ehrerbietig; Bartolo's Mündel würde mit dem Barbier ihres Vormundes nicht im tiefsten Vertrauen plaudern; Dr. „Diviforus“ fände heute nicht einen einzigen Kunden; auf Dr. „Purgon“ würde man mit Fingern deuten, und träfen wir den „Malade imaginaire“ auf unserem Wege, wir würden, ihn bedauernd, den Arm ihm bieten, und mit Theilnahme nach seinem Befinden uns erkundigen. Wir würden in unsern Tagen alle Wechsel des „Misanthrope“ discontiren, alle Bedienten Regnard's nach der Galeere spediren, den Richter der „Plaideurs“ auf zehn Jahre nach Bicètre promoviren; Madame „George Dandin“ spazierte, für ihre noch übrige Lebenszeit, in ein Besserungshaus, ihr Herr Bruder auf mindestens sechs Monate ins Gefängniß; „Cherubin“ würde zu Wasser und Brod condemnirt; kurz allen jenen Poetenlaunen, jenen dramatischen Exasperationen, jenen rasenden Relationen, würde ihr Recht; seit lange her glauben wir an

dieß Alles durchaus nicht mehr. Wir sind vernünftig, streng, ehrbar, selbst über das Lächerliche Herr geworden; sind alle „Bourgeois gentilshommes," die ihre Orthographie, Philosophie, ihr Tanzen, ihr Fechten selbst, nach Möglichkeit erlernt. Wehe daher den Reimschmieden; sie ist dahin die Zeit, wo der erste beste Mann von Geist, dem über Alles in Frankreich sich zu moquiren einfiel, dieß Recht, darum nur allein, weil er mit Geist begabt, zu besitzen wähnte. Sie ist nicht mehr, jene Zeit, wo Ehemänner und Gläubiger, unschuldige Mädchen, Familienväter und Mütter, die dem Großvater schuldige Ehrfurcht, Achtung des Gesetzes und Vaterlandsliebe; wo das Heiligste selbst, von der ehemaligen Komödie so sehr gemißbraucht, der Domäne des Lächerlichen sich anheimgegeben sahen. Wir selbst trugen die größte Schuld; denn belachten wir nicht Alle von Herzen jene empörenden Bouffonerien? In unsern Tagen haben jene Bouffonerien sich überlebt: wir belachen sie nicht mehr; die Zeit jener nichts schonenden, nichts achtenden Possen ist vorüber: wir heirathen, lieben unsere Frauen, unsre Kinder, ehren uns; wir haben vor Wucherern, mehr denn vor irgend jemand Anderm, gewaltigen Respect; besonders bezahlen wir unsere Schulden, oder wandern, zahlen wir sie nicht, nach Sainte-Pelagie.

Erwecke man denn, wenn man will, Asmodi einmal wieder von seinem langen Schlafe, man lasse ihn reden und handeln. — Aber, wo bist du, Asmodi? Welcher Zauber hält dich abermals gefesselt? In welchem Glaskerker hausest du? Zerbreche man alle Essenzenflacons, entpfropfe aller Damentoiletten köstlichste Parfums, rufe „Asmodi!" mit lauter Stimme, — er wird nicht antworten, nicht erscheinen: Asmodi ist nirgends; — oder vielmehr, Asmodi ist eigentlich aller Orten, ist kein einzelnes Wesen mehr, ist alle Welt. Es gibt keinen einzelnen Spötter insbesondere mehr, alle Welt dagegen studirt und meistert die Sitten; kein einzelner

Bouffon mehr, aber Legionen Sittenrichter. Vermittelst dieser Revolution im Studium der Sitten, wird unser neuer „Hinkender Teufel,“ wo möglich, mit uns sich aus der Affaire ziehen; vermittelst des Zusammenwirkens Aller das bunte Gemälde unserer Verkehrtheiten noch einmal entwerfen. Sey man daher ihm günstig, erkenne in seiner neuesten Gestalt ihn wieder. Wir kannten ihn als Analyse —, als elegante, joviale Analyse; erkenne man in ernster, anständiger, gefügiger Synthese ihn von Neuem. Wir hätten somit abermals eine neue Manier von Sittengemälde. Da uns keine Komödie für einen Sittenmaler allein zu Gebote steht, legen wir, unser mehr denn hundert, eine solche zu schaffen, Hand ans Werk: Hundert oder Zwei, hinsichtlich der Einheit ganz dasselbe. Verliert die Einheit dabei, so gewinnt das Interesse; büßen wir Asmodi ein, so gewinnen wir dagegen berühmte Namen, die unter seinem Mantel und mit seiner Krücke, was sie von unserer, so sehr hin- und herschwankenden, so vielseitigen, so unentschiedenen heutigen Civilisation, deren unschuldigste Laune eine Revolution gebar, gesehen, vernommen und erfahren haben.

Jules Janin.

Das Palais-Royal.

Bereisen wir Europa's sämmtliche Hauptstädte, wir finden dort gothische Kathedralen, Gärten und Paläste, denen Paris und Frankreichs übrige Städte Denkmale derselben Gattung an die Seite zu stellen haben. Gehen wir in die ältesten Zeiten zurück, schiffen uns mit Anacharsis ein, besuchen Griechenland in seinem vollen Glanze: gegen die Propyläen, das Parthenon und den Theseus-Tempel hat Neu-Athen sein Pantheon, seinen Louvre, seine Börse und seine Magdalenenkirche aufzuweisen; nirgend aber finden wir ein „Palais-Royal" oder auch nur etwas demselben Aehnliches.

Um es zum erstenmale, und zwar in seinem herrlichsten Glanze zu erschauen, betrete man an einem heitern Juliusabend diesen Feenpalast. Von lauen Abendlüften umweht, wimmeln alle Alleen von Lustwandelnden; alle Steinbänke längs der Arcaden sind mit „Habitués" besetzt, deren freiwillige oder erzwungene Oekonomie nur auf diesen unentgeltlichen Sitzen die Abendkühle zu genießen sie bestimmt. Gegenüber unabsehbare Reihen, vermittelst einer Kleinigkeit gemietheter Stühle, den Gittern zweier Oblonge entlang, aufgestellt, fast kein einziger unbesetzt. Jedes jener beiden Oblonge enthält ein von Blumen umdüftetes Rasenparterre, auf das die Bronzestatuen des Belvedere'schen Apolls und Dianens von zierlichen Fußgestellen herabblicken. — Andre Stühle umfassen im Kreise ein beide Parterres scheidendes Bassin von bedeutendem Umfange, aus dem die herrlichen Wasser-

strahlen einer Fontaine dort allein noch nicht verbannte Lilien bilden. Hier erlaben sich am feinen Staubregen Jene, deren glühende Brust die Frische der Atmosphäre noch nicht genügend kühlt, indeß am entgegengesetzten Ende eines der Parterres minder flüchtige Substanzen den brennenden Gaumen erfrischen.

Für die umher placirten Gäste beider Geschlechter prangen dort, auf einer Menge von Gueridons, mit vielfarbig colorirten Eispyramiden bedeckte Plateaux, deren scharfe Winkel der elegante Vermeil-Löffel stets erneut, um sie sofort wieder zu zerstören, bis denn Alles bis auf die Basis der Pyramide verschwunden ist. Die verschiedenen Stellungen, Haltungen und Gebärden, das durcheinander summende Geplauder, Scherz und Lachen der so zahlreichen Gesellschaft, die Stimmen und Geschäftigkeit der hin- und herfliegenden Garçons, die blühenden Arbusten, deren Behältnisse die Seitengränzen dieses Rafraichissements-Salons im Grünen bilden, die leuchtenden Reflexe der einem großen orientalischen Kiosk gleichenden „Rotonde," das rastlose Hin- und Herwogen der hier besonders sich drängenden Menge, ihr Kommen, Sichdurchkreuzen, Gehen, Circuliren nach allen Richtungen, — kurz, das Ganze bildet eines der pittoreskesten und belebtesten Schauspiele.

Beim ersten eintretenden Froste verschwindet dieses ganze Leben, Wogen und Treiben, wechselt jedoch nur die Stelle, und findet in den Galerien sich wieder. Selbst kein Foyer des größten Pariser Theaters beut während der Zwischenacte einer ersten Vorstellung einen glänzenderen Anblick, ein belebteres Tableau als die unter ihrem immensen Glasgewölbe eine ganze lustwandelnde Welt darbietende „Galerie d'Orléans!" *) — Stunden bereits liegt die arbeitsame Bevölkerung der Vorstädte in tiefem Schlummer; auch selbst die Straßen im Mit-

*) An der Stelle der ehemaligen Holzgalerie.

telpunkte von Paris sind großentheils öde und stille, von spärlich unterhaltenen Reverberen schlecht erleuchtet. Die ganze Stadt scheint bereits zu schlafen; dem Palais-Royal aber nahend, staunen Aug und Ohr; die schon erschlaffenden Sinne erwachen wieder; im Beringe angelangt, finden wir ihn noch voll Lebens, im Lichtglanze schwimmend; es ist das, nach dem Erkalten der Extremitäten, noch lange warm fortpulsirende Herz der ungeheueren Stadt.

Seit man der Flamme ein unsichtbares Fluidum als Nahrung zuzutheilen —, gleich dem Wasser der Seine, das Gas in Röhren zu leiten, um es in Lichtwogen bis zum Giebel der Gebäude hinauf zu verbreiten, erfunden, ward dem Palais-Royal ein mit seiner früheren Erleuchtung durchaus keine Vergleichung zulassender neuer Glanz. Ueber zweihundert Ausströmungen eines eben so wunderklaren als reichlichen Lichtes, weit sanfter, steter und zugleich lebhafter als die frühere unedle Beleuchtung, erhellen die Bogengewölbe einer gleichen Anzahl von Arcaden, und verbreiten einen in der That magischen Glanz durch den ganzen unermeßlichen Porticus. Mit ihm mischt sich das Licht der zehnfach zahlreicheren Mündungen der Waarenmagazine; es flimmert, erglänzt, verschwimmt in zitternden feenartigen Strahlen in Gold, Silber, Krystall, edlen Steinen, Stahl und Seide, die in diesem ungeheueren Bazar dem Käufer und den Blicken des Beschauers dargeboten sind; Tausende von Feuerfunken entsprühen all dieser Köstlichkeiten reicher Fülle, und reflectiren sich in den Mahagonycomptoirs, in den blitzenden Spiegelwänden. Die Zahl der das Palais-Royal von unten bis zum Giebel zierenden Spiegel ist überhaupt zahllos; der ganz geblendete Fremde fragt sich: ob in diesem Zauberpalaste denn wohl irgend eine geheime, unsichtbare Region, wo seine Bewohner der Süßigkeiten des Schlafes zu genießen vermögen, existire?

Die Industrie in der That hat dieses ganzen Palais sich bemeistert: über den Waarenmagazinen Badesäle, Spiel,

Restaurants, Billards, Estaminets, Lesecabinets, Kunstausstellungen im ersten Stockwerke. Die oberen scheinen den Artisten jeder Gattung: Malern, Graveurs, Dentisten, Coiffeurs und einer gewissen Zahl „Sultaninnen" anzugehören, denen jedoch die Polizei die Schaubühne ihrer Eroberungen am Tage nur vom Fenster herab zu beschauen, erlaubt. — Keine bürgerliche Familie würde im Palais-Royal ihr Domicil zu wählen vermögen: man bewohnt das Palais-Royal nicht wie einen andern Ort; nur Handeltreibende hausen darin, denn auf diesen Stand fast allein nur beschränkt sich die dortige Existenz. Wer dort sich einbürgert, entsagt allen häuslichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, den süßen Reizen des inneren Familienlebens und der eigentlichen Behaglichkeit, bei sich zu Hause zu seyn; im Gegentheile ist dort allerwärts das Publicum bei uns; man zieht sich, um der Waare und den Käufern mehr Raum zu lassen, so zu sagen, zusammen, verkürzt, verkleinert sich; man existirt dort nicht, um zu leben, nur um — zu verkaufen. Welche Sparsamkeit, welche Anforderungen daher aber auch zu Ueberlassung selbst des kleinsten Raums! Das Recht allein, die Stühle im Garten zu vermiethen, bringt dem „Bürgerkönige" und Eigenthümer jährliche 32,000 Francs ein!

In diesem kolossalen, überreichen Kaufhause sind alle Waarenmagazine Gegenständen des Luxus und glänzenden Ueberflusses gewidmet. Umsonst würde man größern Hausrath und die meisten häuslichen Utensilien dort suchen; sie sind, nicht nur weil sie zu geräumige Locale erfordern würden, sondern auch deßhalb daraus verbannt, weil das Palais-Royal das eigentliche Kaufhaus des Parisers nicht ist. Eigentlich gebührt der Name „Bewohner" den Miethern dieses Palais nicht; sie sind gewissermaßen nur Beauftragte ihrer Mitbürger, um den Blicken des Fremden alles Leckerste, was die Küchenkunst erdacht, was sorgsame Cultur und Industrie Ausgesuchtestes, Anmuthigstes, Gelungenstes erzeugt, alle

alle Producte der Kunst in deren höchster Vollendung, und in all ihren Zweigen, darzubieten. Handel, die Mode, die Jahrszeiten, die Stunden selbst eilen, rastlos von Arcade zu Arcade, ihre Magazine mit Nouveautés aller Formen anzufüllen; in jedem Augenblicke ist das Palais-Royal den übrigen Kaufleuten der Hauptstadt die hohe Schule des Geschmacks.

Es gibt Notabilitäten, ja europäische Reputationen, deren Verein in so beschränktem Raume überraschen muß. „Sie sind groß, wie die Welt!" sprach Kleber einst zu Bonaparte; wem denn aber das in seinem Beringe so viele Berühmtheiten ersten Ranges umfassende Palais-Royal vergleichen? — Beliebt es dem Gastronomen mit leerer Börse, seine durch Fasten geschärften, des besten Jagdhundes Nase übertreffenden Geruchsnerven an den Ausströmungen jener Lucullusgerichte, deren Duft den Passanten gratis zu Theil wird, sich zu erlaben; will der reiche Gourmand mit den köstlichsten Leckerbissen sich den Gaumen kitzeln, *) läßt der begüterte Weltmann, wie durch den Schlag eines Zauberstabes, den Luxus in tausendfacher, ins Unendliche vervielfachter Gestalt, mit all seinen Lockungen vor seinen Blicken sich entfalten, allenthalben bieten die Vollendung, Genie und die großen Männer im Reich unserer Künste sich uns dar; jedes Magazin des Palais-Royal ist der Sitz einer Celebrität.

Warum sollte eine Art aristokratischer Scham mir untersagen, der Civilisation in einer ihrer neueren Richtungen zu folgen, und die Schwelle der Restaurants zu zwei Francs **) zu betreten? Die Existenz der Speisecarten zweiten Ranges ist in unsern Tagen vor den „diners à prix fixe" verschwunden. Ein in der That interessantes Schauspiel bieten in reich

*) Chevet und Corcelet.

**) Von, Richefeu, Mathieu, u. a. zu 2 Frs. Potage, drei, vier auserlesene Schüsseln, Dessert, eine halbe (zu 2½ Frs. eine ganze) Flasche Wein. Sehr gute Gesellschaft beider Geschlechter.

decorirten, am Abend glänzend erleuchteten Sälen, zweihundert und mehr Gäste, deren sichtlicher Appetit mit ihren vier Schüsseln im Handgemenge ist. Eine Potage ist ihnen bereits vorhergegangen; Dessert wird das Ganze krönen. Uebrigens verlieren sich nach dem Sprichworte: „L'appetit vient en mangeant," der Gäste gar manche auch wohl ins Gebiet der „Suppléments" *) und der „Vins fins," und haben am Ende, bei Licht besehen, „au prix fixe" eben so theuer, als „au rocher de cancale" gespeist.

Aus jenen Restaurants großentheils strömt jene Masse Spaziergänger, die gegen sieben Uhr die Cafés überschwemmen, oder um die Verdauung einer zu reichlichen Mahlzeit zu befördern, die Rotonde umkreisen, und die wichtige Frage: wo den Abend zubringen? verhandeln, jener Centralpunkt aller Dispositionsplane führt sie in allen Richtungen, nach allen übrigen Promenaden und Belustigungen. In diesem Augenblicke beachten sie, so wenig als die, mitten unter ihnen mit politischen Angelegenheiten, Handels- oder industriellen Speculationen beschäftigten sonstigen Leutlein, die auf drei- bis vierfachen Stuhlreihen, gleich einer eleganten Schlachtordnung, sich hinbreitende Damenwelt. Diese Damen genießen, meist in Begleitung ihrer Eheherrn, so recht eigentlich die Abendkühle, und behagliche Ruhe; auf Huldigungen haben sie in einem Beringe, wo Alles so überaus geschäftig und pressirt scheint, wohl nur wenig zu rechnen; darum auch besuchen die eigentlichen Petites-Maitresses so wenig als die Fashionables des ehemaligen Boulevard de Gand, den Garten des Palais-Royal.

Die ganz besonders eigenthümliche Physiognomie des Palais-Royal gestaltet sich daher nicht allein aus dem glänzenden Vereine seiner bereits geschilderten Schätze; sondern auch durch die Gattung von Publicum, welche dieselben anziehen,

*) Leckereien, die besonders gezahlt werden.

und für die sie geschaffen sind. Die eigentlichen Bewohner des Palais-Royal sind keineswegs jene, die dort ihr Nachtlager haben; es sind gerade die, welche dort nicht übernachten; jene, denen es alle nur erdenklichen Genüsse, eine Schlummerstätte ausgenommen, darzubieten vermag; wenigstens gibt es dort keine Hotels Garnis.

Alles, was in Paris kein geregeltes, vollständiges, stetes Daseyn hat, gehört dem speciellen Publicum des Palais-Royal an. Leicht erkennt der Beobachter in diesem Gewühle durcheinander den Fremden aller Länder; die Reisenden aller Departements; die Hagestolze, Studenten, Réfugiés, verabschiedete oder auf halbem Solde stehende Officiere, Intriguants, politische Emeutiers, kurz Jeden, der eine Mahlzeit, eine Schauspiel-Entree, oder sonst einen angenehmen Abend, vom Zufalle und einem glücklichen Begegnen erwartet.

Welch unvorgesehenen, bizarren Zusammentreffens Schauplatz die Rotonde seyn müsse, ist leicht denkbar. Wie oft sah man nicht unter dem Kaiserreiche, selbst unter der Restauration, Waffenbrüder, der eine aus Spanien, der andere von Moskau zurückkehrend, in der Rotonde sich wiederfinden, und unter Freudenthränen sich in die Arme sinken? Ich könnte zwei Freunde nennen, die bei ihrer Trennung zu Pondichery, binnen drei Jahren auf gewissen Tag und bestimmte Stunde, in der Rotonde sich Rendezvous gegeben, und richtig zur verabredeten Zeit freudetrunken sich an der Brust lagen! Man reist zu einer Tour um die Welt ab, und findet sich — in der Rotonde wieder.

Ein Liebhaber, dessen „Delices" acht Jahre lang die Galerien des Palais-Royal gewesen; den jedoch eine Reihe von Unglücksfällen, am Fuße der Pyrenäen eine Zufluchtstätte zu suchen gezwungen, antwortete, eines Tags, von einem Vorübergehenden, wohin die Straße, auf der er wandle, führe? befragt, in Gedanken verloren, ganz naiv: „Nach dem Palais-Royal." Eigentlich sprach er wahr; denn

nach der Rotonde ziehen alle Heerstraßen Europa's; und müßte man den examinirenden Gendarmen stets seine innersten Gedanken mittheilen, so würde fast jeder, Frankreichs Boden betretende Fremde, der Aufforderung, den Ort seiner Bestimmung anzugeben, als das angelegentlichste Ziel seiner Neugier — das Palais-Royal nennen.

Die dort noch bestehenden Spielsäle, und die gegenwärtig im Allgemeinen daraus verbannten feilen Schönen, trugen ehehin zum Glanze des Palais-Royal nicht wenig bei, und mußten die Fremden, theils als Acteurs, theils als bloße Neugierige mächtig anziehen. Wie viele Unglückliche werden noch heute das Opfer der unseligsten jener Lockungen: jener, die das Budget gegen die Moral beschirmt! Im Palais-Royal gibt es jetzt keinen Gewehrfabrikanten mehr; aber Lepage wohnt ganz nahe bei! Oft begibt sich ein verzweifelter Spieler, ehe er auf dem „Grünen Teppiche" sein Letztes wagt, ehe er nach „Hundertdreizehn" *) hinaufsteigt, aus Vorsicht zu Lepage; versieht sich dort mit dem schauerlichen „Schlüssel zur Ewigkeit;" wagt dann sein: „Va tout!" mit Zuversicht; und nach wenig Minuten verkündet ein, der Nachbarschaft wohlbekannter Knall das Ende der Partie. — Gestern beendete ich bei einem Freunde das letzte Couplet eines Vaudeville; ein Schuß machte mich erbeben: „Laß' dich nicht stören," bemerkte mir mein Freund; „es ist nur das vollzogene Todesurtheil eines „Rouge" oder „Noir." Ich öffnete das Fenster; es war so: ein junger Mensch hatte, aus einem der Spielhäuser stürzend, das Gitter des Apollo-Parterres erstiegen, und auf den Rasen hingestreckt, den Schädel sich zerschmettert.

Langer Besitzstand schien das Daseyn der „Courtisanen" an jenes des Palais-Royal unzertrennlich geknüpft zu haben:

---

*) Früherhin der berüchtigte „Bal sentimental," auch unter einem, höchst obscönen Namen bekannt.

seltsamer Contrast! Man machte dem Herzoge von Chartres, auf das Laster speculirt zu haben, zum Vorwurfe; gegenwärtig beklagen sich die Kaufleute, daß sein Sohn es verbannt. Es mußte wahrlich in der That merkwürdig seyn, jene Mädchenclasse, wie unsere Väter sie noch gesehen, mit tapirten Haaren, mit großfaltigen Hauben coiffirt, in „Karracas," kleinen Casaquins und Reifröcken, sich zu denken! Uebrigens mußte es auch damals in jenem abenteuerlichen Costüme so wie heute, allerliebste Gesichtchen und Taillen geben. Wir dagegen sahen, in der piquanten Simplicität der modernen Tracht in dem gegenwärtig durch ein kleines Succursal-Theater des „Gymnase" ersetzten Café Montansier —; im seitdem verlassenen Café des Aveugles, das einstens von der Kaisergarde lebte; im Caveau du Sauvage, dessen Tambourin das Ohr des Vorüberwandelnden aus der Tiefe herauf, noch immer überrascht, und wo nach Fitz-James, Borel ebenfalls den Bauch reden ließ, kurz an allen Hauptzugängen des Palais-Royal, sie verbreitet. Sie belebten Alles, überhauchten alle Umgebungen mit einem gewissen Zauber von Wollust, der, von jenem keuschen Sinnenreiz allerdings sehr verschieden, der „Habitués" großer Mehrzahl dagegen gar wohl zusagte, und als der damals saillanteste Zug der Physiognomie des Palais-Royal, dem Fremden sich tief einprägte. Die eigentlichen Sultaninnen dieses öffentlichen Harems indeß stationirten in den Steingalerien; zogen dort durch den Glanz ihrer Toilette und jene Nuditäten, die unsere Damen der großen Welt nur auf Bällen oder in der Oper so ganz entschleiert darbieten, die lüsternen Blicke an. Selbst bei gewissen Classen ihres eigenen Geschlechtes erregten diese Hetären eine sehr rege Neugier, die die Herren Gemahle Jener übrigens sehr übelzunehmen nicht ermangelten. So ist denn die ausschließliche Herrschaft im Palais-Royal nur den anständigen Damen, welche durch die Freudenmädchen, nachdem diese früherhin mit Jenen es nur zu theilen sich begnügt, in der Folge davon

sich ganz ausgeschlossen gesehen hatten, — Letzteren endlich ganz nur allein verblieben.

Jene Reform datirt sich erst seit zwei bis drei Jahren her; sie verlieh dem Palais=Royal einen anständigeren Anblick und bürgerlichere Gewohnheiten: man verläßt es zeitiger; seine Magazine werden früher geschlossen, und man geht dort früher zu Bette. Untersuchen wir nicht, ob die Sitten dabei gewonnen? Was außerhalb vorgeht, gehört nicht hieher; wir bleiben für heute nur im Palais=Royal.

Nach jener großen Revolution in diesem Palais blieben zu dessen Verschönung zwei andre nicht minder schwierige übrig. Die eine bestand darin, die Vorsprünge der Waarenmagazine, um der Architektur ihre Regelmäßigkeit wieder zu verleihen, in das Encadrement der inneren Pilaster zurückzuverweisen; die andre sollte jene berühmten, aber so ignoblen, anfänglich „Camp des Tartares“ benannten Galeries de bois, eines der tausend Beispiele jenes, Generationen erlebenden Provisorischen, durch eine, gegenwärtig auf schlanken zierlichen Säulen ruhende, von kolossaler Glaskuppel erleuchtete herrliche Galerie von wahrhaft magischem Effecte, ersetzen. Jene erstere Umgestaltung erfolgte unter Belleyme's Präfectur. Es bedurfte aber der vollen Festigkeit jenes Beamten, um dem Vitruv „Monseigneurs“ über eine Unzahl von Schildern, Laternen, Tableaux und Relief=Façaden, welche die Galerien verengten und verdunkelten, den Sieg zu erringen. Wie vielen Reclamationen auch hatte man, zur zweiten jener Verschönerungen des Palais, zu begegnen. Man beseitigte sie freilich am Ende; wer aber schildert die Seelenangst der unglücklichen Miether, so oft sie den Architekten Fontaine dem Herzoge den widerwärtigen Anblick jener Baracken bemerklich machen, und die Plane und Anschläge mit Sr. Hoheit erörtern sahen! Jeder frug sich, wohin mit seinen, seit bereits vierzig Jahren, unter diesen Bretterdächern einheimischen Penaten? denn, durch ein in der That unbegreifliches

Glück hatten diese Holzbaracken, zu deren Einäscherung die kleinste Nachlässigkeit genügte, mitten unter Bretterwänden und Quinquet's, Büchern und Wärmpfannen, noch mehr bei ihrem Gewimmel von Modistinnen, deren eigenthümlicher Zug Umsicht keineswegs ist, die Flammen stets verschont.

Es liegt außer meinem Plane, an alle untergegangenen Berühmtheiten des Palais-Royal hier zu erinnern; eine jedoch mit Schweigen zu übergehen, würde man gewiß mir nicht verzeihen: Was ward aus dem Café des Mille Colonnes? Ach! was ist aus Babylon und Ninive geworden; was wird aus Paris, sucht die Cholera es heim? Das berühmte Café ist noch da; seine weit berühmtere Fee aber ist verschwunden. Doch verschwunden? Nicht so ganz: ich kann mit Nachrichten von ihr dienen. In Neuilly lebt die Belle Limonadière, und meditirt, gleich Karl X zu Holyrood, über die Vergänglichkeit aller Erdengröße. Ihr Exil aber ist ein freiwilliges; ihre Meditationen sind sämmtlich nur angenehme Erinnerungen. Ihre Wohnung ist ihr Eigenthum; keine Revolution stürzte ihren Thron um; die Mode hauchte ihn nur an, und er versank. Dieß die Launen jener launenvollen Göttin! Comptoir-Göttin, kehrte die Belle Limonadière ins Privatleben in eben jenem Dorfe, das Frankreich seine gegenwärtige Königin geschenkt, zurück. — Wer von Beiden die Glücklichere? Wer weiß? . . . . Wer sollte das häusliche Glück, das friedlich abgeschiedene, behagliche Leben jenes weiblichen Wesens, das seine Laufbahn mit der Bescheidenen, und doch so glänzenden Souverainschaft des Café du Bosquet begann, nicht beneiden? Vergangene Woche (ich erzähle es meinen Lesern im Vertrauen), fand ich mich in einer „Caroline" *) der „schönen Limonadière" vis-a-vis. Einer meiner Nachbarn, sie erkennend, bat um die Gunst, ihren Platz zahlen zu dürfen: sie belächelte diese unschuldige

*) Eine der zahlreichen neuen Gattungen Pariser Droschken.

Galanterie; sie mochte in diesem Augenblicke aller auf dem Throne eines der Brüder Napoleon's (Joseph) ihr dargebrachten Huldigungen gedenken. Jener Thron (man hat es noch nicht vergessen) ward versteigert, und rein mercantilische Speculation bestimmte ihn zum Sitze der Schönheit ohne Diadem.

Ich schilderte am Eingange dieses Artikels das Palais-Royal im vollen Zauber seiner, an jedem Abend sich erneuenden Erleuchtung; weit minder interessant muß es daher seyn, diesen Feenpalast am Morgen, wo er nur der Schüler, Kinder und „Bonnes“ Domaine darbeut, zu besuchen. — Gegen Zehne indeß beginnt bereits das Palais-Royal sich zu beleben. Die Journalleser stellen sich ein, und häufen sich um jene kleine Kiosk's *) mit vergoldeten Dächern. In einem derselben hat Perustault sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er verläßt es mit jedem Augenblicke, zu neuen Ronden; blickt verstohlen nach seinen Blättern in den Händen etwa zu entfernter Leser, und ersucht sie, wenn er seinen Stempel auf dem Journale erkennt, seinem Kiosk näher zu verbleiben.

Jetzt füllen sich auch die Cafés, indeß die Restaurants, denen sie das Privileg der „Gabelfrühstücke“ förmlich entfremdet, noch verödet bleiben. Bald durchkreuzen Handelscommis, Geschäftsleute und beschäftigte Leute die Alleen in allen Richtungen; schon deuten die müßigen „Flaneurs,“ und eine tägliche Masse von drei- bis vierhundert Personen an bestimmtem Punkte, den Vorübergehenden an, daß eben Mittag schlagen werde. Wollte Gott, alle Kanonen der Welt glichen der Artillerie des Palais-Royal, und ihr Donner hätte nie mehr Uebels angerichtet, als jenes leichte Zucken, das einige Comptoirdamen und mehrere „Marchandes“ von

---

*) Früher ganz simple Parapluies gegen Regen und Sonne.

allzureizbarem Nervensysteme, trotz der Gewohnheit, nun einmal nicht bemeistern können! Während der der Explosion vorhergehenden fünf Minuten blicken die Umstehenden auf ihre Uhren; die deren keine bei sich führen, auf jene der Andern. Eine feierliche, erwartungsvolle Stille herrscht im ganzen Kreise; zuweilen selbst scheint man an der Pünktlichkeit des Artilleristen zu zweifeln. — Der Schuß kracht; sofort richtet Alles seine Uhren; manche ergießen sich, mit selbstgefälligem Lächeln, in das Lob ihres Uhrmachers. Jeder theilt auf seinem Wege die „officielle" Stunde allen Begegnenden wohlwollend mit; von der ganzen Volksgruppe bleiben nur die „Badauds" zurück, die da gern sehen wollen, wie's die Sonne anfange, um den Schuß loszubrennen, und etwa die jedem neuen Ankömmlinge: „der Schuß sey schon gefallen!" ankündigenden Verspäteten. Das Parterre, wo die Kanone aufgestellt ist, zu bezeichnen, wäre überflüssig; es kann offenbar nur jenes Apolls seyn; denn der „Fernhintreffer," in eigener Person, löst die Kanone.

Das Palais-Royal war stets der politischen Volksbewegungen Centralpunkt, und wird er immer bleiben; es ist seiner Lage und der Natur seiner „Habitués" nothwendige Folge. Daher empfehlen sich die meisten dortigen Cafés ihren Besuchern durch irgend eine besondere Reminiscenz: das Café de Foy durch Camille Desmoulins, die Keime der Insurrection so kräftig und tief erfassenden Reden; das Café de Chartres durch die heftigen Kämpfe der grünen und weißen Cocarde; dann des „Bergs" und der „Gironde;" das Café Montansier durch die patriotischen Orgien der „Hundert Tage" und die nach Rückkehr der Restauration von Gent, dort geübte Rache; das Café Lemblin unter der Restauration durch das stete Zuströmen der liberalen Jugend und geächteter Militairs; das Café Valois endlich, als das Heiligthum der vom Puder des „Ancien Régime" stets

beschneeten Häupter. *) Im Palais=Royal ward der erste Club eröffnet, dort auch hielten später ihre Conciliabeln, jene jungen Contre=Revolutionairs, die des Thermidors Reaction zu nicht minder jammerwerthen Excessen, als die, deren Verlauf jene gehemmt, zu steigern, so eifrig sich bestrebten.

Im verflossenen Monate besuchte ein Greis, der noch unter Ludwigs XV Schweizergarde gedient, Paris, von dem er seit 1780 entfernt gewesen. Zuerst bemerkte er, als wir dem Palais Royal nahten, „nach dem „Arbre de Cracovie;“ dort lesen wir die Journale; ich werde mich herzlichst freuen, dort, wo mein Herz vor etwa sechzig Jahren bereits für Polen schlug, von diesem Heldenlande wieder einmal etwas zu vernehmen. Der Baum aber war wenig Jahre nach Polens Theilung, mit der ganzen, von Cardinal Richelieu gepflanzten Kastanien=Allee, abgehauen worden; er war von allen der schönste, und durch sein weithin gebreitetes, herrliches Laubdach ausgezeichnetste gewesen. Um diesen Baum gesellten damals sich die Leser des „Courrier de l'Europe“ und der „Gazette de Leyde,“ in jener Zeit so ziemlich die einzigen Tagblätter; die Stelle des Baums zeigte mir mein guter Alter, dem Café de Foy gegenüber. Andre Bäume grünten dort, in deren Schatten man andre Journale las; Frankreichs Sympathie aber für seine tapfern nordischen Brüder ist unwandelbar geblieben.

Die abwechselnden Schicksale der im ganzen Ensemble des Palais=Royal begriffenen Gebäude, oder vielmehr dieser Masse von Gebäuden, würden zu einer weitläufigen Geschichte Stoff bieten; ich beschränke mich jedoch nur auf die Angabe,

---

*) Das Café Corfazza, Bonaparte's Lieblingsaufenthalt in seiner trübsten Beginn=Periode, ward unter der Restauration „Café Sabatino“ umgetauft; führt jetzt aber wieder, stark besucht, seinen früheren „historischen“ Namen.

daß dieß Palais durch zwei Architekten derselben Stadt: Jacques Lemercier, Richelieu's Architekten, und Fontaine, jenen des Hauses Orleans, beide zu Pontoise geboren, begonnen und vollendet worden. Wie oft sah man nicht Letzteren mit seinem königlichen Clienten über die Bedachung lebhaft discutiren, und über einen Giebel, von dem der Fürst nicht ablassen wollte, Rath pflegen? Könnte die Architektur als Lehrlingschaft der erhabensten aller Künste, jener zu regieren, gelten, so ließen der Geschmack, Glanz und die anmuthige Harmonie des Palais der Rue Saint-Honoré, die allererfreulichste Zukunft ahnen! Um die Neugier des Lesers auch in andrer Beziehung zu befriedigen, unterrichte ich ihn, jedoch nur in aller Kürze, von den Bewohnern dieses Palais seit seiner Gründung. Nachdem Richelieu dessen Bau unter der Benennung „Palais Cardinal,“ fortsetzen lassen, bewohnten das Palais Anna von Oesterreich, Mutter Ludwigs XIV, der, damals erst fünf Jahre alt, in das Bassin des „Jardin des Princes“ benannten kleinen Gartens fiel. Dann Henriette von England; Philipp von Orleans, Chef der Branche dieses Namens, und Ludwigs XIV Bruder; Philipp, der Regent; sein Sohn Ludwig, Herzog von Orleans; Ludwig Philipp, und beim Ausbruche der Revolution, Ludwig Philipp Joseph, ersterer Großvater, letzterer Vater des Königs Philipp des Ersten.

Während der Revolution war das Palais Sitz des Tribunats; unter dem Kaiserreiche wußte man ihm keine Bestimmung zuzutheilen: provisorisch wurde die Börse, und deren unzertrennlicher Satellit, das Handelsgericht, indeß man ihnen eines der herrlichsten Gebäude unserer modernen Architektur errichtete, im Erdgeschosse, der großen Treppe gegenüber, etablirt. Bei der Rückkehr der Bourbons ergriff die Familie Orleans von diesem ihrem Eigenthume wieder Besitz. In den „Hundert Tagen“ installirte sich Lucian darin; nachdem es unter den fünfzehn Jahren der Restauration, die Seiten-

linie der Bourbons bewohnt, ward es achtzehn Monate das provisorische Hotel des „Bürger=Königthums.“ Ein Thron aber mitten unter noch so glänzenden Kaufläden verdunkelte sie allzusehr; die oft zu langen Umwegen vermüßigten Geschäftsleute fanden, einem Könige auf ihrem Wege zu begegnen, nicht bequem: Ludwig Philipp fühlte dieß selbst, und bezog jüngsthin den alten Königssitz, die Tuilerien.

E. Koch.

Die Morgue. *)

Mehr dem philosophischen Geiste des Jahrhunderts als religiöser Frömmigkeit verdankt die Morgue ihr Entstehen. Ihr Daseyn (die Etymologie des Namens ist räthselhaft) schreibt sich aus einer nicht entfernten Zeit her; sie existirt in ihrer heutigen Gestalt kaum erst zwanzig Jahre.

In früheren Zeiten wurden die, außerhalb ihrer Behausung, eines gewaltsamen Todes Verstorbenen nach dem Petit Chatelet, in ein so jammervolles Gewölbe, als dessen Bestimmung selbst, gebracht; meist aber schleiften, das Fleisch in Fetzen abreißend, und den Körper bis zum Skelete entfleischend, die scharfen Fanghaken die Leichen der Ertrunkenen ans Land, die von den Priestern verdammt, eine Beute der Fische und Raben, ihrem Schicksale überlassen blieben. Zwar klagte man zuweilen über gefährliche Einwirkungen der Atmosphäre, über mephitische, fieberbringende Ausdünstungen; dabei aber blieb's. Die Municipalpolizei jedoch beseitigte in der Folge jene Ansteckungsstoffe. Dieser Polizei eben verdanken wir fast alle unsere Localverbesserungen, und besitzen den-

*) In diesem öffentlichen Gebäude auf dem Marché Neuf, bei dem Pont Saint Michel, werden hinter Glasfenstern, auf vertical angebrachten schwarzen Marmortafeln, die entkleideten, unbekannten Leichen der außerhalb ihrer Wohnung Ertrunkenen, oder sonst durch irgend eine zufällige oder gewaltsame Todesart Umgekommenen, nebst ihren Kleidern, ausgestellt. Nach binnen drei Tagen nicht erfolgter Anerkennung werden die Leichen beerdigt.

noch keine Geschichte derselben! Was wir dem Clerus dagegen verdanken, ist mir nicht sehr bekannt; er fuhr die Selbstmörder zu excommuniciren fort.

Düster und ihrer Jämmerlichkeit gleichsam sich schämend, verbirgt die Morgue sich am linken Seineufer zwischen dem Quai des Orfevres, dem Quai de la Cité, dem Pont Saint Michel und dem Petit Pont. Warum dieß Gebäude gerade, in den Mittelpunkt von Paris, an einen der, von jenen Stellen, wo die Ertrunkenen gewöhnlich aufgefischt werden, entferntesten Punkte einzwängen? Die Morgue zwischen dem Louvre und Passy isolirend, hätte man den auf den Brücken lustwandelnden Parisern den schauerlichen Anblick der, in einem Kahne auf dem Rücken hingestreckten, ihrer Bestimmung zugeführten Leichen erspart: wahrscheinlich wollte man den Verwandten und Freunden einen zu langen Weg ersparen; wollte in Vertheilung der „Agrémens" der Hauptstadt, die Bewohner der Cité ebenfalls bedenken. Das Viertel Saint Honoré besitzt die Tuilerien und den König; der Marais die Place Royale und das Archivgebäude; der Faubourg Saint Germain das Luxembourg und die Pairie; die Cité, die das Palais de Justice, die Glocken der Notre-Dame, und das Jammern des Hospitals nicht wohl unter ihre Annehmlichkeiten zählen kann, besitzt dagegen doch die Morgue!

Die Morgue ist der Cité Luxembourg, ihre Place Royale. Wie anderer Orten neue Moden, blühende Orangenbäume, vom Herbstwinde aufspringende Kastanien, den Frühling und Winter zu sehen, besucht die Cité, um die Ertrunkenen und Ermordeten zu beschauen, die Morgue. Ich möchte nicht darauf schwören, daß nicht gewisse Hausbewohner deren Nähe als eine Annehmlichkeit bei ihren Mietheforderungen in Anschlag bringen? Man weiß ja, daß vier auf dem Greveplatz *) vermiethete Fenster (versteht sich, in „guten

*) Der Hinrichtungsplatz.

Jahren,) verhältnißmäßig mehr als ein ganzes Haus im Marais einbringen.

Im ganzen Viertel plaudert man von den in der Morgue ausgestellten Leichen: „Ein schöner Mann, der Eine ...“ — „der Andere hatte wunderschönes blondes Haar ..“ — „die „Grisette“ diesen Morgen ..; wieder so eine .. „Meinen Sie?“ — „Ei freilich, sahen Sie denn den Leib nicht? .. das arme Kind!“

Tagtäglich erneut sich den Citébewohnern jene Unterhaltung, und in sehr pikanter Abwechslung; denn selten gestalten dieselben Umstände immer denselben Ausdruck der Verzweiflung. Die am Fuße des Ausgestellten debitirten Commentare verfolgen die ganze vielfache Stufenleiter der Probabilitäten bei einem Selbstmorde. Das, an das der Neugier zu enge schmutzige Fensterchen gepreßte, theilnahmlose Auge scheint in diesem unbekannten Fleische gleichsam zu wühlen und exponirt kecklich das Sujet dieses Kupferstiches „Avant la lettre.“

Die Morgue ist der Nachbarschaft Centralpunkt; man eilt ihr, wie dem Morgenjournale, zu, und findet fast immer eine philosophische Lection; denn dort weiß man an den Fingern aufzuzählen, was ein Souveränsfest, ein Act des Volksheroismus, eine vom Moniteur gepriesene Verwaltung koste! — Vielleicht dachten die Miether der Rue de la Calandre, und die Spaziergänger auf dem Quai de l'Archeveché nie an die vom Marché aux Fleurs, zweimal in der Woche an Ausstellungs- und Brandmarktagen, *) ein duftender Bazar, dargebotenen Zerstreuungen. Ein prosaische

---

*) Leider wird, auch nach der Julius-Revolution, dort noch immer gebrandmarkt. — Eine Hinrichtung, die neulich ebenfalls auf jenem Platze stattfinden sollte, ward indeß, bei der dadurch empörten Stimmung des Volks, verschoben. Wann endlich wird die so viel besprochene Revision des Code Pénal, im Interesse der Menschheit, erfolgen??

Präfect hat, wenn die Blumen abwesend sind, die Händler mit altem Eisen und ausgedientem Hausrath dorthin gewiesen; Blumenpoesie und Chatelet alterniren dort ohne alle Jalousie. Dieß einer der tausend Contraste von Paris. Hier brennt man die Schulter einem Menschen, der ein Zehnsousstück nachgemacht; dort verurtheilt man ihn, wegen in Umlaufsetzens eben dieses Geldstücks, zur Guillotine; da verkauft man aufgeblühte Rosen; vielleicht duftet deren eine in des Richters Knopfloche.

Allen Winden preisgegeben, ist die Morgue ein Gebäude von vierundzwanzig Fuß Ausdehnung: achte ebener Erde, beiläufig für das Publikum; zwölf zur Benutzung der Eigenthümer; für welche Bestimmung die noch übrigen vier Fuß, erräth sich. Im oberen Stockwerke, oberhalb des Gewölbes übrigens, erhält das Local seine vollständige Breite wieder; ist indeß durch eine, die Appertinenzen der Greffe begränzende Bretterwand, und eine zweite, in achtzehn, durch den Athem der Hindurchschauenden oft getrübte Carreaus getheilte Glaswand, geschieden. Rechts vom Corridor befindet sich die Wohnung des Morguewärters. Dieser Mann, an den ich bei meinem ersten Besuche der Morgue mich wandte, wagte, die Hauptschätze des Gebäudes mir zu zeigen, nicht auf seine Verantwortung zu nehmen. Die Skrupel seines Amtes bebten vor meinen Fragen schüchtern zurück; und doch hätte deren Einfachheit und Natürlichkeit, die ihm indeß durchaus nicht einleuchten wollte, ihn vollkommen beruhigen sollen. Seltsam! Ich besuchte die Bibliothek zu Florenz; konnte sie, ohne daß der Aufseher des Manuscriptensaals es bemerkt hätte, anzünden; — tagtäglich durften Fremde, als Ludwig Philipp noch im Palais-Royal hauste, dessen verborgenste Winkel durchstöbern; konnten alle Diener des Königs der Franzosen nach seinem häuslichen Leben, seinem Benehmen gegen seine Familie und die zur Audienz Vorgelassenen ausfragen; der Morguemann dagegen beharrte starrsinnig darauf, weder in die

die Bretterwand, noch in die nach seiner Treppe führende Glasthüre mich einzulassen. „Kommen Sie morgen,“ vertröstete er mich ganz kurz; „der Herr Greffier wird sehen, ob er Sie vorläßt.“

Ich kann fantastischen Gemüthern, und diese gerade liebe ich, versichern, daß der Morguemann allen in jener gemeinen, bedeutungslosen Form, mit der die Vorsehung so freigebig gewesen, ausgeprägten Menschen gleiche. Mit dem besten Willen von der Welt, in diesem Subjecte jenen Typus von Häßlichkeit und Schauderhaftem, mit deren Idee die Volkssage mich schon im voraus erfüllt hatte, verwirklicht zu sehen, vermochte ich dennoch nicht, den Mann in der Nähe betrachtend, das beste Naturell irgend einer Physiognomie, die vierschrötigste Tournure, und das allen ordinären Costümen allergleichendste, bis zu solchem Grade mir zu entstellen. Gleich so vielen Andern hätt' ich eine recht grandios schauderhafte Morgue, etwa à la Walter Scott, malen mögen; da man mir jedoch bereits zuvorgekommen, bleibt mir nur die schlichte Wahrheit zu berichten übrig.

In dieses Mannes plumpem, schwerfälligem, erdfarbigem Gesichte fand ich selbst nicht einmal jene Feinheit der Kerkermeister und anderer Leute, die aus dem was wir sagen das was wir nicht sagen, herauszufinden sich zum Geschäfte machen. Ich las in seinen Zügen, daß er mich so wenig errathen, als selbst mir ein Räthsel seyn wolle. Seine Weigerung war ganz gradaus und unverhohlen. Kerkermeister besitzen einen, durch stete Uebung bis in die Seele dringenden, mit jeder Lüge, allen Winkelzügen, Heucheleien und Täuschungen des Auges vertrauten Scharfblick; wie aber sollte der Morguewärter solche Erfahrungen sich gesammelt haben? Die Augen der von ihm Bewachten sind auf ewig ja geschlossen!

Ich bemerkte dem Manne, um ihn vielleicht etwas gefügiger zu machen: seine Hände seyen von ausgezeichneter Weiße.

„Ich wasche sie oft, mein Herr,“ fertigte er mit seiner bisherigen Kürze mich ab.

Eben wollte ich, mit dem Vorsatze meinen Besuch morgen zu wiederholen, mich entfernen, als die Thüre der Greffe sich öffnete, und eine Silberstimme mir zurief: „Wollen Sie morgen zehn Uhr hier seyn, so wird mein Vater die Ehre haben, Sie zu erwarten.“

Die Thüre schloß sich so rasch wieder, daß ich nur mit der Schnelle eines Gedankenblitzes eine jugendliche, schlanke, elegant coiffirte Blondine in ihrer Aventurinrobe wahrzunehmen vermocht hatte.

„Die Demoiselle des Herrn Greffier,“ bemerkte mir der Morgueaufseher.

„Ihr Greffier hat eine Tochter, die hier speist, schläft, weint, lacht, — liebt?“ frug ich überrascht.

„Ob sie weint und liebt, mein Herr, weiß ich nicht; so viel aber kann ich Ihnen versichern, daß sie hier geboren, und in der Notre-Dame getauft ist.“

„Hier geboren?!“

„Sie erlauben, mein Herr, daß ich die Thüren schließe, es ist Nacht; meine Todten sehen nicht mehr.“ (Es waren seine Worte.)

Zum zweitenmale sah ich die Morgue, und zwar mit sehr verschiedenartigen Gefühlen.

Das erstemal war, erinnere ich mich, bei einbrechender Nacht, gelegentlich eines Wäscherinnenballs; man tanzte auf dem Wasser.

Ich begreife die Barcarolen des venetianischen Gondoliers, der, wie auf raschem Fittig, längs der Quais dahin fliegt; er singt den Lustwandlern, den offenen Buden, den Eisengittern der Balcons, den sich öffnenden Theatern; allerwärts, im leuchtenden Himmelsgewölbe, in den grünlich aufblitzenden Wellen, in diesem, ohne Zweifel aus Griechenland herüberschwimmend (denn es ist nackt), hier gelandeten Volke,

sein Echo. Man drängt sich am Ufer; er singt auf dem Wasser; es ist eigentlich nur eine Unterhaltung aus der Ferne, vom Canale in den Nebel am Gestade hinüber. Dreißig Fuß tief unterhalb des Bodens aber tanzen, auf einem engen, schlüpfrigen, mit Moos bedeckten, in das fette, schmutzige Gewässer des Hospitals getauchten Floße tanzen! Nur Paris hat dergleichen Ergötzlichkeiten aufzuweisen; in Paris ersetzt man durch Ausschmückung, Schilde und Namen alles; in dieser ungeheuren Stadt gewinnt alles einen Charakter von Importanz. In Kellern brennt man Feuerwerke ab; unter den Mansarden der Rue Quincampoix finden „Bals champêtres“ statt; Bercy heißt ein Hafen. — Hinderte wohl jemals einfallender Regen den Pariser Bürger, an irgend einer projectirten Lustpartie? Ich glaube, die Sonne könnte ihren Glanz verlieren, man würde vierzehn ganzer Tage lang in Paris sich kaum darum bekümmern.

Indeß war dieß von freudejubelndem Gedränge erfüllte, vor der Morgue anlegende, schwimmende Gebäude mehr frappant als ergötzlich. Einige Köpfe Neugieriger ragten über das Parapet des Quai Saint-Michel herab; der letzte Abendstrahl schillerte in der Cité entlegensten Fenstern; mitten unter dem Brausen der Seine unter den Brückenbogen, beim dumpfen Brummen der Stundenglocke von der Kathedrale, beim Wechselspiele der Streiflichter und Schlagschatten auf den bewegten Wellen, brachen durch lautes Gelächter und den rauschenden Lärm des Tanzes des Flageolets gellende Töne und der mißtönige Strich verstimmter Violinen sich Bahn.

Schon war es ganz Nacht geworden, das Floß ward ringsum erleuchtet, und von Neuem begann der Ball.

Vom pittoresken Anblicke jenes isolirten Gebäudes, dem der Ball veranstaltet schien, extasirt, erfuhr ich, es sey — die Morgue.

Schlag zehn Uhr Morgens pochte ich bereits am Fenster des Morguemannes.

„Sieh, da sind Sie schon?" äußerte er, mit einer blendendweißen Serviette in seinem Knopfloche   Mund wischend; „treten Sie ein. — Der Herr da ist ein Nachbar, der, wenn er mir zuweilen in meiner Arbeit hilft, mit mir frühstückt. 's ist pure Freundschaft: diesen Morgen hatt' ich ihn grade recht nöthig. — Sie kommen, mein Herr, recht à propos; wir haben heut eine Frau, die sich an ihrem Strumpfbande erhängt. 's ist zum Erstaunen, wie heutzutage die Weiber sich gleich so mir nichts, dir nichts aufhängen; finden Sie nicht, mein Herr? Der Zweite ist eine Mannsperson, die schon vier Tage im Wasser gelegen; das Dritte ein ganz kleines Mädchen, das diese Nacht durch Zufall in einer Diligence erstickt ist; man hat es vermuthlich für ein Paket gehalten, sich drauf gesetzt . . ., jammerschade, ein charmantes Kind!"

Madame François (so heißt der Morgueaufseher) bemerkte nicht ohne Gefühl: „das arme Ding hat vielleicht eine Mutter, die auf es wartet, um ihm reine Strümpfchen und ein feines weißes Spitzenhemdchen anzuziehen! Apropos, François, wo hast du die Kleine hingelegt?"

„Je nun, wohin? Ausgezogen, auf eine Steinplatte! Meinst du etwa, die Kleine möge frieren?"

„Ich dachte, der Doctor solle sie öffnen; darum hättest du sie auf den Sectionstisch gelegt."

„Possen! man wird, dir zu Gefallen, alle Welt öffnen! Soll das arme Kind gar etwa vergiftet seyn? s' ist so nett, als käm' es eben aus dem Bade; hast du gesehen, wie die Amme, die es in ihrer Schürze trug, heulte, grad als sey das Kind ihr eigenes?"

„Die Kleine ist also nicht im Saal der Unbekannten?"

„Nein, Frau, sie liegt bei dem andern, von seiner Mutter anerkannten Kinde. — Die Amme sagte mir, sie käme aus der Normandie zurück, die Diligence sey dermaßen besetzt gewesen, daß sie die Kleine zwischen ihre Knie nehmen müssen. Die Amme war müde, hatte seit zwei Tagen nicht geschlafen. Als es Nacht ward, schlief sie ein. Das Kind glitschte herunter; die Amme schlief immer fort. Das Kind bewegte sich, sie schlief aber immer zu. Als sie Morgens aufwachte, und noch ganz schlaftrunken ihr Halstuch zurückschob, um das Kind an die Brust zu legen, fand sie die Kleine kalt und starr; sie war mausetodt."

„Und weiter?"

„Was weiter, ist leicht zu denken. Die Amme hatte, zu der Mutter, einer Pariserin, zu gehen, das Herz nicht, wußte mit dem Kinde nichts anzufangen, und brachte es, um es begraben zu lassen, hieher; das kostet der armen Person nichts. Die Normandes, weißt du, verstehen zu rechnen. — Doch aber wollte sie von dem Würmchen gar nicht lassen, küßte ihm das Köpfchen, die Händchen, die Schulterchen, die Füßchen, und frug mich immer: Lebt sie denn aber auch gewiß nicht mehr? — Bald reichte sie mir die Kleine hin, bald riß sie mir sie wieder weg, rüttelte sie, rief ihren Namen ihr ins Ohr, küßte, biß sie, öffnete mit den Fingern ihre kleinen Augen. — Sehen Sie doch, schluchzte sie, die runden, blauen, schönen Augen! Blau, wie die ihrer Mutter; ihre Mutter! Sie wird mich umbringen! — Sage ich ihr auch: die Kleine ist am Zahnen gestorben, unser ganzes Dorf straft mich Lügen! — Man hat aus der Diligence mir das Kind gestohlen? Nicht wahr! sagt der Conducteur. — Nein, besser, ich sage nichts, gar nichts, reise nach meinem Dorf zurück, warte, bis die Eltern ihr Kind besuchen wollen, nicht wahr? Das währt vielleicht noch drei, sechs Monate, wohl gar ein Jahr; so viel immer Zeit gewonnen! — Nein, nein; o lieber, guter Gott, ich bin verloren,

denn, in unser Dorf, sehen Sie, darf ich nicht zurück; ohne mein Kind, mein armes Lenorchen, nimmermehr!"

„Hörst du, Frau, Lenore? Behalte mir ja den Namen; Herr Perrin wird ihn eintragen, das Kind gehört unter die Bekannten."

„Höre nur weiter, Frau! In mein Dorf, sagte die Amme, darf ich ohne mein Lenorchen nicht zurück. Aller Welt war die Kleine ja bekannt; der gab ihr Zucker, die süßen Kuchen; der Herr Pfarrer konnte an dem lieben Würmchen sich gar nicht satt sehen. — Sagen Sie, Herr, wenn man dem Kinde zur Ader ließe; nicht so? — Wenn wir ihr die Füßchen in kaltem —, nein, in recht heißem Wasser badeten? — Sagen Sie, hat man nicht Exempel, daß Kinder wieder zu sich gekommen sind? Nicht wahr? Nicht wahr? — So reden Sie, um der Wunden Jesu willen, so reden Sie doch; Madame bringt mich um; gewiß bringt sie mich um, und doch ist's, ich kann's beschwören, nicht meine Schuld! Und in unserm Dorfe, werfen Sie mich, wie eine giftige Kröte, mit Steinen und mit Koth . .! Machen Sie, Herr, daß sie wieder lebt, und der kleine Engel soll Ihnen seyn." —

„Frau, sind noch Chlorfläschen da?"

„Noch zwei."

„Sehr gut; bei den Bekannten läßt sich's kaum mehr aushalten."

„Sagte die Amme sonst nichts weiter, Mann?"

„Nichts weiter. Nur, als sie wegging, küßte sie die Kleine, indeß ich sie auskleidete, noch einmal, und weinte bitterlich. Sie bat mich um Erlaubniß, des Kindes Häubchen und kleines Halstuch mitzunehmen. Du weißt, Frau, 's ist nicht Brauch, aber das Herz war mir schwer; nehmt's mit! sagt' ich. Sie schlug sich die Schürze über's Gesicht, und rannte wie verrückt in die Rue de la Barillerie hinein."

„Siehst du, Mann," rief nach dieser Erzählung Ma-

dame François, „mit einem Kinde soll man in der Diligence immer zwei Plätze nehmen!“

Madame François hatte, während des ganzen Berichtes ihres Mannes, einzig mit diesem Gedanken nur sich beschäftigt. Man klingelte; der Wächter kündigte Herrn Perrin an.

Herr Perrin ist ein kleiner, alter Mann, und hustet immer. Als ich den Zweck meines Besuches ihm bescheidentlich eröffnet, erbot er sich mit vieler Politesse, alle Details seiner Verwaltung mir zu zeigen, bedauerte zugleich aber sehr, daß solche grade nicht so manchfaltig, als er wünschen möchte, seyen; „ich kann indeß,“ setzte er hinzu, „Ihnen nur, was ich gerade habe, zeigen. Lassen Sie uns hinaufgehen.“

Indeß wir eine enge Stiege erklommen, und der Greffier mich unterrichtete, daß sein Etablissement, hinsichtlich des Budgets der Localausgaben, der Präfectur, in Hinsicht der Salubrität aber der Polizei untergeordnet sey, mußten wir uns an die Mauer drücken, um mehren geputzten, anmuthigen, kichernden, aber von dem durch das uns erleuchtende Luftloch vom Flusse herauf wehenden scharfen Winde fröstelnden, jungen Mädchen Raum zu lassen.

„Es sind,“ bemerkte mir der Greffier, „vier meiner Töchter; ich zählte deren acht. François, der Aufseher, hatte ihrer vier, und das Glück, sie alle an Mann zu bringen; François ist ein guter Hausvater.“

„Zwölf Kinder also,“ dachte ich bei mir, „in der Morgue gezeugt!“ Ludwig XIII ward in seinen Prunkgemächern des Louvre kein solches Glück! — Wonneträume, Gattenfreuden, Vater-, Mutter-Seligkeit entblühten diesem gräßlichsten aller Leichenhäuser! In seinem Beringe erblickte es den Orangeblüthenkranz der Braut, Kindtaufen, den Herrn Pathen im schwarzen Kleide und die Pathin im festlichen Putze, die Communion mit ihrem gestickten Schleier; diese

Morgue war also der Liebe, Tugend, Religion, der seligsten aller menschlichen Gefühle, Zeuge!

„Papa," rief fröhlich das älteste der Mädchen, „wir gehen zu einer Preisvertheilung, meine Schwestern bekommen ganz gewiß Kränze. Lass' dir die Zeit nicht lang werden, Papa, bald sind wir wieder hier."

„Geht nur, Kinder, geht," entgegnete der alte Mann mit freudeleuchtenden Augen; alle Viere küßten, an ihm emporspringend, seine Wange. — Mir fiel die kleine Leonore und ihre des geliebten Kindes mit Sehnsucht harrende Mutter ein.

Wir traten in François Wohnung. Er empfing uns mit jener eitlen Geschäftigkeit, die so gern mit ihrer häuslichen Einrichtung prunkt. François Mobiliar ist comfortable: zwei elegante Pendulen, eine eben so elegante Commode, ein zierlicher Fußteppich mit Rosenguirlande, und ein stattliches Bette, — dieß die Hauptingredientien. Wäre François Stube nicht mit Meubeln überladen, prunkte sie nicht mit jener, bei Leuten, die früher wenig besessen, meist eigenthümlichen Wohlstandsparade, so würde sie sich ganz heiter ausnehmen; indeß repräsentirt das Ganze unsern Geschmack, unsere Meinungen und Gewohnheiten. Blumenvasen werfen auf die Gardinen einen lebenvoll grünlichen Reflex. François ist ein Blumenfreund, und pflegt Florens Kinder mit wahrer Vatersorge. Unter seinen Wandverzierungen bemerkte ich Augereau's und Klebers Portraits, beide im Costüme ihrer Zeit, in Uniformen mit ellenlangen Schößen, gepudert, auf mächtige Säbel gestützt. — Napoleon war dreimal vorhanden. —

„Sie betrachten diese Töpfe?" frug François; „es sind von meiner Frau eingemachte Confituren; sie versteht sich meisterlich darauf; vielleicht gefällig?"

Aus François Wohnung, die der Morgue rechten Flü-

gel bildet, begaben wir uns in jene des Greffier, und verweilten in Herrn Perrins Cabinete.

Pflegt François der Blumenzucht, so liebt Herr Perrin dagegen die Hydraulik und Camera Obscura. Er zeichnet, und läßt das Wasser der Seine in einem von ihm erdachten, sehr sinnreichen Mechanism spielen; es ist eine kleine Fontaine, in von blühenden Erbsen umdüftetem Bassin. Indeß er mit seiner hydraulischen Maschine sich beschäftigte, durchblätterte ich, mit seiner Erlaubniß, das Register, in dem die Selbstmörder in doppelter Buchhaltung aufgeführt sind.

„Unbekannt," ist die Hauptrubrik: „Um drei Uhr Morgens gebracht; zerschmetterter Schädel; unbekannt." — „Um Mitternacht gebracht, unter dem Pont des Arts ertrunken; ein Brückenzeichen in der Tasche; unbekannt." — „Junges, schwangeres Frauenzimmer, an der Ecke der Rue Mandar von einem Fiacre gerädert; unbekannt." — „Am Thore eines Hotels gefundenes, erfrornes, neugebornes Kind; unbekannt." Eine ganz ungewöhnliche Differenz im Verhältnisse der Selbstmorde fiel mir auf: Erstlich, die Anzahl der Männer gegen jene des weiblichen Geschlechts; erstere die letztere immer um ein Drittel übersteigend; zweitens das verschiedene Resultat der Todesjahre. So z. B. sind vom Jahre 1816: 218 Selbstmörder männlichen, nur 70 weiblichen Geschlechtes eingetragen; im Jahre 1819: 186 männlichen, nur 40 weiblichen Geschlechts; 1821: 234 männlichen Geschlechts, nur 35 Selbstmörderinnen; 1822: 209 männlichen, nur 48 weiblichen Geschlechts. Im Jahre 1815 starben ganz unverhältnißmäßig gegen die übrigen Jahre, ermordet, oder durch Selbstmord, 333 männlichen, 99 weiblichen Geschlechts; damals waren die Alliirten in Paris.

„Finden Sie," frug mich der Greffier, „unsere Register nicht mit vieler Ordnung geführt? Meine Hand zittert zwar etwas; indeß ist, dieß müssen Sie mir zugeben, für meine Jahre meine Schrift noch fest genug. Auf die „Cou-

lée" besonders habe ich mich mit Glück verlegt. Sehen Sie das große M da; ist es nicht recht nett? Was meinen Sie?"

Der gute Mann prunkte nur mit seiner Kalligraphie, mit der Zierlichkeit eines M, dachte an weiter nichts, und doch bildete eben dieß M den Anfangsbuchstaben eines Prinzen, eines in Venedigs goldenem Buche prangenden Namens. Wie hatte er in dieß Register sich verloren?

Vor meinem inneren Blicke dämmerte jene Winternacht wieder auf, wo eine Leiche auf Saint-Ouens feinem Ufersande aufgefunden ward. Die Familie des Unglücklichen wähnte ihn auf dem Lande, wo er, nach seiner Angabe, dem Holzfällen in seiner Waldung beiwohnen wollte. Es war im Carnaval, in seinem Hotel eine glanzvolle, tanzende Soirée. Der Tanz war im rauschendsten Gange; brillante, duftende Maskengruppen wogten in Lichtströmen, im halbdurchsichtigen Nebel einer fast glühenden Atmosphäre durcheinander; hier blitzte das Prachtgewand einer antiken Königin, dort strahlten mit köstlichen Steinen übersäet Turban und Kaftan; da flatterte Almavira's Castilianermantel; einem Zauberer zur Seite neckten sich in sprudelnden Witzen Harlekin und Figaro; einer ehrbaren Alten, dem gravitätischen Hagestolz, dem gottseligen Eremiten setzte ein leichtbeschwingter Liebesgott mit seinen Pfeilen zu —; mitten in dieß bunte, abenteuerliche Treiben, in dieß fantastische Quodlibet tritt plötzlich ein todtenbleicher, keuchender Diener ein, und eilt der Dame des Hauses zu. Sie sinkt ohnmächtig nieder; die Instrumente verstummen; die Contretänze stäuben auseinander; man fragt entsetzt, vernimmt das Schrecklichste, und eilt, Alles in wildem Gedränge durcheinander, fort.

Eben hatte über Paris ein furchtbares Unwetter sich entladen.

Ein seltsames Schauspiel mußte jene prunkvolle, mit Blumen, Diamanten, Perlen reich geschmückte Damenwelt, in aller Eile, gleich als habe der Gemahl sie überrascht, sich

drapirend, ihren Mantel oder Cachemir umwerfend, mit dem ganzen Ungeschick und der Ungeduld Verwirrung die Schleifen ihrer Larven lösend, darbieten. Die so eben zum nächsten Contretanze engagirten Damen, die vom hohen Spiele, in leidenschaftlichen Wallungen noch convulsivisch aufgeregte Männerwelt, — alles im Zustande leidenschaftlicher Exaltation, im Gewand der Freude, den Tod aber in allen Zügen, alles stürzte die in einem Lichtmeere schwimmenden Stufen des Hotels hinab in die Straße, um der Unbill eines plötzlich herabströmenden eisigen Platzregens sich preiszugeben. Am Ausgange ergreift Alle ein Fieberfrost; zähnklappernd zögerte manche satinbeschuhete Dame; alles aber stürmte dennoch hinaus.

Wie aber draußen die abwesenden, oder vor dem Regengusse sich augenblicklich geborgenen Kutscher zusammenbringen? Die erscheinenden verlieren sich, von so unversehenem Aufbruche selbst betäubt, in die fast schwimmende Equipagenreihe, deren Hälfte man bis zu Tagesanbruch zurückgesendet hatte. Einige jagen mit offenem, hin- und hergeworfenem Kutschenschlage, ohne recht zu wissen, wohin? davon, andere bereits den Brücken zu.

„Wohin?" rufen die Kutscher endlich; „nach der Morgue!" antwortet ein Vorübereilender.

Viele Herren und Damen folgten, mitten im strömenden Regen, zu Fuße nach.

Man mußte durch die ganze sackfinstre Rue Saint-Denys; Gold, Freude, Farben, Schminke, alles durcheinander zerfloß auf das unter den Füßen fast schwimmende Pflaster. Der in den Vertiefungen der Hofthore sich bergende Lumpensammler schärfte bereits, lüsternd lachend, seinen Hakenstock zur reichen Ernte. Vor seinem Anlangen an der Stelle des gräßlichen Rendezvous war dem schauerlichen Bacchanal fast jede menschliche Gestalt und Form entschwunden. Was dem alles zerreißenden Platzregen etwa noch widerstanden,

schmiegte sich an die Haut, klebte an ihr fest; die Roben umflogen ihrer Besitzerinnen elegante Gestalten in triefenden Fetzen; Gürtelschnallen sprangen, die Schuhe entglitten, alle Elemente schienen gegen die theils jammernd, theils in dumpfem, resignirtem Schweigen dahineilende unglückliche Caravane entfesselt.

Endlich langte man an; nie hatte unter der Morgue modernder Arcade ein so abenteuerliches Schauspiel sich ereignet. Im bleichen Todtenschimmer der Laterne am Eingange, die all diese noch vor einer Stunde so prunkenden, so stolzen, jetzt bis zum Widerwärtigen entstellten, leichenblassen Damen fantastisch beleuchtete, erblickten sie eine auf den Rücken hingestreckte Gestalt; es war der Prinz; der Morgue-Aufseher aber mußte der entsetzten Gesellschaft noch bedeuten: „Dieß ein Maurer, dieß ein Dachdecker, dieß ein Prinz —;“ so gleichen sich alle Todten!

Der Greffier machte mir bei jenem seinem M den Zusatz: „Sehr bekannt,“ bemerklich.

In Herrn Perrins Wohnung fanden wir, statt bei François Napoleon und andere militärische Reminiscenzen, — Crucifixe. Zwischen diesen beiden, seit vier und zwanzig Jahren zusammenwohnenden Individuen waltet Verschiedenheit der Meinungen, aber Toleranz.

Indeß hat die philosophische Gleichheit die Ungleichheit der Stände, selbst in der Morgue, noch nicht verdrängt: François war uns in des Herrn Greffiers Wohnung nicht gefolgt. Sie besteht aus drei Gemächern von abnehmender Höhe. Links und rechts an der Mauer befinden sich Kinderbetten. Nichts erdrückender und feuchter als dieß Gemäuer. Zwar suchte der Bewohner durch Wasserkünste, ziemlich elegante Möbel, niedliche Kinder, diese Spelunke zu erheitern; allein sie verwittert. Gäbe es bei Saint-Cloud Netze, man fände einst die Morgue drinn!

Allein (ich muß eine lang genährte Täuschung beseitigen)

es gibt bei Saint=Cloud keine Netze, kann deren dort keine geben. Ein Netz, das die stummen Wanderer unter Wasser auffangen sollte, müßte entweder, um von den Schiffen nicht zerrissen zu werden, tief genug im Flusse aufgespannt seyen; in diesem Falle aber würden die Leichname der Ertrunkenen darüber hingleiten, oder es reichte bis zur Oberfläche des Flusses hinauf; dann würden Schiffe und Flöße nicht mehr passiren können. Mögen daher jene zärtlichen Paare, die mit ihren epikuräischen Soupers die „Tête noire“ verherrlichen, ihre Blicke nicht mehr mit Schauder unter dem majestätischen Bogen der Brücke von Saint=Cloud verweilen lassen; mögen sie lieber Boulogne, die Antichambre des Königssitzes; Sevres, die Porcellänstadt; Saint=Cloud und dessen edle Umgebungen bewundern; mögen sie der süßen Schwermuth des abendlichen Schweigens, beim leisen Flüstern der vom Abendroth mit verschwimmendem Purpurgolde tingirten Seine sich hingeben; sie werden jenes angebliche Netz, gleich einem Riesenfische des Oceans, den furchtbaren Gegenstand ihres Grausens umgarnend, nie heraufsteigen sehen!

Die Morgue recrutirt sich vielmehr am Ufer der Seine. Ihre Gewässer werden in ihrem Laufe durch kleine Vorgebirge, Golfe, Inseln abgewendet; den Zufälligkeiten, auf die er trifft, zu folgen gezwungen, wirft der Fluß an ziemlich unveränderten Stellen die von ihm dahingewälzten Leichen aus. Dort harren eines solchen Fundes tagtäglich gewisse Leute, die sich denselben zum Gewerbe machen.

Ehehin hatte ihnen ein Humanitäts=Tarif für einen, dem Ertrinken Nahen vierzig —, für einen wirklich Ertrunkenen zwanzig Francs zugebilligt. Um jedoch der Industrie gewisser, sich ins Wasser zu stürzen, und auf Kosten der nur zu halber Prämie bezahlten wirklichen Ertrunkenen sich gegenseitig zu retten, ein Ziel zu setzen, sah man bald diesem Aufmunterungssysteme zu entsagen sich gezwungen. Kaum war ein neuer, richtigerer Anschlag eingeführt, so fielen mehre

philanthropische Schwimmer auf die Idee, dem unter dem Wasser verschwundenen Opfer, zu Erlangung des Gedoppelten der zugebilligten neuen Prämie, die nöthige Zeit, jene nämlich zum wirklichen Ertrinken, zu lassen. Gegenwärtig ist daher alles wieder zur früheren Ordnung der Dinge zurückgekehrt: ein Ertrunkener wird mit zwanzig, ein fast noch Lebender mit vierzig Francs gezahlt; nur bringt zu Abstellung des früheren Mißbrauchs gegenseitigen Ertränkens und Errettens der zum zweitenmale Gerettete seinem Retter gar nichts mehr ein.

Wenn der Spaziergänger den sorglosen Blick über die Seine-Ufer hingleiten läßt, bemerkt er vielleicht zuweilen tief unter dem Niveau des Bodens, dort wo so viele kaum geahnte Ufer-Industrien geschäftig sind, ein getheertes Dach, auf dem ein immer neuer, von Epheu umrankter Schornstein? Am Fuße dieses zugleich einem Schiffe und einer Fischerhütte ähnlichen Gebäudes befindet sich ein kleiner Garten mit Zaun und Graben, mit seinen Alleen, nur zehn Fuß messend. Mancher vielleicht erlabt sich an diesem Gemische von Theergeruch und Blumenduft, ahnt jedoch nicht in der Ferne, daß dort sich das Hülfslocal für Ertrunkene, der Morgue Succursale, befinde. Dorthin wird der Ertrunkene gebracht, auf ein abschüssiges Bett gelegt, und alle Rettungsapparate werden an ihm versucht. Diesem Institute von höchstem Nutzen in einem Lande, wo das Gouvernement mit weiser Umsicht und väterlicher Sorge die Fenster der Spielhäuser mit Gittern versehen läßt, stehen ein Arzt und Apotheker vor. Gewöhnlich sind sie von Mittag bis drei Uhr Nachmittags, Sonntage ausgenommen, dort zu finden.

Ich frug den Greffier: ob er an langen Winterabenden sich nicht sehr langweilen müsse?

„Mit nichten," entgegnete er treuherzig, „meine Kinder singen, alle arbeiten; François und ich, wir spielen Dame oder Piket. Das Unglück ist nur, daß man uns oft deran-

girt. Man klopft; dann müssen wir hinunter, eine Steintafel zurüsten, den Ankömmling entkleiden, ihn eintragen; das alles stört die Partie; man vergißt die Points zu markiren!"

„So also bringen Sie Ihre Abende zu?" „I freilich; aber nur, wenn François am Morgen um viere nicht nach Vaugirard muß; er legt sich dann früh zu Bette.

Vielleicht wissen Sie nicht, daß wir unsern Kirchhof zu Vaugirard besitzen? wir haben dort durch Privileg (denn sonst wird der Kirchhof schon längst nicht mehr benützt) unser besonderes Begräbniß. — Da unten der Karren, unserem Eingange gegenüber, in dem die Kinder Versteckens spielen, ist unser Leichenwagen."

„Reich wie Arm, muß alles auf Ihrem Leichenwagen die große Reise antreten? Ist z. B. ein Selbstmord ermittelt, können dann die Verwandten oder Freunde den Leichnam nicht reclamiren, ihn wegführen lassen, die letzte Ehre ihm erweisen?"

„Keineswegs; was in die Morgue kommt, gibt sie nicht mehr heraus. Leichenbegängnisse, so prächtig man nur immer will, gestattet sie allerdings; von hier aber müssen sie ausgehen. Die Tête des Zugs mag bis zur Notre-Dame reichen, hier muß das Ende seyn. Mag der Erzbischof von Paris selbst ihm beiwohnen; François aber ist hinter dem Leichenwagen der Erste!"

„Findet die Geistlichkeit nicht etwa, Ihre Todten einzusegnen, Anstand?"

„Nie!"

„Selbstmörder aber?"

„Die Notre-Dame kennt keine Selbstmörder; man ist zufällig ertrunken, hat sich aus Unvorsichtigkeit erschossen, ist zufällig aus einem Fenster, von einem Gerüste gestürzt. Ich zeige die Todesart an; des Priesters Gewissen beruhigt sich bei meiner Angabe; dieß reicht hin."

„So also," dachte ich bei mir selbst, „findet eben jene Notre=Dame, die auf ihrem großen Platze Zaub rer, Alchymisten, Zigeuner einst verbrennen sah, selbst nicht einmal mehr Worte der Verdammniß dem Leichname des Selbstmörders, den einst unbeerdigt die Raben verzehrten; sie frägt nicht einmal, zu welchem Glauben der Unglückliche sich bekannt? Sanft spricht zu ihm der Priester: „Friede sey mit dir!"

Wir gingen hinunter. François öffnete uns das erste Gemach, die Kleiderkammer. Gewänder aller Formen und aller Dimensionen, scheußlich zusammengruppirt; an einem Aermel eine Kamasche mit Nadeln angeheftet, ein auf einen Kragen herabhängender Shawl, Bürgerröcke, Arbeiterjacken, Kärrnerkittel, Frauen=Roben, Kinderkleidchen, alles durcheinander, verblichen, farblos, entstaltet, flog in dem durch die Fenster einströmenden Luftzuge in abenteuerlich gräßlichem Gemisch einher; ich trat schaudernd zurück.

François, der, um zu sehen, wie dieser gräßliche Trödel auf mich wirken möge, meine Blicke belauscht hatte, stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Sie seufzen?" frug ich theilnehmend; „sollten Sie mit Ihrem Loose nicht zufrieden seyn? Ist Ihr Beruf Ihnen widerwärtig; fühlen Sie sich unglücklich?"

„Das eben nicht," entgegnete der Morguemann; „aber mein Herr, ehemals fielen die Kleider der Unbekannten, nachdem sie sechs Monate zur Schau gestellt gewesen, uns zu; wir verkauften sie; jetzt aber geht die Rede, wir sollen die Kleider verlieren!"

Ich beruhigte François, indem ich ihm betheuerte, daß daran auch im mindesten nicht gedacht werde.

Der zweite, an jenen der Ausstellung anstoßende Saal ist der Section jener Ausgestellten, deren Todesart der Polizei verdächtig scheint, bestimmt. Sein ganzes Ameublement besteht in einem Marmortische, auf dem secirt wird, und einem Ge=

Gestelle mit einigen Flaschen Chlor, einem zwar kräftigen, aber, um einer ganzen Operation zu genügen, zu raschen, zu flüchtigen Desinfectiv. Seine Anwendung ist mühsam; es verfliegt, und der Mephitism kehrt wieder. Dieser Saal befindet sich grade über Herrn Perrins Salon; über dem Sectionstische steht Mademoiselle's Piano.

In diesem Saale, den ich, um dem Anblicke eines auf der Tafel liegenden „Bekannten" zu entfliehen, schnell verließ, sah ich die in verwichener Nacht in einer Diligence erstickte Kleine; sie war im Tode noch anmuthig, der „Bekannte" dagegen gräßlich, schauderhaft entstellt; nur ein Blick, jener der Mutter, vermochte ihn wiederzuerkennen!

So gestaltet, ist der Tod entsetzlich; der erste Leichnam mußte es seyn, der den ersten Gotteslaügner erzeugte!

Das Gewölbe der eigentlichen Ausstellungen ist eng und dumpfig; hat den Raum zwischen zwei Leichen irgend ein Lebender zugemessen, so kann es nur — ein Todtengräber gewesen seyn. Zehn bis zwölf schwarze, vertical angebrachte Steintafeln sind den Auszustellenden bestimmt; sie sind darauf, fast durchaus nackt, hingestreckt; außer einer Revolution sind die Plätze selten alle ausgefüllt. In solchen Begebnissen aber recrutiren sich Pantheon und Morgue; im letzten Julius noch zwei Tage Ruhms und Unsterblichkeit mehr, und in Paris grassirte die Pest!

„Viel hatten wir," bemerkte mir Perrin, „in den drei Tagen zu thun, wurden auch, zwei Gehülfen uns beizugesellen ermächtigt: Allerwegen Leichen, am Eingange, draußen, drinnen, auf dem Flusse . . ."

„Und Ihre Demoiselles?"

„In jenen Tagen kamen sie nicht aus ihrem Zimmer, sahen weder in die Straße, noch auf den Fluß; glauben Sie übrigens, daß ein solches Schauspiel meine Mädchen erschrecke, so irren Sie. Hier auferzogen, gehn sie Nachts ohne Licht, wenn der Corridor geschlossen ist, bei der Glasthüre vorbei,

ohne daß das Mindeste nur ihnen dabei einfiele. Glauben Sie, mein Herr, man gewöhnt sich an alles."

Ich öffnete rasch die Glasthüre, um wieder Lebensluft einzuathmen. Eine Menschenmasse drängte mich wieder zurück; sie folgte einer lange Wasserstreifen hinter sich zurücklassenden Bahre. Die den Leichnam bergende Decke ward zurückgeschlagen, die angeschwollenen Gesichtsmuskeln, die krampfhaft verzerrten Finger, die gichterisch zusammengekniffenen Lippen, alles deutete an, daß der Tod so eben erst erfolgt war. Einer der convulsivisch geschlossenen Hände entwand François ein farbiges kleines Halstuch und ein Spitzenhäubchen. „Parbleu!" rief er etwas ergriffen, „das Gesicht sollt' ich kennen? Ja, ja, sie ist's!"

„Wer?" frug ich, von einer Ahnung erfaßt. „Die Amme von heute Morgen. — Je nun, wir begraben sie mit der Kleinen zusammen!"

Perrin öffnete gravitätisch sein Register; setzte seine Brille auf, und trug in superber „Coulée" „Unbekannt!" ein.

Leon Gozlan.

Ein Kirchweihfest in den Umgebungen von Paris.

„Morgen, Frau, sollst du durchaus dich amusiren, meine Kinder auch. Kein Satan bringt dich aus dem Hause: Sonntag vor Tische zwei Stunden in den Tuilerien, dann geschwind wieder heim, und nun vorbei; am Abend meinst du denn, du und die Kinder, ihr hättet euch göttlich amusirt?“

„Aber, lieber Mann . . .“

„Aber, liebe Frau, mich lass' reden; man soll nicht so ganz allein an sich denken, sondern auch für Andre leben. Unsere Jeannette hat sechzehn Jahre; in dem Alter schöpft man gern frische Luft, geht gern spazieren, und sieht gern etwas Andres als zu Hause die vier Mauern. . . .“

„Du weißt ja aber, Mann, morgen bekommen wir unsern Sonntagsbesuch, und Jeannette . . .“

„Weiß schon . . .; unter andern Bellefeuille, der junge Genre-Maler . . . das glaubt, den Backenbart wachsen zu lassen, und ein Henryquatrebärtchen lasse ihm ganz charmant; hat sich drum ins Romantische geworfen. Classisch oder Romantisch, gleichviel —, nur Geld verdient! Liebt er Jeannetten aufrichtig und ehrlich, dann wollen wir sehn: ich sage nicht, daß ich sie ihm gebe; sage nicht, daß ich das Mädchen ihm abschlage . . .; damit übrigens hat's noch Zeit. — Aber, Frau, wieder von morgen zu reden: wir müssen morgen nun partout uns amusiren, müssen nach irgend einer Kirchweihe...;

so'ne Kirchweihe ist ganz charmant . . .; du freilich kennst das nicht, willst nie aus den Barrieren hinaus; ich dagegen meine, ein Pariser sollte doch wenigstens die Umgebungen der „Capitale" kennen. Ueberdem ist die Banlieue ja noch immer Paris; anstatt um acht Uhr Morgens, erhält man das Journal erst Mittags, und zahlt die Briefe, anstatt zu drei Sous, mit vieren —, dieß der ganze Unterschied. Und wohnen nicht viele Leute von Verdienst, von Talenten: Poeten, Maler, selbst Buchhändler —, d. h. ehemalige, in der Banlieue? Man lebt dort wohlfeiler; das Pfund Fleisch kostet einen Sou weniger . .; du weißt, Frau, das macht etwas aus: auf zwei Centner im Jahre sind zehn Francs gewonnen. — Freilich kostet's gegen fünf und zwanzig Francs jährlich, nach Paris hereinzufahren . .; egal —, es bleibt immer auf dem Lande zu leben, sehr ökonomisch. Kurz, morgen, Frau, geht's aufs Land hinaus."

„Du weißt, ich bin nicht gut zu Fuße, und . . ."

„Wir nehmen Omnibus, Citadinen.*) Gibt's etwa jetzt nicht Fuhrwerke überall? Bald wird man für fünf bis sechs Sous um die Welt fahren können! Siehst du, unser Söhnchen springt schon vor Freude. He, Alexander, was meinst du? aufs Land, nicht wahr?" — „Ja, ja, Papa!" jubelte der Kleine, „zur Kirchweihe; oh, das muß prächtig seyn! Nicht wahr, wir tanzen auch, Papa?"

*) Dieser sehr eleganten, sehr geräumigen, und, in ihrem eigenen Interesse, schnellfahrenden „Stadt-Diligencen" sind zehnerlei, durch Farbe, Livrée des Conducteurs und des hoch über dem Wagen sitzenden Kutschers verschiedene. Die Tricycles haben nur drei Räder, zwei hinten, eins vorn in der Mitte; dann sind die Omnibus, Dames blanches, Ecossaises, Béarnaises, Favorites, Carolines, Citadines, Diligentes, Batignolaises. Sie durchkreuzen, zum Preise von fünf und sechs Sous, Paris bis gegen Morgen nach allen Richtungen, und avertiren die Lusttragenden durch sehr kunstgerecht geblasene Posthörner.

„Freilich, Freilich! Also, Frau, es bleibt dabei. Sorge, daß du zu Mittag wenigstens parat bist, denn will man auf dem Lande diniren, darf man nicht erst um vier Uhr Abends ausfahren. — Ich werde mich erkundigen, wo morgen in der Banlieue Kirchweihe ist? — Eine Kirchweihe, Madame Barbeau —, ja, ja, Sie sollen sehn, was so eine Kirchweihe auf sich hat!“

Barbeau nimmt Hut und Stock, und geht aus: vielleicht, um für morgen Erkundigungen einzuziehen, und für einen Ort, wohin er seine Familie morgen führen will, sich zu entscheiden? Keineswegs. Kaum ist er zehn Schritte weit von seiner Wohnung, so denkt er schon nicht mehr an die Absprache mit seiner Frau und die Projecte für morgen. Ein Freund begegnet ihm, Barbeau begrüßt ihn, ergreift seinen Arm, erkundigt sich nach seinem Befinden, überhäuft ihn, ohne ihm nur Zeit zu irgend einer Antwort zu lassen, mit Fragen. Die Unterhaltung (wenn man das stete Alleinsprechen des Einen so nennen kann) ist bald in vollem Zuge. Mitten in seinem Vortrage erinnert sich Barbeau immer neuer Umstände; diese führen immer neue Geschichten herbei; die Geschichten bedürfen neuer Erläuterungen; so nimmt der Vortrag gar kein Ende; am Ende erinnert man sich des Punktes, von dem der Redner ausgegangen, gar nicht mehr; er selbst sogar hat ihn oft rein vergessen; denn von Belgien kommt er auf den dem Theatre des Nouveautes kürzlich untersagten, aber unmittelbar nachher im Drucke erschienenen „Procès d'un Maréchal de France;“ von diesem auf Pascha Husseins Abreise von Paris, auf eine neue, ganz delicate Sorte Fleischpastetchen bei Lesage; auf Don Pedro; von diesem auf den neuen Grimacier beim Louvre; auf Gagliardis bewegliche Wachsfiguren; auf die neuen Kochöfen im „Bazar Français,“ und Gott weiß was Alles, im abenteuerlichsten Salmagundi durcheinander! Grade wie in „Tausend und Eine Nacht“ gebiert Eine Geschichte deren drei, diese ihrer

einige Dutzend; und versucht der Zuhörer etwa eine Phrase, eine Bemerkung einzustreuen, so unterbricht Barbeau: „Pardon, ich bin noch nicht zu Ende!“

Bei alledem indeß ist Barbeau ein Bonvivant, physisch und an Geist kugelrund, munter, jovial; Schwätzer, die mit ihm sich nimmermehr vertragen könnten, ausgenommen, selbst liebenswürdig. Er war ehmals Buchhändler, kannte viele Männer von Geist, erinnert sich eines piquanten Wortes des Einen, eines witzigen Einfalls, eines Calembourgs des Andern, und verbrämt damit seine Unterhaltung. Wer gern nur hört, amusirt sich in Barbeau's Gesellschaft. Er hat in seinem Leben viele Geschäfte gemacht, erinnert sich aber nur der guten, die schlechten hat er rein vergessen. Sein glückliches Naturell bekümmert sich nie in voraus, selbst nicht einmal in wirklich schwierigen Augenblicken; zerstreut, sorglos, weiß er dem Schlimmsten selbst eine gute Seite abzugewinnen. Als seine Geschäfte schlecht gingen, als er, durch die Gegenwart gepeinigt zu seyn, und nur mit Sorge in die Zukunft zu blicken, tausend Ursachen hatte, was that Barbeau? Er ging schon am Morgen aus, und brachte den ganzen lieben langen Tag beim Domino zu. Uebrigens blieb ihm alle Welt Freund, — das beste Lob, das sich ihm ertheilen läßt.

Madame Barbeau ist so ruhig als ihr Mann lebhaft; da Extreme sich berühren, so müssen Beide zu einander passen. Das holde Töchterchen, Jeannette, ist schüchtern und spricht wenig; Alexander zählt erst zehn Jahre, lärmt aber bereits so viel als der Vater. Dieß die Familie Barbeau.

Am andern Tage sind Mama und die Kinder, um eilf Uhr schon, im Sonntagsstaate. Mittag aber ist bereits vorüber, und noch wartet man vergebens auf Barbeau, der, schon früh ausgegangen, nur höchstens zehn Minuten ausbleiben wollte.

Der Genre-Maler stellt sich zum Besuche ein, und bittet um Erlaubniß, von der Landpartie zu seyn; er hofft, einige Skizzen aufzunehmen.

Die Zeit verstreicht; noch kein Papa Barbeau zu sehn. Jeannette blickt seufzend nach der Pendule; der Maler seufzt, nach Jeannetten blickend; Alexander seine neuen Pantalons betrachtend. Mama allein bleibt bei ihrer guten Laune; nach zwanzig Ehejahren gewöhnt sich's, den Herrn Gemahl ruhig zu erwarten.

Gegen zwei Uhr endlich erscheint der Hausvater mit einem dürren, bleichen Männchen, das die Familie höflichst begrüßt. „Da bin ich, Kinder!“ ruft Barbeau. „Denkt euch nur, ich hatte unsre Landpartie ganz rein vergessen! Ich traf da einen Freund; wir frühstückten zusammen; seit mehr denn zwölf Jahren hatt' ich ihn nicht mehr gesehn. Er hat seitdem gewaltig viel erlebt, und erzählte mir alles haarklein; unterwegs sollt ihr's wieder hören. — Nach dem Dejeuner promenirten wir im Palais-Royal. Dort traf ich hier unsern Freund Grigou. Er sagte mir im Gespräch: 's ist wunderschönes Wetter; ich habe Lust zu einer Landpartie. Jetzt fallt ihr mir plötzlich ein; ich schlage mir vor die Stirne, und rufe: Mondieu, und mich erwartet zu Hause alles, um nach einer Kirchweihe zu fahren! Ich schlage Grigou vor, mitzukommen, er acceptirt; je mehr Narren, desto mehr lacht man; und da sind wir. Allons, Frau, lass' einen Fiacre —, vor allem aber einen recht großen, holen.“

Der Fiacre ist da. Obgleich sehr geräumig, findet die Gesellschaft dennoch nur mit Mühe Platz; Barbeau allein fast würde den ganzen Hintergrund ausfüllen. Man arrangirt sich indeß so gut möglich, die Kinder an der Seite ihrer Mutter. Grigou, von Barbeau beinah ganz bedeckt, stöhnt: „Ich ersticke!“ Dieser aber erwidert ihm ganz ruhig: „Sie sitzen ja ganz gut; suchen Sie sich nur recht still zu verhalten.“

„Wohin?“ fragt der Kutscher. Bei dieser, sehr natürlichen Frage blicken Alle sich an; Madame Barbeau fragt ihren Eheherrn: „Nun, Mann, wohin?“

„Weiß ich's? Wo ist heut Kirchweihe, Kutscher?"

Nach einigem Ueberlegen entgegnet der Kutscher: „Dam, da ist Tivoli, die Chaumiere . . . ."

„Ce n'est pas ça; aufs Land, nach einem Orte, wo man sich amusirt, wollen wir."

„Ah so, das ist etwas Andres . . Soll ich Sie nach Batignolles, zu Papa Latuille fahren?"

„Wir kennen Papa Latuille; man ißt gut bei ihm, ist aber nicht ländlich genug da."

„Ich glaube, zu Belleville ist Kirchweihe."

„Nach Belleville also; en route!"

„Aber," bemerkte Grigou, unter Barbeau sich etwas hervorarbeitend, „Belleville ist ja durchaus nicht ländlich, 's ist gleichsam nur eine Vorstadt von Paris; thäten wir nicht besser . . . .?"

„Schon wieder einer andern Meinung, Monsieur Grigou?" fiel Barbeau ein; „Belleville muß amusant seyn; wir sehn die Kirchweihe . . . So halten Sie sich doch ruhig, Grigou . . ."

Der kleine Mann wagte kein Wort mehr; nur suchte er eine seiner Hände freizumachen, um seines Taschentuches habhaft zu werden, und sich die Stirn abzutrocknen. — Den ganzen Weg über erzählte Barbeau die vom wiedergefundenen Freunde ihm mitgetheilten Geschichten.

Nach Gewohnheit unterbrach den Redner niemand der Seinigen. Der junge Maler, dem Papa zuzuhören scheinend, hatte nur für Jeannetten Augen. Freund Grigou, der sonst eben mit der Zuhörerrolle sich nicht immer begnügt, auch gern sein Histörchen erzählt, und sein Wort mit einwirft, fand sich zum Reden allzu sehr gepreßt, und tröstete sich mit dem Aussteigen, wo dann auch an ihn die Reihe kommen werde.

Belleville ist erreicht. Vor der „Isle d'Amour" hält der Fiacre. Die Gesellschaft steigt aus, schickt den Kutscher weg,

und wandert in der Hauptstraße des Dorfs, irgend eine Andeutung des ländlichen Festes dort suchend, einige Zeit auf und nieder. Alles rundum todtenstill, nicht eine einzige Lebkuchen- oder Kinderspielzeug-Bude. Die Mama spaziert, Jeannetten am Arme, gesetzten Schrittes einher; Alexander mitten in der Gosse, um doch irgend etwas zu thun, bespritzt sich; umsonst sucht der Maler Stoff zu einer ländlichen Skizze; Grigou murmelt, verdrießlich nach allen Seiten hinblickend: Das also ist das sogenannte „Land?“

Plötzlich macht Barbeau vor seiner Gesellschaft Halt, und bricht in die Worte aus: „Ah ça! Seit einer Viertelstunde nun marschiren wir, wie Pinsel, auf und ab; amusirt ihr euch hier?“

„Ganz und gar nicht!“ — „Durchaus nicht!“ — „Amusiren? Gott bewahre!“

„Der Kutscher ist ein Rindvieh; hier ist keine Kirchweihe; wir müssen ja aber hier nicht bleiben! Gehn wir nach dem Bois de Romainville; vielleicht ist dort das Fest?“

„Romainville?“ fällt Grigou ein, „das Holz liebe ich durchaus nicht; es war einmal im Sommer, im Jahr ...“

„Aber, Grigou, Sie sind immer andrer Meinung als andre Leute, wollen immer Ihren Willen haben; das thut sich aber nicht ...“

„Ich bin der Meinung ...“

„Ich aber bin der Meinung: Nach Romainville.“

Die Gesellschaft wandert das Dorf hinauf, durch den Park von Saint-Fargeau; man erblickt das Holz von Romainville; ist wenigstens auf dem Lande.

„Sieh dort den Esel, Papa!“ jubelt Alexander.

„Willst du reiten?“

„Ja, ja, Papa; reiten, reiten!“

„Wir miethen uns Esel; auf dem Lande muß man sich amusiren. Jeannette reitet auch; du reitest auch, Frau, nicht wahr?“

„Par exemple, Monsieur Barbeau, rappelt's Ihnen?“

„Willst du lieber ein Pferdchen? Sollst's haben, Frau.“

„Weder Pferd noch Esel; wie sollt' ich mich denn drauf erhalten?“

„Sie reiten mit, Grigou?“

„Ich? Seit zehn Jahren saß ich weder zu Pferde, noch zu Esel.“

„Gleichviel; ich miethe Pferde.“

Barbeau ließ zwei Pferde und zwei Esel satteln. Letztere bestiegen Jeannette und Alexander. Umsonst sträubt sich Grigou; der Freund hebt ihn mit Gewalt aufs Pferd, erklettert die andre Rozinante, und die Cavalcade bricht auf. Mama, der bereits die Füße schmerzen, und der Maler, der zum Aufnehmen einer Skizze gern verweilt hätte, folgen.

Bald haben die beiden Freunde die Esel aus dem Gesichte verloren, sind bereits im Holze. Barbeau läßt seine Mähre trottiren, Grigou folgt; auf abschüssigem Fußpfade stürzt sein Pferd auf die Vorderfüße; der Reiter fliegt weit über den Kopf hinweg, an den Boden.

„Dacht' ich's doch!“ jammerte Grigou, und raufte, um Hülfe rufend, die Kletten, in die er gefallen war, sich aus den Haaren.

„Was gibt's?“ frägt Barbeau zurücktrabend. — „Sie sehen's ja wohl, ich bin gestürzt!“ — „Sie verstehn nicht, sich zu halten!“ — „Bin ich etwa Schuld; das verfluchte Thier war's ja, das stürzte!“ — „Sie verstehn keine Führung.“ — „Sie, Sie sind an Allem Schuld.“ — „Allons, Sie haben sich ja nicht beschädigt . . 's ist nichts; auf dem Lande muß man sich amusiren; kommen Sie zur Gesellschaft mit zurück.“ — „Zurück, meinethalben; aber ich sitze nicht wieder auf, ich führe mein Pferd.“ — „Sie sind ein Hasenherz!“

Am Ausgange des Holzes sahen Beide einen der Esel, der seine Reiterin abgesetzt, sich im Grase wälzen: es war die

Reiterin Jeannette, zu der die jammernde Mutter hineilte. Rasch springt Papa vom Pferde.

„Was gibt's, Frau?"

„Unsre Tochter ist gestürzt . ."

„Hast du dir wehgethan, Jeannette?"

„Gar nicht, Papa."

„Dann an solche Bagatellen nicht mehr gedacht!"

„Sieh doch, nicht mehr gedacht? An allem Unheil, Mann, bist du immer Schuld!"

„Amen, Frau, und damit Basta! — Hören Sie, Freund Bellefeuille, erzeigen Sie mir doch die Liebe, und führen die Thiere zurück; wir haben uns genug damit amusirt. Indeß lagern, wälzen wir, zum Amusement, uns im Grase."

Dem Maler behagte zwar seine Commission ganz und gar nicht; indeß erlaubte er sich keine Einwendung, bestieg eines der Pferde, und leitete Jeannettens Esel am Zügel. Barbeau rief ihm lachend nach: „Er nehme sich wie ein zweiter Franconi aus!"

„Treten wir bei dem Traiteur da unten ein," mahnte Barbeau, „und fragen: ob hier die Kirchweihe gehalten wird?"

„Ich," bemerkte Grigou mürrisch, „sehe auch nicht die mindeste Anstalt, aber mich hungert."

„Ist ja noch nicht Tischzeit," entgegnete Barbeau.

„Noch nicht Zeit? Weil Sie à la fourchette gefrühstückt haben, pressirt's Ihnen freilich nicht!"

„Frau, du wartest mit Jeannetten hier im Grase; ich frage, ob Kirchweihe ist, und wo Sie gehalten wird?"

Madame Barbeau ließ, herzlich müde, mit ihrer Tochter sich auf dem Rasen nieder; Grigou folgte dem Freunde.

Der Restaurateur gab Barbeau an Redseligkeit nichts nach. Um eine ganz einfache Frage zu beantworten, verwickelte er sich in Phrasen, aus denen er sich gar nicht mehr

herauszufinden wußte. Um einen Weg befragt, begann er mit Beschreibung der ganzen Umgegend; verlangte man zu wissen, was er zu essen habe, so zählte er alle Gerichte, die er zu bereiten versteht; alle, von ihm erfundenen Saucen, und die dazu erforderlichen Ingredientien an den Fingern her, um am Ende zu bekennen: er habe nur Kalbsbraten vorräthig.

Barbeau standen beim Anhören des Traiteurs vor Ungeduld die Tropfen auf die Stirn. Mitten in der Beschreibung eines Desserts von seiner Composition, unterbrach er ihn ärgerlich: „Seit einer Stunde, Herr, frage Sie, ob in Romainville Kirchweihe sey, und ob wir bei Ihnen gut diniren können? Sie aber schwätzen mir statt der Antwort von Compoten, Geleen, Confituren . . . Glauben Sie etwa, ich komme, bei Ihnen kochen zu lernen?"

„Was ist Ihnen denn, mein Herr? Habe ich Sie vielleicht beleidigt, so stehe ich zu jeder Satisfaction zu Diensten."

„Gehn Sie zum Teufel, Herr, mir gar ein Duell anbieten! das fehlte mir noch! Bei Ihnen essen wir nun mal nicht; Sie schwätzen zu viel, und sind nicht coulant!"

Beim Weggehen flüsterte Grigou: „Aber irgendwo müssen wir denn doch essen?!" — Barbeau schwieg, innerlich ergrimmt.

Beide lagerten sich zu den Damen ins Gras. Bellefeuille kam mit Alexander zurück. Der Kleine ging ganz verzwickt; er hatte auf dem Esel seine Pantalons zerrissen, und bangte, Mama möge den Defect bemerken. Mutter und Tochter aber liebäugelten eben nach ganz herrlichen Nüssen auf einem nicht sehr entfernten Baume; Barbeau war in eine Geschichte vertieft, die Grigou (denn sie wollte kein Ende nehmen) ganz und gar nicht behagte.

„Ich sagte Ihnen also," fuhr der Erzähler nach einer genommenen Prise fort, „eines Tags waren wir, eine Partie Freunde, zusammen auf dem Lande, und legten's

drauf an, dem aus seiner Provinz eben angelangten Duloiret recht tüchtig zuzutrinken . . ."

„Duloiret, den habe ich gekannt!" fiel Grigou ein.

„So hören Sie doch nur!" fuhr Barbeau ungeduldig fort. . . . „Duloiret also tüchtig zuzutrinken . . ."

„Ich weiß, ich weiß; lassen Sie mich erzählen; ich kenne die ganze drollige Geschichte . . ."

„Permettez; ich muß sie besser wissen, folglich auch besser erzählen: Duloiret also . . ."

Jetzt bemerkte Papa Barbeau, daß sein weibliches Auditorium ihm nicht zuhöre. „Was seht ihr denn," frug er, etwas entrüstet, „während ich rede, in die Luft?"

„Sehn Sie doch, Papa," bemerkte Jeannette, „die herrlichen Nüsse dort!"

„Soll ich hinauf, Papa?" frug Alexander.

„Du bleibst unten, Bürschchen," entgegnete Papa, der den Pantalonsdefect eben wahrgenommen, „deine Beinkleider sind bereits genug zerrissen. Aber Sie, Grigou, holen Sie doch den Frauenzimmern ein paar Nüsse herab; Sie sehn, Bellefeuille zeichnet. — Sie sind gar nicht galant, Grigou."

„Warum aber nicht Sie selbst?"

„Ich bin nicht so gewandt und flink, als Sie . . ."

„Ist's aber auch erlaubt?"

„Bah! Haben Sie um einer Nuß willen Furcht?"

Grigou entschloß sich endlich; lieber Nüsse als Barbeau's Geschichten!

An Bellefeuille's Seite streckte Papa sich auf den Rasen, und bemerkte ihm: „Wär' ich Maler, ich möchte alle Originale, die mir aufstießen, skizziren."

„Dieß aber wahrlich ist gar nicht leicht . . ."

„Permettez; lassen Sie mich Ihnen meine Idee entwickeln . . .; ich habe in meinem Leben schon ziemlich glückliche Ideen gehabt, habe einem Autor das Sujet, den Ge-

danken eines Buches oft angegeben, und diese Bücher verkauften sich immer ganz einträglich."

„Mit einem Buche aber, Herr Barbeau, verhält sich's anders . . ."

„Lassen Sie mich ausreden, junger Freund. Tenez, beschauen wir nur in etwas die Passanten. Hier haben Sie Paris, Paris auf dem Lande . . ."

„Das heißt, einige Bürger, einige Arbeiter . . ."

„Alles, alles, Freund; wär' ich Schriftsteller oder Maler, ich wüßte davon zu profitiren. Sehn Sie das Pärchen, das dort herkommt, es sind Pariser; in ihrem Sonntagsstaate haben sie ziemliche Tournure. Sie unterhalten sich zu vertraulich, blicken sich zu oft ins Auge, können daher nicht wohl Mann und Frau seyn. — Sehn Sie, da gehn sie zum Traiteur hinein —; wer weiß, speisen sie en cabinet particulier? — das dort scheint ein Marchand de nouveautés und eine Lingère; die Dame nämlich trägt eine superb gestickte Collerette, und ihr Chapeau Pantalons und Gilets vom neuesten Modezeug. Wer kommt da unten lachend, springend, lärmend und in einer dichten Staubwolke? Kein Zweifel: Grisetten, aber Grisetten zweiter Classe; diese indeß sind die fröhlichsten; sie setzen sich fast über allen Anstand hinweg. Sie sind ihrer fünf, und nicht ein männliches Wesen dabei; das aber stört sie keineswegs; sie toben drum nicht minder, denn diese Demoisellles würden sich ohne einen Lärm, wie die Retraite, nicht zu amusiren glauben, und mokiren sich über alles, was ihnen aufstößt. Sehen Sie, da bleiben sie stehen, und halten, nach dem Traiteur hinschauend, hohen Rath. Ich wette, sie berechnen ihre gemeinschaftliche Casse, um dort essen zu können. Die Arbeitsbeutel werden geöffnet, examinirt; der Bestand reicht nicht; sie wandern einer Garküche zu. Diesen Abend dagegen halten sie sich schadlos, lassen vom ersten besten Einfaltspinsel, der ihnen Cour schneidet, in Bier oder Glühwein sich rega-

liren, und erinnern sich dann, die ganze Woche Schuhe oder Knopflöcher einfassend, der Amusements ihres Sonntags. Je nun, es gibt Reiche, Leute in Würden, die unter sieben Tagen nicht einmal einen sich amusiren!

„Das dort sind Damen aus dem Orte, stark, robust, aber grundhäßlich. Ueberhaupt findet man unter den Bäuerinnen um Paris im allgemeinen höchst selten ein niedliches Gesicht. Auch tragen sie nicht einmal wie in der Normandie und Franche-Comté eine piquante Coiffure. Ihre platten Bonnets sind gar nicht graciös, und in ihren Kleidern mit kurzer Taille läßt sich gar nicht mal erkennen, ob sie gut oder schlecht gewachsen seyen?“

„Der Bauer, der jene Bäuerinnen am Arme führt, trägt ein Bonnet de police, damit männiglich den Nationalgardisten in ihm erkenne.“

„Da zieht ein Arbeiter in seinem Sonntagsstaate, einen kleinen, aus Weiden geflochtenen, mit seinen beiden Jüngsten, und den Provisionen zum Diner, beladenen Wagen. Seine dahinter einschreitende Frau hat zwar die Hände leer, ist aber in gesegneten Umständen, sieht mürrisch drein, klagt den ganzen Weg über, und weiß ihrem Kreuzträger kein andres Wort zu sagen, als: So gib doch Acht, du fährst die Kinder ja auf Steine, wirst sie umwerfen, ziehst so ungeschickt! Und doch glaubt der arme Teufel, bei seiner Pudelarbeit fast Blut schwitzend, am Sonntage sich zu amusiren, und arbeitet, um solche Erholung sich zu verschaffen, die ganze Woche wie ein Züchtling!“

„Aha, dort kommt eine Cavalcade! Tenez, bester Bellefeuille, ist das etwa der Mühe des Skizzirens nicht werth? Diese Cavaliere in Pudelmützen, mit zerrissenen Cravatten, haben keine Stege an ihren bis zum Knie hinaufgeschobenen Pantalons; und ohne Strümpfe in den Schuhen, zeigen sie das ganze bloße Bein; macht dieß nicht zu Pferde einen ganz pittoresken Effect? Gern möchte man diesen Lumpenrittern

zurufen: Kauft euch, statt ein Pferd zu dreißig Sous die Stunde zu miethen, doch lieber Strümpfe!

Während Barbeau diese Galerie von Originalen, in der er jedoch sich selbst vergaß, die Revue passiren ließ, hatte Freund Grigou sich unter den Nußbaum postirt, war mit Steinen hinauf, und jubelte, da dieß Spiel an seine Jugendjahre ihn erinnerte, wenn eine Nuß herabfiel: Ça y est! Bei seinem zwanzigsten Steine hat er eben erst die achte Nuß herabgeholt, da stürzt ein kleiner Mann, mit weißem Blechschilde, großem Säbel und ungeheurem dreieckigem Hute, aus dem Gebüsche auf ihn los, und packt ihn mit dem Ausruf: „Ça y est! — solche Frechheit! an einem Sonntage gar, vor aller Welt! Marsch, ins Loch, Pariser!“ am Kragen.

Grigou sucht sich zu entschuldigen, sich loszuwinden; der Feldhüter aber, in der Woche regelmäßig halb —, am Sonntage aber vollends ganz bezecht, nimmt dann durchaus keine Raison an, und läßt seinen Mann nicht los. Auch waren mehrere Bauern bereits herbeigeeilt, und sparten die Schimpfworte nicht. Auf die Stadtleute haben diese Bauern ohnehin von jeher, wie man zu sagen pflegt, einen Zahn, und benutzen mit wahrer Seelenfreude, den Parisern etwas anzuhaben, jede nur mögliche Gelegenheit.

Auf Grigou's Hilfgeschrei springt Barbeau auf, und eilt zu ihm hin. Er fragt, erkundigt sich, gönnt keine Zeit zur Antwort, erräth aber, da er den Grigou am Kragen noch immer festhaltenden Feldhüter erblickt, leicht, wovon die Frage?

„Was soll's? Wegen einer Nuß einen Mann ins Gefängniß schleppen?!“

„Mein Herr, es ist . . .“

„Ich sehe recht wohl, was es ist . . Verlohnt der Mühe, so zu lärmen . . .“

„Oh, wenn ein . . . .“

„Die

„Die Geldbuße wollt Ihr? Hier fünf Francs; damit Gott befohlen!"

Der Feldhüter stößt (vielleicht weil Leute anwesend?) das Geld zurück; die Bauern schreien: „Er muß zum Maire nach Romainville; die schlechten Pariser kommen nur heraus, um uns zu bestehlen . . .!"

„Dankt ihr Gott, daß wir Pariser, auf die ihr schimpft, eure Milch und Kartoffeln euch abnehmen! . ."

„Tiens!" lacht einer der Bauern, „kauft Ihr sie uns nicht ab, verzehren wir sie selbst."

„O ja! Und womit denn kauft ihr euch Schuhe, Strümpfe, Kleider, womit bezahlt ihr eure Steuern?"

Die Bauern wußten keine Antwort; schrien jedoch von Neuem: „Zum Maire! Zum Maire!" Auf dieß Gebrüll zog der Feldhüter, der, als er in Grigou's Augen Thränen erblickte, bereits weich zu werden begonnen, seinen Gefangenen mit sich fort.

„Nur vorwärts, zum Maire!" rief Barbeau.

„Wie so? Was gibt's denn, Mann?" frug, mit der übrigen Gesellschaft herbeigeeilt, Madame.

„Um zweier Nüsse willen all der Scandal; nur vorwärts nach Romainville, zum Maire! . . . Ein schlechter Bauernwitz, hat aber nichts auf sich; wir versäumen nichts; sehn die Kirchweihe, die vermuthlich dort im Dorfe ist, und amusiren uns."

Madame, Jeannette, Alexandre und Bellefeuille finden an dieser Promenade nun eben gar keine Lust; da „Papa" jedoch mit Grigou bereits voraus, muß man wohl folgen. Unterwegs bemüht sich Barbeau, den Bauern zu beweisen, daß sie wegen einer Nuß einen Mann zu arretiren sehr Unrecht thun, und citirt ihnen, als Belege, ein ganzes Dutzend wahrhaftiger Anekdoten. Grigou flüstert ihm leise zu: „Sie, Sie sind wieder an Allem Schuld!"

„Still doch!" beschwichtigt ihn Barbeau mit einem Rippenstoße; Sie verderben ja Ihren Handel selbst!"

In Romainville so wenig eine Spur von Kirchweihfest als in Belleville. Von allen, den Bauern sich anschließenden Buben des Dorfs gefolgt, langt man beim Maire an. Barbeau an der Spitze des bedeutend angewachsenen Zugs hat durch seine unversiegbare Suade und energischen Gesticulationen den Feldhüter und die Bauern selbst endlich eingeschüchtert; die Leute glauben, da ein Mann, der in einweg nur immer fortrede, am Ende immer Recht behalten müsse, einen albernen Streich gemacht zu haben.

Der Maire ist nicht zu Hause, ist auf der Mairie.

„Nach der Mairie denn; Allons!“ da aber Madame und die Kinder sterbensmüde sind, läßt die Familie sich auf eine Steinbank nieder; Bellefeuille beginnt eine malerische Bauernhütte zu skizziren.

Auch auf der Mairie ist der Maire nicht. Ein Nachbar versichert, er sey zu Papa Antoine, wo man sich prügle, gerufen worden.

Unschlüssig blicken Feldhüter und Bauern sich an; sie scheinen des Promenirens mit ihrem Gefangenen überdrüssig; und mit einem Glase Wein, nebst einigen guten Worten, mochte nun alles leicht abzumachen seyn. Barbeau aber will davon durchaus nichts wissen, und besteht, ohne auf Grigou, der ihn am Kleide zupft, zu achten, darauf: „Allons, zu Papa Antoine! Ich will, ich muß den Maire sprechen; habt ihr den Herrn verhaftet, so muß ihm auch sein Urtheil werden!“

„Aber,“ bemerkte Grigou ganz leise, „Sie sehn ja, die Leute scheinen nachzugeben. . . .“

„Einerlei! Zu Papa Antoine! Ich will nicht umsonst so gelaufen seyn; die Sache kann und darf dabei nicht bleiben!“

Als man bei Antoine anlangte, war der Maire, da der Streit beigelegt, eben weggegangen; Mutter Antoine glaubt

ihn, wegen eines pressanten Vergleichs, nach der Mairie zurückgekehrt.

„Nach der Mairie also zurück!“ spricht Barbeau. Der Feldhüter aber, bei Papa Antoine auszurasten, und zu zechen gewohnt, hat sich bereits an einen Tisch postirt.

Die Bauern folgen seinem Beispiele und meinen: „Lassen wir den Herrn denn gehn; wird ein andermal keine Nüsse mehr holen wollen . .; für heute sind wir genug patrouillirt; nicht so, Feldhüter?“

„Ja, ja,“ entgegnete der Feldhüter, „sich wieder einschenkend, für dießmal genug.“

Grigou ist entzückt, dankt der ganzen Escorte; da aber ruft Barbeau pathetisch: „Nicht also, meine Herren! Für nichts und wieder nichts arretirt man keinen Ehrenmann; nach der Mairie zurück!“

Jetzt ward's Grigou denn doch zu bunt; vor Zorn dunkelblau, schrie er: „Morbleu! das ist zu toll! Der fatale Handel ist beigelegt; die Herren da wollen meine Etourderie vergessen; Sie aber mich durchaus zum Maire führen lassen!“

„Allerdings; jedes Ding muß seine Ordnung haben; ich hasse die Willkür und . . .“

„Gehen Sie mit Ihrer Willkür zum Teufel! . . . Sind Sie's denn nicht selbst, für den ich die Nüsse herunterstibitzen sollte?“

„Was beweist das?“

„Daß Sie die Leute in Verlegenheit bringen, und dann sie drinn stecken lassen!“

„Sie sehen im Gegentheile, daß ich Ihnen heraushelfe.“

„Sie sind ein Starrkopf!“

„Sie ein Imbécille!“

Der Streit ward so heftig, daß der Feldhüter und die Bauern selbst abwehren mußten. Endlich besänftigten sich die Freunde. Barbeau setzte sich zum Feldhüter, ließ Wein kommen, und regalirte alle Welt. Grigou lieferte die mür-

ben Kuchen dazu. Man aß, trank, stieß an, und ward gut Freund.

Trinkend und plaudernd frug Barbeau die Bauern: „Wo aber ist denn nur eigentlich Kirchweih?"

„Kirchweihe? Hier nicht."

„Diable! Deßwegen sind wir hergekommen."

„Heute ist sie zu Bagnolet."

„Charmant, nach Bagnolet also; es ist nicht weit?"

„Eine kleine Viertelstunde. Sie gehen auf der Landstraße zurück, bis zum Wege links; dann sind Sie dort."

„Allons, Grigou, noch einen Schluck; dann en route; unsere Leutchen warten. Adieu, Kinder; zur Gesundheit; sans ra cune!"

Als die Freunde draußen waren, sprach Barbeau zu dem Erlösten: „Sie sehen, Alles lief zum besten ab . .; ich war dabei ganz ruhig."

„Nicht Ihre Schuld, daß es nicht schlimmer ablief!"

„Bah! Sie begriffen meine Taktik nicht; hätte ich so jämmerlich wie Sie dreingesehen, so wären Sie noch Gefangener."

Man kam zur Gesellschaft zurück. Bellefeuille hatte Zeit genug gehabt, drei Kühe und eine ganze Meierei zu skizziren. „Nach Bagnolet!" rief Barbeau schon aus der Ferne; „ein charmantes Dorf . . ., nur zwei Schritte von hier. . ."

„Nach Bagnolet, Mann?" frug Madame; „aber mein Gott, was denkst du denn? Es wird ja Nacht!"

„Was thut's, Frau? Ich denke, unter unserm Schutze hast du nichts zu fürchten?"

„Wir sind aber allzumüde."

„Nur ein Katzensprung, sage ich dir ja!"

„Wir sterben schier vor Hunger!"

„Zu Bagnolet diniren wir."

Hier half keine Widerrede; man brach seufzend auf,

Als man in Bagnolet ankam, war's bereits Nacht. Das charmante Dorf besteht nur aus einer einzigen engen Gasse, etwa so lang als der Faubourg Saint-Martin. Beim Näherkommen vernimmt man ein wahres infernalisches Concert: Geschrei, Gesang, Gelächter, Jauchzen und Jammern, alles durcheinander.

„A la bonne heure!“ bemerkt Barbeau, sich vergnügt die Hände reibend; „hier merkt man doch die Kirchweihe. Hört Ihr, Kinder, wie die Bursche sich amusiren?“

„Ob sie sich amusiren, Mann, weiß ich nun gerade eben nicht,“ bemerkte Madame etwas ängstlich; „mir scheint's gar, als sey Schlägerei; mir wird ordentlich bange!“

„Mir auch,“ flüstert Jeannette, sich an die Mutter schmiegend.

„Wenn's Prügel setzt,“ äußert Grigou, „mag ich von der ganzen Kirchweihe lieber gar nichts sehen.“

„Ihr träumt, Kinder!“ beschwichtigte Papa; „man lacht, man singt und tanzt; was ist dabei denn so Halsgefährliches? Vorwärts! Ich stehe für alles.“

Man langt auf dem sogenannten Markte, einem Duodezplätzchen an. In einem mit Sand bestreuten, mit Stricken eingefaßten Winkel, zwei Violinen und eine große Trommel, zu deren ohrzerreißenden Tönen die liebe Dorfjugend tanzt. Gegenüber zwei wandernde Buden, die eine mit Honigkuchen; die andere mit Bratwürsten; das Ganze beleuchten ein halbes Dutzend Lampen an der Erde, und einige Lichtstummel in papiernen Düten.

Als unsere Gesellschaft eben eintraf, hatten die meist betrunkenen Bauern in der That Streit. Die Bäuerinnen hatten sich sofort nach der andern Seite geflüchtet, und sahen der Prügelei zu. Endlich wurden die Händel beigelegt; die Landdamen fanden sich wieder ein, und der Tanz begann von Neuem.

„Da seht ihr doch, Kinder,“ bemerkte Barbeau seelen-

vergnügt; daß man hier sich amusirt? Keine Kirchweihe ohne Lärm; die Bauern thun's einmal nicht anders."

„Das also ist eine Kirchweihe, eine Fête Champêtre?" entgegnete Grigou verdrießlich.

„Nur Geduld; wir haben ja noch nicht alles gesehn; vor allen Dingen aber zum Traiteur!"

Man sieht sich nach allen Seiten um, sucht allenthalben nach einem Traiteur; keiner nah, noch fern. Endlich entdeckt man eine Garküche mit der Ueberschrift: „Jardin champêtre et Paysage."

„Begreifen Sie," frug Barbeau den Maler, „was das heißen soll?"

„Wahrlich, nein!"

„Ich auch nicht; gleichviel; nur hinein; wir fragen nach einer „Landschaft," wo man speist?"

Man trat in die Guinguette ein. Im Saale war kein Aushalten, so bestialisch roch's dort nach Knoblauch; also in den „Jardin Champêtre" hinter dem Hause. Dort ist nach des Garkochs Behauptung, die „Landschaft:" auf eine Bretterwand im Hintergrunde des Gartens sind Tapeten, zu dreizehn Sous das Rouleau, mit Sperlingen und Papagaien aufgeklebt —, dieß die „Paysage."

Die halb verhungerte Gesellschaft placirt sich um einen Tisch, und fragt: Was zu haben sey? Durchaus nichts als eingesalzenes Rindfleisch und frische Eier; allen übrigen Speisevorrath hat die Kirchweihe aufgezehrt. Dieß mit Bagnolet-Wein gewürzte Diner schien den Parisern doch etwas gar zu „champêtre;" man expedirte sich in aller Eile, und nahm von der „Landschaft" Abschied.

Der Ball auf dem Sandplatze ist in vollem Zuge. Nachdem Barbeau seine Gesellschaft zum Dessert mit Honigkuchen regalirt, verlangt er durchaus, sie soll tanzen. Er zieht seine, aus allen Kräften sich sträubende Ehhälfte in den Kreis; Bellefeuille erfaßt Jeannettens Hand. Alles rast im wildesten

Gewühle durcheinander; kein Ton der Instrumente ist mehr zu hören. Jetzt stürzt ein ganzer Schwarm zu spät gekommener Bauernbursche wüthend herbei, reißt den Tänzern, mit dem Ausruf: „Ihr habt mit unsern Mädchen nicht zu tanzen!“ die Dirnen jenen aus dem Arm, und prügelt auf die Rivale, ohne weiteres, los. Diese ripostiren; alle Kirchweihgäste eilen herbei, und ergreifen für einen beider Theile Partei; bald ist die Balgerei allgemein. Die Dirnen nehmen schreiend Reißaus; die Kinder weinen; dabei geigen die Violinen immer lustig fort. Mitten im Gewirre hat Mama Barbeau ihren Mann; Jeannette ihren Tänzer verloren. Nur kaum gelingt's ihnen selbst, sich aus dem Beringe heraus zu retten. Ihre nach Mann, Vater und Bellefeuille rufenden Stimmen verhallen im Geschrei der die Kämpfer zu trennen bemühten Bäuerinnen.

An der Ecke des Platzes finden die Damen endlich Grigou wieder; eben hatten vier Bauern, nachdem sie sich fünf Minuten auf ihm herumgeschlagen, ihn aufgehoben. Er war wie gerädert; doch aber blieb ihm, die „Fête“ und das Dorf zu verlassen, noch Kraft. Jetzt findet sich auch Bellefeuille ein; zwar hat er seinen Hut eingebüßt; dagegen aber Alexander wiedergefunden. Um das verwünschte Bagnolet zu verlassen fehlt nur noch Barbeau: endlich kommt auch er, aber ohne Halstuch, mit zerrissenem Hemdkragen; jedoch immer noch guter Dinge.

„Mann, wie siehst du aus?!“ seufzt Mama.

„Verfluchte Bengel die!“ entgegnet Barbeau, sich verpustend; „wie die Kerls draufschlugen!“

„Aber, ums Himmels willen, wo kömmst du her? Ich war sehr um dich in Angst!“

„Ich habe mich 'rumgeschlagen.“

„Und für wen?“

„Mein Gott, weiß ich's? Ma foi, alles prügelte sich;

da macht ich's denn wie die Andern auch; warf ihrer zwei bis drei an die Erde; drauf machten sie mir Platz."

„Mein Gott, Mann, was für eine Landpartie!"

„Wollt Ihr denn schon fort, Kinder?"

„Ja, Mann, und das so schnell, als nur immer möglich!"

„Eh bien, en route! — Aber ich stehe euch nicht dafür, daß wir an der Barriere einen Fiacre finden."

„Barbeau, Barbeau," ächzte Grigou, „mich kriegen Sie zu keiner Kirchweihe um Paris mehr dran!"

„Bah!" lachte Barbeau, „haben wir uns nicht ganz charmant amusirt?"

Paul de Kock.

Charlotte Corday.

Seit der frühsten Jugend huldigt mein Herz mit enthusiastischer Bewunderung Charlotte Corday's Andenken. Durch die Unruhen der jüngsten Zeit übertäubt, erwachte dieses Gefühl vor Heinrich Scheffers Gemälde in der letzten Kunstausstellung wieder in seiner vollen Kraft. Seine Charlotte ist mein Ideal, wie ich dieß Heldenmädchen mir stets gedacht.

Wie oft bedauerte ich, nicht das kleinste Andenken an dieses Mädchen zu besitzen, ja nicht einmal zu wissen, in welchem Zimmer sie gewohnt, auf welcher Treppe ihr Fuß gewandelt, wo sie das Ungeheuer erdolcht, wo sie ihrem erliegenden Vaterlande sich geopfert? Endlich erfuhr ich, Marat habe in der Rue de l'Ecole de Medecine gewohnt. Eines Tags verweilte ich vor dem Hause an der Ecke der Rue du Paon. „Da muß es seyn!" sagte ich bei mir; ich dachte, einer so großen Handlung Schauplatz müsse auch das ansehnlichste Haus des Stadtviertels gewesen seyn. Es war mir dieß Haus durch seine altfränkische, seltsame Bauart aufgefallen; ein düstrer Gang, enge Fenster, ein in der Luft schwebendes, sechseckiges Thürmchen, mit kegelförmig zugespitztem Dache, und bizarr aufragender Eisenspitze . .; „kein Zweifel, hier, hier muß es seyn!" rief ich so laut, daß ein vorüberkeuchender Lastträger Halt machte, und mich mit weitgeöffnetem Munde anstarrte.

Es ward bereits finster; die Conciergen benachbarter Häuser saßen vor ihren noch offenen Thüren, und erlabten sich, unter traulichem Geplauder, an der Abendkühle. „Ist,“ frug ich eine Portière, „das Eckhaus dort nicht durch irgend etwas historisch merkwürdig?“ „Mein Herr,“ erwiderte die runde Frau, „das Haus dort ist das älteste im Viertel; ein Spezereikrämer wohnt drinn.“ „Können Sie mir, liebe Frau, nicht sagen, ob nicht ein sehr bekannter Mann, ob nicht Marat dort gewohnt?“

„Marat? Habe nicht die Ehre . . .“ „Halt!“ rief einer der Portiers; „Marat? Marat? Ganz recht, der im Bade ermordet wurde; das muß in der Badeanstalt in der Rue du Paon seyn; sehen Sie dort, kaum zwei Schritte von hier; ein recht hübsches Etablissement!“ Ich dankte, ein unwillkürliches Lächeln unterdrückend, und ging. Es war an einem Sonntage; der Specereiladen war geschlossen; ich vertagte die näheren Erkundigungen.

Am folgenden Tage brach des Specereikrämers Auskunft meinen romantischen Ahnungen den Stab; ich verließ ihn, jedoch nicht, ohne noch einmal mit Interesse nach dem alten Thürmchen umzublicken. Entschlossen, von meinen Nachforschungen nicht abzustehen, trat ich in das benachbarte Haus, Nummer 18, mit großem Hofthore, kleinem, etwas dumpfem Hofe, einem Ziehbrunnen im Winkel; alles höchst ordinär . . . Kaum aber hatt' ich dem Portier den Namen Marat genannt, so entgegnete er: „Das ist hier, mein Herr!“ Jetzt kleidete sich plötzlich Alles umher in tiefe Trauer; meine gestern getäuschte Phantasie hielt sich jetzt schadlos; sie sah alles durch ein romantisches Prisma, und die gemeine Aermlichkeit des Locals noch verdüsterte die Färbung. An der Thüre dieser düstern Loge fragte ohne Zweifel Charlotte den Portier: „Ist Bürger Marat zu Hause?“ Dem Portier kam beim Anblicke dieser reizenden, imposanten weiblichen Gestalt; bei ihrem an-

muthigen Lächeln, sicher nicht das entfernteste Mißtrauen in den Sinn. Wie kämen diese zwei Dinge zusammen, Mord und ein holdes Mädchen, deren großes, dunkles, beredtes, feuchtes Auge so mild glänzt; deren ganzes Wesen, selbst auf den rohesten Menschen, mit magischem Zauber wirken mußte? Wer ahnte unter diesem um so anmuthvolle Formen sich schmiegenden Kleide ein Messer —; wer in diesen edlen, ruhigen Zügen den gräßlichen Entschluß eines Herzens, das nur zum Sitze keuscher, schüchterner Liebe geschaffen scheint? — Und an jenem Tage athmete Charlottens Toilette sicher eine Art einfacher, erhabener Koketterie: sie mußte denen, die sie bei Marat einführen sollten, eine vortheilhafte Meinung von sich einflößen; sie wußte, daß man einen solchen Mord nur einmal verübt; wußte, daß man mit einer solchen That sich selbst den Stab bricht; wußte, daß eine solche Handlung der erhabenste Selbstmord ist, und — sie wollte ja nicht fliehen; war sie aber verhaftet, wie unzählige Blicke mußten nicht auf ihr verweilen! — Ihr Vater war Edelmann; in ihrer Seele lebte glühender Republicanismus, aber gebildet, rein, geschmackvoll, wie sie selbst. Sie konnte, durfte dieß alles nicht übersehen; und in den wichtigsten Lebensmomenten stellt ja die Toilette eines Weibes, so zu sagen, die Gesammtheit ihrer Ideen, ihr ganzes Ich, versinnlicht dar. Ein breites grünes Band umschlang ihre Stirn und den Chignon, dem wallende Locken entquollen; diese majestätische Stirne, dieß bescheidene, anstandvolle Wesen, diese frischen schwellenden Lippen —, unaussprechlich reizend war die Heldin; wer konnte ahnen, daß diese zarte Hand sich in Blut tauchen würde?

„Es wurde seitdem," bemerkte der Portier, der mich lächelnd die Thürschwelle anstarren sah, „in der Einrichtung der Appartements nichts geändert." „Ich besuche," erwiderte ich dem Manne, „so gerne alle berühmten Häu=

ser; wollen Sie wohl erlauben . . .?" Bei dem, absichtlich stark betonten Worte „berühmt," lüftete der Portier seine Mütze, und seine Frau erhob sich von ihrem Stuhle. Beim Portier so gut, als beim Pair von Frankreich, oder dem Dichter, ist die Eitelkeit heimisch. „Marat," sagte die Frau, „ward im ersten Stockwerke, in einem, nach dem Hofe heraus gehenden Cabinete ermordet." „Kann ich es wohl sehen?" „Der Miether ist abwesend; die Bonne aber wird Ihnen wohl nur wenig Auskunft geben können." Und damit ging sie vor mir die Treppe hinauf. Die steinerne Treppe ist ziemlich breit, und mit einem Eisengeländer versehen. Wir traten ein. „Nur die Tapeten!," bemerkte die Portière, „sind neu; doch, gedulden Sie sich einen Augenblick, ich muß erst mit der Bonne reden." Sie ließ mich im Vorzimmer, ich fühlte mich glücklich, daß ich allein war, und mich etwas sammeln konnte: es gibt Gefühle, die man gern, gleich seltenem, edlem Weine, nur tropfenweise genießt.

Marat wohnte in der That herzlich schlecht! Aermliche Antichambre, plumpe Fenster mit schmalen Scheiben; Marat war arm; in dieser bis zum Wahnsinne exaltirten, blutgierigen, cynischen Seele waltete Uneigennützigkeit; ihr Gott war die Guillotine; das Blutgerüst der Altar ihres politischen Glaubensbekenntnisses. Marat, der fanatische Apostel seines scheußlichen Freiheits-Idols, war, weit mehr als Robespierre, dem er durch seine Rasereien oft lästig fiel, der Mann des Terrorismus. Marat war des Jahrs 93 lebendiges Räthselwort; was Robespierre nur dachte, predigte jener laut und leidenschaftlich: die Republik müsse, um sich nicht selbst vernichtet zu sehen, im Blute ihrer sämmtlichen Feinde sich baden! Krank, ein hitziges Fieber im kochenden Blute mit Aussatz bedeckt, denuncirte Marat in seinen abscheulichen Blättern Biron, Custine und die nach Caen geflüchteten Girondisten. Charlotte glaubte, die so

beredte, ihre föderalistischen Ideen so glänzend entwickelnde, in ihrem Handeln dagegen so schwache „Gironde" werde den bluttriefenden Händen jener „Bergpartie," Frankreich entreißen: Wahn oder nicht; Charlottens Idee war unendlich erhaben! Hier also war es, wo sie die Gunst, beim Bürger-Repräsentanten eingeführt zu werden, erbat.

Welch unermeßlich reicher Schatz von Liebe und Hingebung in diesem weiblichen Gemüthe, hätte Charlotte geliebt! Aber alle reichen Kräfte ihrer Seele hatte sie der Freiheit der Republik gewidmet, wie sie rein, glanzerfüllt, von Tugenden und Talenten in ihrem Innern lebte; in diesem Gefühle gingen alle übrigen unter; ihre sonst so überreiche Brust kannte nur eine Göttin, nur einen Gottesdienst, den der Freiheit. Bedauern würde ich, hätte dieses Wesen jenen, auf eine Denunciation Marats, zu Caen gemordeten Belzunce, oder jenen Barbaroux, den Antinous der Gironde, geliebt; ich würde, denn ich sähe in ihrer That nur Rache, das Heldenmädchen minder bewundern; sie erschiene mir als ein Weib, wie es deren so viele gibt. Jene, von kleinen Seelen erfundenen kleinlichen Anekdoten widerlegt die Geschichte. Charlotte hatte Belzünce gar nicht gekannt, sie lebte bei einem Freunde zu Caen in tiefer Abgeschiedenheit; Barbaroux hatte sie nur besucht, um ein Empfehlungsschreiben von ihm zu erbitten. Uebrigens sagte Charlotte selbst von sich: „Die Pariser sind so treffliche Republicaner, daß sie gar nicht begreifen, wie ein Weib, deren Leben ihrem Vaterlande sonst keinen Nutzen bringen kann, für dasselbe kalten Blutes sich zu opfern vermag."

Ich zog die von mir gesammelten Notizen aus meinem Portefeuille. Die Portière trat mit der Bonne ein. „Mit Erlaubniß," sagte ich zu meinen beiden weiblichen Cicerones, „erlauben Sie; lassen Sie uns in Ordnung und mit Würde zu Werke gehen." Meine schwarze Kleidung,

mein bleiches Antlitz, meine feierliche Haltung wirkten: die beiden Weiber standen lautlos, unbeweglich. Ich las mit halblauter Stimme:

„Marie Anne Charlotte Corday d'Armans, zu Saint Saturnin, bei Caen geboren, fünfundzwanzig Jahre, weniger fünfzehn Tage alt.“ Ihr ganzes Leben umfassen drei Zeilen, diese Zeilen aber genügen zu ihrer Unsterblichkeit. Was liegt in ihrem Leben am Gewöhnlichen? Drei Tage desselben sind erhaben, so einfach, so naiv erhaben, daß sie Millionen Leben aufwiegen. Nachdem Charlotte ihrem Vater, Anfangs Julius 1793, geschrieben: sie suche in England die Ruhe, die ihr in Frankreich nicht werde, ging sie nach Paris, und stieg im Hotel de la Providence, Rue des Petits Augustins, ab. Kaum angekommen, begibt sie sich zu dem der Gironde befreundeten Deputirten Duperret. Er ist bei Tische, sie läßt sich melden, und bittet um einen Augenblick Gehör. Duperret geht mit ihr in ein Nebenzimmer, dort theilt Charlotte dem Deputirten Nachrichten von den Refugiés du Calvados mit, händigt ihm Barbarouxs Empfehlungsschreiben ein, erforscht seine politischen Gesinnungen, seinen Muth, und sucht ihn vergebens zu vermögen, daß er sich an die Girondisten anschließe. Charlotte fühlt nur allzusehr, daß sie sich an einen schlaffen, unentschlossenen Mann gewandt hat, und bittet nur um seine Begleitung zum Minister des Innern, bei dem sie, im Namen ihrer Freundin, einer in die Schweiz geflüchteten Kanonissin, wichtige Papiere zu reclamiren hat. Duperret sagt zu, bietet Charlotten Erfrischungen an, sie lehnt alles ab, und entfernt sich mit dem wundervollen Anstande der feinen Weltdame. Am folgenden Tage begibt sich Duperret ins Hotel de la Providence, Charlotte erwartet ihn bereits; sie fahren nach dem Ministerium. Der republicanische Minister war — nicht zu sprechen. Charlottens Handlungen an einigen folgenden Tagen sind unbekannt geblieben; sie mußten eine ganze Welt von Gefühlen, Ideen, Kämpfen,

Entschlüssen in sich fassen. Eines Morgens ruht sie auf einer Bank im Tuileriengarten. Ein spielendes Kind naht ihr, Schönheit besitzt einen, alle Lebensalter fesselnden, Zutrauen einflößenden, ganz eigenthümlichen Zauber. Das Kind hüpft an Charlotten empor, sie lächelt ihm zu, es lehnt sich auf ihren Arm, greift mit seinen Händchen in ihre halbgeöffnete Tasche, und zieht — eine Terzerole heraus. Ei das glänzt! Gib, gib! bittet das liebkosende Kind. Rasch verbirgt Charlotte die Waffe wieder, steht auf und entfernt sich, umherblickend, ob sie nicht beobachtet werde, mit schnellen Schritten. Donnerstag, den 11 Julius begibt sich Charlotte nach dem Nationalconvente, sie will daselbst Marat, mitten unter der „Bergpartie" ermorden. Marat ist krank, abwesend. Sie nimmt auf einer Tribüne Platz, und gewinnt es über sich, einen langen Bericht Cambons über Frankreichs Lage anzuhören. Er verdammt die Gironde zum Blutgerüste und ewigem Fluche, und schließt mit dem Antrage auf Arretirung des, einer Verschwörung gegen die Republik angeklagten Generals Arthur Dillon. „Nichts ist abgeschmackter als diese ersonnene Fabel!" braust Camille Desmoulins auf. Lautes Murren unterbricht und übertäubt seine hochherzige Stimme. „Vertheidige Dillon vor dem Revolutionstribunale!" schreit Legendre ihm zu; der Präsident hebt rasch die Sitzung auf. — Wie furchtbar mußte es in diesem Augenblicke nicht in Charlottens Busen stürmen! Am 13ten Morgens kauft Charlotte im Palais National, nebst einigen andern Gegenständen, auch ein Tischmesser in schwarzer Scheide. In ihr Hotel zurückgekehrt, legt sie ihren Taufschein, eine Adresse an das französische Volk, in ihr Portefeuille, und nimmt es zu sich. Sie wußte nur zu wohl, daß sie von ihrem Gange nicht zurückkehren, daß sie in den Kerker wandeln, und binnen weniger Stunden verurtheilt, den die Schlachtopfer tagtäglich nach der Grève, nach dem „Revolutionsplatze," überallhin führenden Karren besteigen werde. Sie hat sich auf Alles vor-

bereitet; Marat aber ist krank, nicht sichtbar. „Nachdem sie ihm geschrieben, sie komme, um dem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten, von Caen, kehrt sie, Abends fünf Uhr, in Marats Wohnung zurück. Seine Gouvernante weist Charlotten abermals ab; Marat ist im Bade; er hört eine jugendliche Stimme, und befiehlt, die Fremde vorzulassen . . .“ „Dieß ist das Cabinet,“ bemerkte die Bonne; „dort, dem Fenster gegenüber, stand die Badwanne.“

Jetzt begriff ich, als sey ich selbst zugegen gewesen, den ganzen Vorgang. Die drei Zimmer sind ganz klein, mit ein paar Schritten sind sie zugemessen. Marats Kopf ist mit einem Tuche umwickelt, seine, aus dem Wasser herausragende Hand schreibt auf einem, quer über die Badwanne aufgelegten Brette; Charlotte berührt ihn fast im Eintreten; so klein ist das Cabinet.

„Hier also,“ fuhr ich, aus meinen Notizen zu lesen, fort, „hier fragt sie Marat aus, und forscht nach den Namen der Refugiés du Calvados; sie dictirt sie ihm.

„Charmant,“ entgegnet er, „alle reif zur Guillotine!“

Diese Drohung ist seine letzte; aus der Scheide reißt Charlotte das an ihrem Busen verborgene Messer, und stößt's dem Ungeheuer bis zum Hefte ins Herz. „Hilfe! Hilfe!“ röchelt der Verscheidende, „ich sterbe!“

„Mit blut'ger Hand nach ihrem Haare greifend,“ nimmt die Bonne das Wort wieder, „schwankt Charlotte durch das anstoßende Gemach ins Vorzimmer, und sinkt in einen Sessel, da an diesem Fenster. Eine Augenzeugin, unsre nicht lang nachher verstorbene Nachbarin, die sie mit arretiren half, hat es mir oft erzählt.“

„Ein Commissionär,“ las ich in meinen Notizen weiter, „der die Nummern des Ami du Peuple zusammenfaltete, schlägt Charlotten mit einem Stuhle nieder. Man stürzt her-

herbei; sie erhebt, und stellt sich unter den Schutz der, von ihrer Schönheit ergriffenen Sections-Mitglieder.

„Danton erscheint, und überhäuft Charlotten mit den niedrigsten Schimpfworten; sie entgegnet ihm mit keuschem Stolze; man reißt sie in ein nach der Straße gehendes Zimmer. Dieser Moment ist es, den Scheffer zu seiner Darstellung so wundervoll erfaßte. Freilich konnten Marats Badwanne, seine starre, herabgesunkene Hand, sein erloschenes Auge von dort aus nicht sichtbar seyn; doch was kümmert dieß den Künstler; der Blick seines Genius dringt durch alle Wände!"

In jenem Gemache verhörten Charlotten die Convents-Mitglieder Chabot und Drouet. Laut ihres eigenen Berichtes, überraschten sie die Antworten dieses gleichsam schon aus dem Schoße der Nachwelt zu ihnen redenden Mädchens in hohem Grade. Der Fiacre, in dem Charlotte gekommen, hielt noch unten; sie stieg, von den Commissärs und Gendarmen des Convents begleitet, herab. Bei ihrem Anblicke brach der Pöbel in ein gräßliches Geheul, in ein Wuthgebrüll aus, das selbst die stärkste Männerseele hätte erschüttern müssen. Charlotte erblaßte; sie fürchtete, durch die Rasenden in Stücke zerrissen zu werden. Die Aermste erwartete auch einen, minder gräßlichen Tod! Im blühendsten Alter, mit Schönheit begabt, mit Ansprüchen auf Bewunderung, mißhandelt, unter die Füße getreten, halb entseelt im Straßenkothe umhergeschleift, durch blut'ge Haken zerfetzt, von Picken durchbohrt zu werden, um den vergeblichen, den letzten, ihr versagten Todesstoß zu flehen; Todesangst zu leiden, in Unflath unter rohen Flüchen; — kein Sarg, kein Grab —, die zerstreuten Glieder der Hunde und Raubvögel Beute —, das Gräßliche, das im vorigen September sich ereignet, stand ihr einen Augenblick bevor. Aber Drouets, in den rasenden Pöbel geschleuderte Donnerworte: „Im Namen des Gesetzes!" dämpfte, wie durch den Schlag einer Zauberruthe,

die Volkswuth; die gedrängte Masse gab Raum, und langsam rollte der Wagen dahin.

Ich bemerkte, daß meine düstern Träume den beiden weiblichen Cicerones lästig zu werden, und ein etwas spöttisches Lächeln zu entlocken begannen. Uebrigens hatte ich genug gesehen, hatte in wenigen Augenblicken einen Schatz von Gefühlen gesammelt, hatte jene Stätte besucht, wo ein zartes junges Mädchen mit jenen auf dem Schlachtfelde, oder auf dem Blutgerüste —, damals auch ein „Feld der Ehre" — gefallenen Revolutionshelden um die Palme gerungen hatte. Ruhig ist jetzt jenes, in den Zeiten des „Cordelier-Clubs" so stürmische Stadtviertel, wo Danton, der damals in der „Cour du Commerce" wohnte, im Vorbeigehn Marat abholte, oder ihm am Fuß der Treppe, die ich eben herabstieg, rief. Hieher strömten die Matadors der „Bergpartei." Der Schauspieler Collot d'Herbois, Billaud de Varennes, der Gottesläugner Chaumette, der Capuciner Chabot, der Schlächter Legendre, Saint-Just, Robespierre, der sich wenigstens vor Gott beugte, und auf dem Rednerstuhle es aussprach: „Der Tod ist der Unsterblichkeit Beginn." — Die Wohnung Marats, einst der Centralpunkt so vieler stürmischen Bewegungen, Delationen, Rasereien, Gräuel, ist gegenwärtig still, friedlich; allenthalben herrscht Schweigen und Ordnung, kein Geräusch, kaum Leben. Dort wohnen jetzt ein ehrenwerther Rechtsgelehrter, ein Kupferdrucker, Rentiers, Leute die die Ruhe, die Süßigkeiten des stillen unbekannten Lebens lieben, und, wie der Portier sagte, nur dahin ausziehn, von wannen Keiner von uns allen wiederkehrt. Von hier gingen die furchtbarsten Stöße aus, welche Ludwigs XVI Thron erschütterten; drei Millionen menschlicher Wesen fielen den hier discutirten Ideen zum Opfer, und noch immer discutirt Frankreich! Andre Athleten haben in der Kampfbahn die früheren abgelöst, und werden späteren weichen müssen.

Außerhalb über dem Hofthore erblickte ich ein noch übriges M, den Rest der Inschrift: „La Liberté, l'indivisibilité ou la mort!" — Warum aber, frug ich mich, verewigt hier kein Marmor, kein Erz Charlottens unsterbliche That und ihre Selbstopferung?! Nicht einmal eine ganz einfache Inschrift? Wie undankbar ist Frankreich! Charlottens Ruhestätte bezeichnet kein Grabmal; sie ist sogar durchaus unbekannt. Die Malerei hat uns indeß wenigstens ihre Züge —, aber mit ihnen auch die des Volkstyrannen, aufbewahrt. Als die Abgeordneten der Pariser Sectionen in Trauer vor den Schranken des Nationalconvents erschienen, rief ein Redner: „David, noch ein Gemälde!" David stand mit den Worten: „Soll geschehn!" auf, und skizzirte auf die Rückseite von Charlottens Schreiben, Marats gemeines, abgemagertes, bläulich unterlaufenes, von allen gehässigen Leidenschaften seines Lebens krampfhaft verzerrtes Gesicht, und legte, vermittelst eines Kunstgriffs, der in diesem Augenblicke für eine entschuldbare Fiction gelten konnte, ein Gnadengesuch in die Hände des Mannes, der keine andre Schlußfolge seines unerbittlichen Raisonnements kannte als die Guillotine, deren Beil er so gern dreimalhunderttausendmal auf dreimalhunderttausend Franzosenhäupter hätte niederfallen sehen!

Wie unaussprechlich rührend ist Scheffers Charlotte! Wie oft verweilte ich, in Anschauung versunken, vor ihrem Gemälde! Charlotte ist bleich, aber gefaßt, was um sie noch vorgeht, kümmert sie nicht mehr; ihr Werk ist vollbracht, sie überläßt Andern das ihre. Sie denkt an die Zukunft, die sie ihrem Vaterlande errungen zu haben meint; ich wollte, ich könnte sagen: sie denkt auch an Gott...; allein sein Name kam, soviel mir bekannt ist, nicht aus Charlottens Munde: jener Gedanke mag allenfalls in Scheffers Gemälde liegen, historisch ist er nicht, die Berichte jener Zeit schweigen darüber, und so bleibt jenes erhabene Trauerspiel in meinen Au-

gen unvollständig, ohne ganz genügende Entwicklung. Denn meinem Herzen wahrlich, kann der Backenstreich, den Charlotte, bereits entseelt, von des Henkers Hand empfing —, jene empörende Schändlichkeit, keine solche Entwicklung scheinen, sie wäre zu herzlos bitter und giftig höhnend; ich muß durchaus mir denken, daß es jenseits solcher Schmach noch etwas Andres für sie gab. Doch vielleicht entstiegen ein den Tod erleichterndes Gebet, ein leiser Seufzer der Hoffnung besserer Zukunft, Charlottens Lippen in ihrem Kerker, vielleicht als sie vom wüthenden Pöbel beschimpft dahinfuhr —; vielleicht als das Blutbret unter dem schönen Körper sich senkte, um ihn eine Secunde später, unter den Leichenhaufen im ungeheueren Korbe zu schleudern. *)

Gustav Drouineau.

*) Warum erwähnt der Verfasser mit keiner Sylbe, des hochherzigen „Mainzers“ Lux, den Charlottens Heldenthat in so hohem Grade begeisterte, daß er, gegen die „Blutsäufer“ sie laut und offen vertretend, das Schaffot kurz nach ihr bestieg?

Eine erste Theater-Vorstellung.

Früherhin, das heißt, vor dem 26 Julius 1830 noch, hatte eine „première représentation" etwas auf sich. Einen Monat zuvor schon annoncirten sie alle Journale, nannten den Namen des Autors in vollen Buchstaben; erst am verhängnißvollen Aufführungstage ward derselbe zum Geheimniß. An jenem Abende beobachteten des Autors Freunde, die seinen Namen mit ihm gemeinschaftlich zu verbreiten sich alle Mühe gegeben hatten, die allerdiscreteste Verschwiegenheit. Man sah unter dem Peristyle des Theaters, in den Couloirs, Foyers, sie sich begegnen; an gewissen Zeichen, verstohlen ausgetauschten Augenwinken und geheimnißvollem Händedruck, gleich den Freimaurern, Carbonaris oder Mitgliedern des „Tugendbundes," sich erkennen! Um mit der großen Angelegenheit des Tages, dem neuen Stücke, sich zu beschäftigen, vergaßen sie sich selbst. In diesen feierlichen Augenblicken waren sie nicht mehr Jesuiten, Liberale, Royalisten, kurz alles, was man damals war, waren nur Freunde des Autors, identificirten sich mit ihm selbst, theilten seine Hoffnungen, Besorgnisse, seine Seelenangst. Manchem Schriftsteller ward das Glück, fast das halbe Auditorium als eine solche Art Commandite, die Klatscher von Metier ungerechnet, für sich zu haben.

In jener guten Zeit gab es mehr Gattungen von Autoren; die Einen schrieben nur aus Geschäftslosigkeit, Eitelkeit,

Liebe zu eitelm Ruhme, Andere des lieben Profits wegen, eine dritte, aus fleißigen, unterrichteten, vielseitig gebildeten, eben so geistreichen als witzigen Männern, wahren Schriftstellern, bestehende Classe schrieb aus ächtem Berufe. Die Ersteren belohnten Gunstbezeigungen der Regierung, die Zweiten leichte, einträgliche Erfolge, die Letzteren zwar die öffentliche Achtung, aber — Armuth!

Uebrigens war in solcher Weise jeder dieser Schriftstellerclassen ihr beschiedenes Loos ganz richtig zugetheilt. Der einer sogenannten socialen Stellung genießende Reiche, wenn er die Leute in Rang und Würden, anstatt sie bitter zu kritisiren, gegen sie zu cabaliren, zu den Dornen ihres Berufs mit beizutragen, nur auf Gemälde imaginärer Laster, Leidenschaften und Lächerlichkeiten in gereimten oder ungereimten Alexandrinern sich zu beschränken ehrlich genug war, mochte einige Gunstbezeigungen jener Großen gar wohl verdienen. — Die speculirenden Autoren, jene die das Comptoir mit der dramatischen Muse vertauscht, standen bei diesem Tausche sich ganz vortrefflich. — Der letzteren Autorenclasse endlich gewährten die Genüsse vielseitigen ungetrübten Studiums, der Ruhe, richtige Würdigung alles Irdischen; das Schauspiel der im Weltleben und Treiben so verschiedenartig sich mischenden Unruhe mit Lastern und Elend, für ihre Entbehrungen reichliche Entschädigung. Man ließ sie in Frieden, vergaß sie; sie wünschten sich nichts Besseres.

Alle hatten bei der ersten Vorstellung eines ihrer Werke mehr oder minder zahlreicher Freunde sich zu erfreuen; alle soviel besoldete Bewunderer, als zu Entwürdigung eines glücklichen Erfolgs oder Herbeiführung eines Sturzes es bedurfte; denn jene, von den „Habitués" der Theater wohlgekannten verächtlichen Stützen verleiteten durchaus Niemands Urtheil, und erregten durch ihre Unverschämtheit oder ihr Ungeschick häufig Entrüstung. — Die Theaterverwaltungen bestritten die Unkosten solcher Manöuvres, und leider ist von Verschmähung

dieses Vehikels durch irgend einen unserer dramatischen Autoren noch kein Beispiel bekannt. Hier die Geschichte eines solchen ersten Vorstellungstages in seinen Details.

Gegen Mittag begab sich der Autor ins Theater. Dort erfolgte eine sogenannte „Répétition en robe de chambre“ (Negligeeprobe?), d. h. reine Gedächtniß-Recapitulation, ohne Gebärdenspiel und Action, ohne Gemüth und Begeisterung, kurz ohne alles, was der dramatischen Person oder Handlung Leben und Bedeutung verleiht. „Nur Einmal im Tage schlägt die Weihestunde!“ ist ein alter, durch Erfahrung nur zu häufig gerechtfertigter Coulissengrundsatz. Um mit künstlichen Leidenschaften sich ganz zu identificiren, und sie als eigene Empfindnisse darzustellen, bedarf der Schauspieler großer Anstrengungen; daß aber Jener, der schon am Morgen diese Mühe anwenden würde, am Abend aus Erschlaffung jene Anstrengungen mit Glück zu wiederholen vielleicht außer Stande seyn möchte, ist begreiflich.

In dieser letzten Probe erlaubte sich der Autor wohl noch einige, bereits zwanzigmal wiederholte Rathschläge; man hatte deren Befolgung ihm versprochen, und doch mußte er sie auch noch zum ein und zwanzigstenmale wiederholen, um sie dennoch nicht befolgt zu sehen. Armer Autor! Sie, meine Herren und Damen vom Theater, die Sie, gleich einer chinesischen Zeitung, das, was ich hier schreibe, anstaunen werden, Sie wissen nicht, welche unsägliche Mühe jene Einheit in allen Theilen seines Werkes, die es Sie so leicht auffassen läßt, dem Verfasser gekostet. Das durch angestrengte Geistesarbeit dem Gehirne zugeleitete Blut mangelt dem Magen, die Verdauung stockt. Dabei schlaflose Nächte, regelwidrige Circulation der Säfte. Der Autor ist übellaunig, grämlich geworden; er mußte alle Freuden und Genüsse, die Ihrem Leben seine Reize leihen, und ohne die Sie es höchst traurig finden würden, sich versagen; seine Reizbarkeit hat sich ungemein gesteigert; was Ihnen nur eine Bagatelle scheint, bringt ihn oft

zur Verzweiflung. Zwei, binnen zweimal vier und zwanzig Stunden durchgefallene Stücke *) versetzten Picard den Todesstoß. Der spätere glänzende Erfolg seiner „Trois Quartiers" gewährte ihm Trost, seiner Wunde einigen Balsam; die Wunde aber war zu tief, — war tödtlich!

Man denke sich also die Pein eines so verwundbaren Autors, wenn er durch den Starrsinn eines Schauspielers den Effect seines Stückes zu beeinträchtigen, oder durch seine Untüchtigkeit zu dessen günstiger Aufnahme beizutragen, dasselbe mit Verrenkung, Paralysie, Vernichtung, bedroht sieht. Sein Werk ist seine Hoffnung, sein ganzes geistiges Besitzthum, sein ganzes jetziges Daseyn, seine ganze Zukunft! Sie nennen den so Fühlenden einen Narren; Sie haben Ihrerseits Recht; dieser Narr aber, ist er Ihres Mitgefühls minder würdig, als jeder Andere? Wähnen Sie, ein Narr könne in seiner Narrheit nicht leiden, furchtbar leiden?

Jene letzte Probe ohne alle Wichtigkeit, hat unter Witzworten, Possen, Medisancen und politischen Neuigkeiten, die an dem armen Autor natürlich unbeachtet, selbst ungehört vorüberfliegen, ihr Ende erreicht. Bleich, mit verstörtem Antlitz, allen unzweideutigen Zügen einer Seelenangst, die während der Probe sorgsam zu bemeistern sein Ehrgefühl ihm geboten hatte, begibt er sich nun zum Regisseur, um hundert zudringlichen Billetgesuchen zu genügen; selbst der Lampenputzer setzt ihn unverschämt in Contribution.

Er verläßt das Theater. Vielleicht eine Wirkung der Ungeduld — ist seine Blässe verschwunden; statt ihrer färbt seine Wange sich hochroth. Die reine Luft im Freien umweht kühlend sein Antlitz; er nimmt den Hut ab, fährt sich durch die Haare, athmet mit Behagen den wohlthuenden Luftstrom, und wird ruhig, apathisch wenigstens. Auch der

*) Lambert Symnel und Le Généreux par vanité.

seiner letzten Stunde gewärtige Delinquent, sagt man, soll solche Augenblicke haben?

Am Tage einer ersten Vorstellung speist der Autor nicht zu Hause. Eigentlich bedürfte er der Einsamkeit, einer reiflichen Prüfung der Wahrscheinlichkeiten für oder gegen seine Hoffnungen. Sich selbst überlassen, vermag er seine Unruhe zu beschwichtigen, seiner Herr zu werden, mit der vollen Autorität der gesunden Vernunft, damit sich zu trösten: glücklicher Erfolg oder Durchfallen sey darum noch kein dem Werke des wahren Talents beschiedener, unwiderruflicher Urtheilspruch. In der Einsamkeit kann der Autor zur Resignation, zur Anerkennung der Gerechtigkeit, oder Nichtachtung der Ungerechtigkeit des seinem Geisteskinde bevorstehenden Ausspruches, sich erkräftigen und stählen. Aber nein! An diesem entscheidenden Tage gehört er ganz, mit Leib und Seele, ausschließlich dem Publicum allein nur an. Seine Freunde „reißen sich," wie man zu sagen pflegt, um ihn; wie dürfte er sie alle abweisen?! Er wählt; vielleicht gibt er Jenen, die ihn verstehen, die ihm nur Trostesgedanken, seinem erstorbenen Appetite nur leichte Kost darbieten würden, den Vorzug? Keineswegs: er fährt, oder um in meiner Redeweise zu bleiben, fuhr bei einem Manne von Einfluß und dessen intriganter Ehehälfte vor. Schon gestern hatte er Logenbillets gebracht, und heute soll des Hauses brillanter „Landau" ihn nach dem Theater fahren.

In jenem Hause muß unser Autor „aimable" seyn; muß die „Honneurs" seines Geistes und Witzes machen, muß über seine heutige Lage sich sogar Witze abzwingen. Man trinkt auf „gutes Glück;" spricht aber zugleich von Pfeifen, Zischen, von durchgefallenen Autoren. Zuweilen frägt unser Schmerzensmann sich im Stillen: ob man, um ihn zu höhnen, ihn eingeladen habe? Monsieur aber kann ihm zum Legionskreuze verhelfen, Madame ihn zur Akademie befördern.

Das Diner wollte kein Ende nehmen, der Autor saß

wie auf Kohlen: erstlich, weil man für jene Geistesgeburt, die ihm den Angstschweiß auspreßte, so wenig Interesse zeigte, zweitens, weil man, dem Ziel seines sehnsüchtigsten Verlangens, seiner Hoffnungen und Besorgnisse, zuzueilen ihn abhielt.

Endlich ist er in den Coulissen angelangt: das dem seinigen vorhergehende kleinere Stück schon zu Ende; alle seine Acteurs sind auf der Bühne bereits versammelt. Jeder stellt in seinem Costüme sich ihm dar, und verlangt sein Urtheil. Um irgend eine wesentliche Abänderung zu treffen, ist's zu spät; dem Autor bleibt nur noch sich beifällig zu äußern übrig. Leider muß er mit allem, wie es nun einmal nicht anders ist, zufrieden seyn, und doch erscheint ihm das Costüm, gerade dieß dem Schauspieler so wichtige Illusionsmittel, bei Mehreren als letzter entscheidender Beweis, daß man den von ihm beabsichteten Effect zu erzielen sich gar wenig angelegen seyn lasse. Indeß mit jeder die Entscheidung näherbringenden Minute des Autors ängstliche Besorgnisse sich steigern, indeß er durch einen Hoffnungsschimmer und Resignation sie zu beschwichtigen strebt, peinigt sein Ohr das infernalische Präludium von hundert Pfeifen, — bei uns, wie es scheint, der unerläßliche Vorläufer jeder ersten Vorstellung.

Jetzt erschallt des Regisseurs Ruf: „Place au théâtre!“ Noch rührt sich Niemand von der Stelle; dem armen Autor aber entsinkt der Muth nun völlig, alles schwimmt ihm vor den Augen, er findet den Ausgang kaum. Der dreimalige Schlag ertönt, das Orchester beginnt mitten unter furchtbarem Geschrei und Lärm. Die Bühne ist plötzlich geräumt, feierlich langsam rollt der Vorhang empor, dem unbändigen Tumulte folgt eisige Grabesstille.

Ich würde, meine geehrten Leser und Leserinnen, den Triumph des armen Autors Ihnen schildernd, vielleicht Ihnen recht vieles Vergnügen gewähren, vielleicht aber wünschen

Sie doch noch mehr unter der Schmach einer „Chûte" ihn niedergebeugt zu sehen.

Nichts leichter ohne Zweifel, als den Freudentaumel eines Dichters, nach der ersten Vorstellung von „Marino Falieri, Henry III, mariage de raison, Reine de seize ans*," recht lebhaft sich zu denken. Wer hätte jenes in dem des Glücklichen sämmtliche Züge verklärenden unwillkürlichen Lachen, in den alle seine Glieder durchschauernden behaglichen Zuckungen, im freudig raschen Spiele all seiner Fibern, — in den durch die Freude verdoppelten, seinem ganzen Adernsysteme sich mittheilenden Pulsschlägen des Herzens, in den ihn durchfluthenden Wallungen sich kundgebende Entzücken, in seinem Leben nicht Einmal wenigstens, empfunden? Welche Seligkeit, welche unaussprechliche Wonne in des mit Beifall gekrönten Autors Geist und Brust! Er lächelt seinen Freunden zu, preßt sie an sein Herz, reicht seinen Feinden verzeihend, versöhnt, die Hand.

Zu Hause, im einsamen Schweigen seines Cabinets umwogen den Glücklichen die zaubervollsten Freudenwellen seines Lebens. Er legt sich zu Bette, im Schlummer umgaukeln ihn süße Träume; er sieht mit Lorbeern sich bekränzt, sieht die Vorübergehenden mit dem Ausrufe: „Das ist er!" bewundernd auf ihn deuten.

Doch, meine Herren und Damen, zur düstern Kehrseite des Gemäldes.

Beim ersten Bogenstriche des Orchesters haben die Foyers, die Couloirs sich entleert, jeder eilt seinem Platze, oder vielmehr seinem Posten (eine erste Vorstellung läßt einem Schlachtfelde füglich sich vergleichen) zu; beim Aufrollen des Vorhangs fehlt vom ganzen Auditorium Niemand.

Die mit der „Exposition" befaßten Acteurs treten auf, denn, was man auch sagen möge (man huldige Aristoteles, oder trotze dessen Regeln in so hohem Grade als selbst Shakespeare), muß das Sujet doch immer angekündigt, angedeutet, „expo-

nirt" werden. Ich unterstelle dabei, dieß etwas complicirte Sujet erheische einen gewissen Grad von Aufmerksamkeit der Zuschauer, von Seiten der Acteurs klaren, präcisen, von vielfältigen Nuancen, mit Verstand angebrachten Pausen, und allen jenen die Ehre der Kunst bildenden, dem Artisten unerläßlichen genialen Ressourcen unterstützten Vortrag.

Allein in den Logen (bei einer ersten Vorstellung kennt sich in der Regel fast das ganze Logenpublicum) hatte man sich lorgnirt; in den Balcons die Schulgerechtheit dieser und jener Reime untersucht, einige Störenfriede im Parterre hatte ein: „Paix là! à la porte!" zur Ruhe ermahnt; durch dieß alles aber waren mehrere Details, die man, um den Gang der Handlung richtig aufzufassen, wohl gehört und begriffen haben mußte, verloren gegangen. Andrerseits hatte irgend ein „grand acteur," der, wäre er ohne zahlreiche „Bravos!" zu ernten, an das Ende einer Tirade gelangt, sich compromittirt geglaubt haben würde, alle die seinigen in der Art und Weise, um ganz genau jenen Effect des „Forte" und „Piano," den schon Moliere zu seiner Zeit das: „Tati tatou tatas" nannte, zu erzeugen vorgetragen. Auch trugen hier zum Effecte die Worte durchaus nichts bei; der Beifall galt nur dem Gesange oder der Declamation.

Eine beim Publicum in hohem Grade beliebte Actrice hatte ihre Partie mit Enthusiasm übernommen; da man ihr jedoch eine ihr glänzender scheinende seitdem angetragen, war in den Proben bereits ihr Eifer sehr erkaltet; sie spielte und sang nachlässig, schleppend, ohne alles Gefühl.

Der erste Act wird mit Kälte aufgenommen; am Ende glaubt der Autor sogar, eine Pfeife zu hören. Er bemerkt dieß einem der untergeordneten Acteurs. Der aber entgegnete ihm: Eine gewisse Logenthüre gleiche im Oeffnen und Schließen durchaus einem Pfeifen. Der Autor mochte glauben, was ihm däuchte, der Acteur erwartete seine Antwort nicht,

und lachte über das jenem aufgebundene Mährchen mit seinen Cameraden recht von Herzen.

Die eigentliche Wahrheit aber war: ein übelwollender Zuschauer hatte bereits, um nach dem Erfolge dieses ersten Versuches allenfalls weiter zu verfahren, die Dispositionen des Publicums vorläufig sondiren wollen.

Der Zwischenact währte, wegen Verwandlungen, Umkleiden ꝛc. etwas lange. Des Autors Freunde benutzten diese Zeit zu gegenseitigen Mittheilungen. Sie schnitten lange Gesichter: „Das läßt sich nicht zum Besten an!“ flüsterten Einige sich zu. „Die Handlung ist nicht klar, scheint verworren,“ meinten Andere. Die Beharrlichsten erwiderten, jedoch ohne Widerlegung jener Rügen: „Geduld, es ist ja nur der erste Act!“

Die Rivale des armen Autors winkten sich durch Zeichen zu, die sich gar leicht dahin übersetzen ließen: „Dieß Stück wird uns und unsern Arbeiten nicht sehr im Wege seyn!“

Ein kräftiger, vom Acteur mit Energie und Feuer vorgetragener Gedanke ward von den „Herren unter dem Lustre“ *) wüthend applaudirt; aber gewaltiges Pfeifen protestirte sofort gegen diesen commandirten Enthusiasm und eine Anmaßung, die dem nichtcommandirten Publicum imponiren zu wollen sich anmaßte.

„Lieber Gott!“ seufzte der Autor im Stillen, „das ist Cabale, selbst das wahrhaft Gute fällt durch, und meine Freunde schweigen!“ — Die Freunde aber hätten die Sache nur noch schlimmer gemacht!

Am Ende dieses zweiten Acts ließen statt Einer Pfeife, deren bereits mehrere sich hören, diese aber keinem Knarren einer Logenthüre sich mehr zuschreiben. Traurig, beschämt, barg der Autor sich in einen Winkel des Theaters, von dem

*) Der Versammlungspunct der durch Theaterbillets gemietheten Klatscher.

aus er die Acteurs unter sich scherzen und lachen sehen konnte. Vielleicht dachten sie an ihn und sein Stück nicht einmal, Unglück aber macht mißtrauisch und argwöhnisch; der Autor grollte dem leichtsinnigen Völkchen in diesem Augenblicke recht von ganzem Herzen.

Indeß hatte er alle Hoffnung noch nicht aufgegeben. Der dritte Act enthielt eine neue, originale, mit Genialität und Bühnenkenntniß behandelte Scene. Sehr rechnete der Autor auf ihren Effect. Neu, original, — bedurft' es mehr um ein Pariser Publicum zu enthusiastischem Beifalle zu vermögen?

In seiner damaligen Stimmung aber begleitete das nur zu oft undankbare Publicum jene Scene mit Zischen, Stampfen, und mehr als alles dieß, schmählichem, ironischem Applaus; Freunde, Feinde, alle im Chorus, erklärten das Stück für „detestable!" Die commandirten „Claqueurs" allein nur blieben unerschütterlich, vermochten aber, da sie die meisten der am Morgen ihnen vertheilten Billets versilbert, in nur allzukleiner Zahl, ihrem unglücklichen Committenten nichts zu nützen. Dieser, mehr todt als lebend, gräßliche Fiebergluth in Gehirn und Herzen, hatte seines Unsterns — oder vielmehr seines Mißgeschicks, ganzen Umfang nur zu wohl begriffen. Ich sage: „Unglück," denn wenige Augenblicke hatten die Frucht langer, mühsamer Arbeit ihm zu Grunde gerichtet. Was aber läßt mit solchem Verluste sich vergleichen? Jener des Landwirthes, dem Hagelschlag die Ernte niederschmettert; des Eigenthümers, dessen Haus die Flamme verzehrt, ist nichts dagegen. Selten ermangelt hülfreiche Theilnahme, diese Bedrängten zu unterstützen. Man beklagt, tröstet sie, ihr Unglück zerstört nicht die von ihrem Talente, ihren Fähigkeiten, ihrem Genie gehegte Meinung mit Einemmale; des Autors Unstern aber reißt dieß alles im Falle seines Stückes mit dahin. — Mein Autor ist nicht einer jener von mir erwähnten gierigen Speculanten, kein Geck, der

um eines kleinlichen Ruhmes willen, einen edlen, nützlichen Beruf verfehlt: er ist ein Gelehrter, der, gleich dem Arzte, dem Advocaten, der Honorirung seiner Arbeiten, des damit verknüpften Gewinnes bedarf. — Und, meine Herren und Damen, mit Ihrem guten, gefühlvollen Herzen, denken Sie sich vollends die am Morgen in den Journalen dem armen Autor sich erneuenden Qualen!

Vielleicht haben Sie einem solchen Folterabende nie beigewohnt, darum glaubte ich, durch ein möglichst getreues, lebendiges Gemälde Ihre Neugier befriedigen zu müssen. Grade so wie ich das Ganze ihnen hier geschildert, ereignete es sich vor der von mir bezeichneten Epoche, ob es jetzt etwa anders sich verhalten möge, ist mir unbekannt.

Schlüßlich noch einige Bemerkungen: Während des ganzen noch übrigen Theils der Vorstellung hörte man gar nicht mehr; lachte, lärmte, amusirte sich; es war eine wahre Orgie, ein Stiergefecht. Gern hätte man den Verwegenen, der in solcher Weise am Publicum sich zu versündigen wagt, in Stücke zerrissen. Darum eben verlangte alles, als der Vorhang kaum niederrollte, mit lautem Geschrei den Namen des Verfassers. Da man seine Person nicht kreuzigen durfte, sollte er mindestens in effigie für seinen Frevel büßen. Ein Acteur übernimmt es zuweilen selbst mit heimlicher Freude. Der Vorhang wird wieder aufgezogen; nach drei Grüßen, einem rechts, einem links (dieser galt sonst dem Könige und der Königin), dem dritten en face, dem Parterre, aller Welt, spricht er:

„Meine Herren! Das Stück, das wir vorzustellen die Ehre (?) gehabt, ist von ...“

„A bas! A bas!“ schreit's im ganzen Hause jetzt ein gellendes Unisono von Pfeifen, Zischen und Gebrüll, von eleganten Damen noch mehr angespornt. Endlich läßt das gräuliche „Charivari“ einen Augenblick nach. Der Schauspieler benützt die Pause, den Namen des zu Grabe getragenen un-

glücklichen Autors der schadenfrohen Menge zu nennen; ein noch furchtbarerer Tumult begleitet das Niedersinken des Vorhangs.

Zuweilen war jener Name so ehrenvoll, daß die Nichteingeweihten, die nur den andern Uebelwollenden sich angeschlossen, eine Anwandlung von Reue empfanden; indeß wagten sie mitten in diesem wilden Getümmel ihr Gefühl nicht laut werden zu lassen. Publicum und Acteurs, alles verließ das Haus. Die Lustres wurden ausgelöscht, und tiefe Todtenstille lagerte sich über den ganzen Bering.

In der Straße beklagten des Autors Freunde, besonders aber seine Rivale, den Aermsten mit Beileidsbezeigungen voll christlicher Nächstenliebe: „Der arme N..., es thut mir herzlich leid um ihn, mit ihm ist's vorbei, er kommt nicht wieder auf, ist wahrhaft in Grund gebohrt!“

In der Garderobe, beim Auskleiden der Acteurs, bedauerte man nur die vergebens aufgewandte Mühe des Memorirens und Costümirens. —„Sehr angenehm, wahrhaftig! Der verwünschte Autor!“ murrt die Prima-Donna, „ich wollte nur nichts sagen, mir ahnte aber, daß es so kommen würde. „Mir auch!“ Mir auch! Mir auch!“ wiederholte ein Dutzend weiblicher und männlicher Echos.

„Wenn aber das Stück Ihnen denn so gar schlecht schien, warum übernahmen Sie denn Rollen darin? Warum priesen Sie, nach der Leseprobe, es so ganz außerordentlich?“

„Es schien uns gut. Der Autor ist so gewandt, liest so charmant, täuscht selbst die zuverlässigste Urtheilskraft!“

„Die Vorlesung seines Stücks machte also Eindruck auf Sie?“

„Den lebhaftesten, erst beim Studium unserer Rollen erkannten wir, daß alles eigentlich nur auf Ueberraschung berechnet war.“

„Legen Sie dieß Bekenntniß denn doch etwas minder laut ab: Wenn das Stück von allen Ihnen zu Gebote stehenden

henden Illusionen: Costüme, Decorationen, Gebärden, Action, entkleidet, in so hohem Grade Sie ansprach, Sie dagegen, von allen jenen so wirksamen Accessoires unterstützt, diesem Geistesproducte keine gleiche Wirkung auf das Publicum zu verleihen wußten, so, meine Herren und Damen, nehmen Sie mir's nicht übel, trägt nicht das Stück, Sie nur allein tragen die Schuld. Die Regel steht sicher fest: Ergreift die Vorlesung allein schon, so muß die Darstellung in noch ungemein höherem Grade wirken; jeder dieß läugnen wollende Schauspieler würde Unkenntniß der ersten Elemente seiner Kunst verrathen. Sie aber, nichts für ungut, spielen Jeder und Jede nach ihrer Weise, beachten dabei aber die Erfordernisse des Ensemble, des Hauptzwecks, auf den Sie hinarbeiten müssen, keineswegs. So kommt es denn, daß Jeder und Jede von Ihnen, einzeln genommen, — daß Sie Alle ganz vortrefflich gespielt haben mögen, daß dessen unerachtet jedoch die Vorstellung im Ganzen unzusammenhängend, kalt, anwidernd ausfiel; diese Verantwortung aber laden Sie, nur Sie, dann dem armen Autor auf. Hätten Sie dagegen das Stück so gespielt, wie er es Ihnen gelesen, so würden Sie auf die Zuschauer ganz ungezweifelt durchaus denselben Effect, den er auf Sie erzeugt, bewirkt haben; sein Stück ward applaudirt, das durchgefallene ist das Ihrige."

So sprach mitunter ein Kritiker eines zu Grabe getragenen neuen Stückes zu dem Theaterpersonal. Die Theaterherren und Damen aber ließen dergleichen sich eben nicht sehr anfechten, und den unglücklichen Autor vermochte eine solche Kritik nicht zu entschädigen, das einmal Geschehene war nicht mehr zu ändern!

Dieß vor unserer letzten Revolution eine „erste Vorstellung;" dieß wird sie, sobald Vertrauen und Ruhe (wenn dieser Fall jemals sich ereignet) bei uns wieder ganz einheimisch geworden sind, Kleinigkeiten abgerechnet, so ziemlich wieder seyn. Denn unserm Theater steht, wie einzelne Murr-

köpfe behaupten möchten, sein Untergang keineswegs bevor; um aller schönen Künste anziehendsten Reiz roh zurückzuweisen, besitzt unsere Nation zu viel Kunstsinn und Empfänglichkeit.

Gegenwärtig nehmen ernstere Gegenstände, um der Bühne das frühere lebendige Interesse zu widmen, uns noch allzusehr in Anspruch, daher gehen unsere jetzigen „ersten Vorstellungen," im Ganzen genommen, ziemlich ruhig vorüber, wir erleben wenig glänzende Erfolge, ebensowenig eclatante Niederlagen mehr.

Einige Autoren beuten Scandal, neuere berühmte oder berüchtigte Namen die Politik aus; je nun, man muß etwas liefern, muß leben. Da dieß alles aber den eigentlichen ächten Stoff des Drama's nicht liefert, wird man, so bald nur immer thunlich, auf generalisirte Leidenschaften, Laster, Lächerlichkeiten zurückkommen. Hoffen wir, daß diese so glückliche Regeneration sich nicht lange erwarten lasse, und daß wir im Schoße des Friedens und der öffentlichen Wohlfahrt dem Ereignisse einer „ersten Vorstellung" künftig wieder einige Wichtigkeit beilegen!

M e r v i l l e. *)

---

*) Selbst dramatischer Dichter von Verdienst.

Die Conciergerie.*)

Sechzehn Jahre zählte ich, als ich zum erstenmale die Conciergerie betrat. Welches Gefängniß damals! Ein Kerker des „ancien régime;“ schauderhaft romantisch, ein Labyrinth finsterer Gänge und infernalischer Gewölbe! Die Stirne berührte den das Eingangs-Guichet erdrückenden Balken. Im Eintrittsgewölbe brannte mit röthlich trübem Scheine eine „ewige“ Lampe. Dort auch gab es scheußliche Schließerlarven, klirrende Schlüsselbunde, Luft und Licht raubende Eisenstangen. Ewig werde ich jenes Momentes meines Eintritts in diese irdische Hölle gedenken; solche Schauerbilder werfen ihre düstern Schatten über das ganze Leben, sie bilden oder erdrücken den Menschen, entwickeln die Keime seiner Intelligenz, oder vernichten sie. Jene dumpfen Grabgewölbe sind noch der unvergeßliche Stoff meiner innigsten, wie meiner bittersten Gedanken und Erinnerungen.

Noch im Jahre 1831, unter Kummergefühlen, die zu erneuen oder zu schildern unnütz seyn würde, bei einem so niederbeugenden Leben ohne Beschützer und ohne Herzensbande, mitten unter Täuschungen und Leiden, die wir ausschließlich nur uns beschieden glauben, die aber unser Aller Erbtheil sind, unter der Bürde von fünfzehn einsamen, unruhigen oder

*) Gefängniß unter den Hallen des Justizpalastes, in dem die in Anklagezustand Versetzten, vor den Assisenhof Verwiesenen, aufbewahrt werden. Marie Antoinettens Kerker ist in eine Trauercapelle verwandelt.

schmerzlichen Jahren, habe ich dennoch 1815 und die Conciergerie nie vergessen!

Ich wollte jenen Kerker, in dem ich zwei Monate verlebt, noch einmal wieder besuchen; es war mir wahres Seelenbedürfniß, Rückkehr in entschwundene Zeiten, zu verlorenen Gütern, zu jenen, die im Jahre 1815 gelebt, und die ich allein nur überlebt hatte. Gott weiß, wie viele Gräber binnen fünfzehn Jahren um den Menschen sich erheben! Jenes Gitter, an dem meine Mutter geweint, sollte mir sie wieder vergegenwärtigen; dieß Dunkel, der Vertraute meiner tiefsten, geheimsten Gefühle, jene Quelle inniger Empfindnisse, die in der Welt wohl zu Eis erstarrt, aber nie versiegt, in meinem Herzen wieder aufwallen lassen. Ich täuschte mich: die den Menschen umgestaltende Zeit wälzt Steinmassen um. Das Gefängniß von 1815 war verschwunden; ich besuchte die neue Conciergerie von 1831, fand aber zu meinem wahren Schmerz meinen Kerker nicht wieder.

Jene schwarze, schauderhafte Conciergerie, die theilnahmlose Zeugin der ganzen Revolution, mit ihren Schneckenstiegen, ihren rabenfinstern, engen Gängen, von deren Wänden der kalte Schweiß einer Todtengruft herabrieselte, ist verschwunden. Sie ersetzt ein wohl unterhaltenen Hospitien ähnliches Gefängniß; die schauerlich pittoreske Romantik der Conciergerie ist zu Grabe gegangen; auch sie hat sich civilisirt. — Jene sociale Umwandlung, die in unsern Tagen die „Roture" dem Adel, den Kaufladen dem Salon gleichstellt, hat den Behausungen des Verbrechens und dem Asyl des von der öffentlichen Mildthätigkeit aufgenommenen Unglücklichen ganz dieselbe Gestaltung verliehen. Sorge für die Gesundheit des Menschen, für seine Ruhe und seinen Schlummer, sorgsame Erhaltung eines selbst mit Verbrechen belasteten Lebens bekunden das rastlose Fortschreiten des Gesellschaftsvereins zur höheren Vervollkommnung. Gern zollte ich jener Verbesserung meinen aufrichtigsten Beifall; wie so gern aber hätte ich, wenn auch

auf einige Stunden nur, in jenem feuchten Gewölbe mich wiedergesehen, in dem ich armer Jüngling, noch halb Kind, im Jahre 1815 ohne alle Beweise angeklagt, Staatsgefangener auf bloßen entfernten Verdacht hin, ein unglückliches Opfer jener politischen Vorsichtsmaßregeln schmachtete, die ohne Unterschied und ohne Prüfung, ohne ihre Zwecke zu erreichen, ohne baufällige Republiken oder stürzende Throne aufrecht zu erhalten, der ruhmvollen, der niedern, unbekannten Häupter so viele trafen!

Nur ungern rede ich von mir selbst. Betreten wir aber einmal jene egoistische Bahn, so erfaßt, beherrscht und reißt unsere Persönlichkeit, gegen unsern Willen, uns mit sich fort. Unser „Ich" tyrannisirt uns, berauscht uns durch seinen Drang, erdrückt uns durch sein Gewicht.

Uebrigens mischt sich, ich schicke diese Bemerkung voraus, in die von mir zu erzählenden Begebnisse nichts Heroisches. Ist darin hauptsächlich nur von mir die Rede, so ist dieß nicht meine Schuld. Politische Stürme wirbelten, gleich dem vom Orkane in die Lüfte geschleuderten Strohhalme, mich mit sich dahin, bemächtigten sich meines Lebens, und waren es zu zertrümmern im Begriffe; ich aber hatte sie nicht aufgeregt; trotzte ich ihnen, so war es mehr romanhaftes Kinderwesen, als Kraft und Muth.

Messe man ja nicht eitler Eigenliebe, dem kleinlichen Drange auf der Weltbühne aufzutreten, die hier von mir skizzirten Reminiscenzen bei. Ich schildere den Lesern die Conciergerie von 1815, im Contraste mit jener von 1831 —, zwo durch eine Kluft von fünfzehn Jahren geschiedene Gefängnisse, zwo merkwürdige Parallelen zweier sich berührender, und doch so sehr abweichender Zeitpunkte. Darin allein nur, nicht aber in thörigem Dünkel, suche man meiner Erzählung wahres, eigentliches Interesse.

Im April und Mai 1815 ereigneten sich in Paris mehrere schlecht angelegte, schlecht ausgesponnene, von Unsinnigen

vorbereitete, von jenen grade, die sie bestrafen sollten (das höchste Raffinement der Politik!), unterstützte Verschwörungen. Daß auch mein Name in den Listen jener Verschwornen jemals figuriren sollte, wäre mir nie nur von ferne in Sinn gekommen.

Mein Vater lebte, verstümmelt und verabschiedet, mit unserer Familie, in tiefster Abgeschiedenheit, an einem der äußersten Ende von Paris. Dort erreichten uns Kriegsgetümmel, Siege, Niederlagen, gestürzte, wieder auflebende Monarchien, nur etwa wie das den Eremiten in seiner Felsenhöhle aus dem Schlummer aufscheuchende ferne Tosen einer in Flammen stehenden großen Stadt.

Mich beschäftigte das damals eben erschienene Werk der Frau v. Staël „de l'Allemagne" mehr, als alle nur erdenklichen Verschwörungen Europa's. Meine Studien waren bereits beendigt. Mein Vater, den Zustand der civilisirten Welt, besonders Frankreichs, ganz richtig beurtheilend, sah darin nur in Trümmer sinkende Glückszustände, schwankende, unsichere Stellungen, eine drohende Zukunft, düstere Wetterwolken, aus der Ferne zückende Blitze, gleich der Alpen-Sennhütte im Sturmwinde, wankende Kronen. Ich wollte seinen düstern Ahnungen nicht glauben; des Alters Scharfblick ist so prophetisch!

Mein Vater dachte mit Rousseau, des Menschen einziges Heil beruhe in ihm selbst; die intellectuellste aller Erziehungen vermöge nichts zu fruchten; in dieser Epoche der Krisis und allgemeinen Umwälzung müsse jeder, im Schweiße seines Angesichts, sein Brod sich zu verdienen wissen. Seine Ansicht der Verhältnisse des Gesellschafts-Vereins war sehr richtig; ich fand sie übertrieben. Die allgemeine Erschütterung, das Schwanken des Bodens unter unsern Füßen, unsere Unruhen, unsere ängstlichen Besorgnisse haben meines Vaters prophetische Ahnungen vollkommen gerechtfertigt. — Er schlug mir daher, nach einer im zartesten Alter begonnenen, mit glühendem Eifer von mir umfaßten und beendigten,

durchaus wissenschaftlichen Erziehung, die Erlernung eines Handwerks vor. Man denke sich die tief gekränkte Eitelkeit eines die Classen verlassenden jungen Menschen, der im Griechischen und der Rhetorik Preise erlangte, der seinen Rousseau liest, sich einen Denker glaubt, die fieberhafte Erziehung unserer philosophischen Romane und unserer romanesken Philosophie durch alle Poren eingesogen! Handwerker?! Der Name schon! Wie zu so tiefem Sturze sich resigniren?! Nur kindlicher, unbedingt passiver Gehorsam vermochte meinen Willen, jener richtigen Beurtheilung meines Vaters, die in unserer Familie damaliger pecuniären Lage eine abenteuerliche Grille scheinen konnte, doch aber nur der gediegensten Ueberlegung vernunftgemäßes Ergebniß war, mich zu fügen. Ich sah, die sicherste aller Bürgschaften, die der Mensch gegen jeden Glückswechsel und alle Lebensstürme sich zu sichern vermag, zwar tief betrübt, aber ohne Murren, ergreifend, in meiner Umgestaltung aus dem eine unnütze Aufgabe zu lösen fähigen Schüler zum Setzer einer Druckerei eine wahrhaft heroische Resignation.

Damals bestand in Paris eine in ihrer Art einzige Officin. Im zweiten Stockwerk eines ärmlichen Hauses der Rue Dauphine, auf dem durch die gleichnamige „Passage“ dieses Namens gegenwärtig eingenommenen Local, befanden sich damals drei, in diese Einsamkeit relegirte unvollständige Schriftkasten. Kein Setzer, um diese Bleitypen, ihnen Bewegung verleihend, zu Gedanken zu gestalten; der Drucker war arm; wovon lebte er? Ich weiß es nicht, er druckte selbst nicht einmal einen Kalender. Indeß existirte er, und seine müßigen Pressen, seine bestäubten Schriften, belasteten ganz unnützerweise den Plafond des Hauseigenthümers. Ich glaube, die Polizei widmete diesem Hause grade eine ganz besondere Aufsicht; meinem Vater war dieß unbekannt; er sah in der Einsamkeit jenes Atelier's nur ein zuverlässiges Mittel, meine Jugend vor den Gefahren des Beispiels zu bewahren. Ohne

mitten unter Arbeitern zu leben, sollte ich selbst gefahrlos mich dazu bilden und mich unterrichten; darum hatte mein Vater zu meinem Arbeitsherrn den armen Eigenthümer einer zerrütteten Druckerei sich ausersehen. Drei Monate begab ich mich regelmäßig um acht Uhr jeden Morgen in die öde Werkstätte, um dort bis drei Uhr Nachmittags zu verbleiben. Dort, durchaus allein, träumte ich; oft erfaßte mich Langweile; des Meisters Unterricht war nur spärlich; hatten das Handhaben der Typen und ihr Einsetzen in den Rahmen die Finger mir ermüdet, dann setzte ich mich und las. Nie wird, wer das Widrige der materiellen Arbeit nicht gekannt, alle Süßigkeiten der Lectüre ganz erfassen. Wir beschäftigen uns mit der rohen Materie, mit Erde, Holz, Blei, blinden Kräften, die nur passives Widerstreben uns entgegensetzen, und nur ein machinales Resultat, das die Intelligenz wohl modeln, nie beleben kann, zu liefern. Dagegen der Gedanke, dieser lebenvoll leuchtende, thätige, unermeßliche, penetrante, unergreifbare, unbezähmbare, unzerstörbare, mit unvergänglicher Fruchtbarkeit begabte Gedanke! Ist's etwa ein Wunder, daß aus dem Schoße mechanischer Gewerbe grade die großen Männer hervorgegangen? Den ausschließlich in Salons allein Aufgewachsenen ist die Intelligenz nur Spiel, Erholung, Luxus; jenen dagegen, die den Pflug oder die Feile gehandhabt, wird sie zur Leidenschaft, zur Kraft, zur himmlischen Schönheit; ihre Verehrung wird ihnen Gottesdienst, überirdische Liebe. Aus der Bude, dem Kramladen, der Werkstätte, der Schreibstube des Notars (einem Magazine von Schreibereien ohne Gedanken) tauchte die Mehrzahl kräftiger, hoher Geister auf: Molière aus einem Tapetenladen; Burns bei einem Meyer; Shakespeare war der Sohn eines Handschuhhändlers, früher Schlächters; Rousseau arbeitete an den Räderwerken seines Vaters. Mit der physischen Natur sich lange befassend, retteten sich alle, glücklich und enthusiastisch, in des Gedankens freies Gebiet. In jener mechanischen Lehrling-

schaft würde selbst ein minder kräftiger Geist sich stählen. Erhebt die der Welt sich bemeisternde unermeßliche Reform jemals sich zur Kunst, eigentliche Menschen zu gestalten, so wird der öffentliche „bon sens“ ungezweifelt endlich siegen, und bei Mächtigen und Reichen selbst die Wahl irgend einer Gewerb-Lehrlingschaft, das Studium der physischen Natur, der Versuch irgend eines Handwerkes, einen der wichtigsten Zweige jeder Erziehung künftig bilden.

Keine aller jener Ideen stellte meinem Geiste sich damals dar. Ich hatte die Classen ja erst verlassen, hatte meine Tragödie zu dichten, zärtlichen Träumen mich hinzugeben, Geßner zu lesen. Ich lag meinem Berufe zwar emsig ob, mit welcher Wonne aber kehrte ich zu Salomon Geßners faden (?) Idyllen, deren bleichsüchtige Moralität als des geläuterten Geschmackes und der Eleganz „non plus ultra“ mir erschien, zurück! Wie himmlisch erschienet ihr mir: Chloë, Daphne, Leukothoë mit eurem Hirtenstabe und euern Schäfchen, in meiner eingeräucherten, finstern, öden, nur von Grillen und Spinnen bewohnten Werkstätte mit winzig kleinen Fenstern, aus denen ich nur eine Straßenorgel, Bierbässe, ohrenzerreißende Discante und das ferne Rasseln der Wagen und Karren vernahm, wo aus einer benachbarten Stube das gräßliche Geheul eines mit jedem Tage seine Todesqual erneuenden Fallsüchtigen und das dumpfe Gemurmel aus einem Spielsale im Stockwerke unter mir, jenes infernalische Concert mir accompagnirten.

Sehr beschäftigte mich jener Spielsaal; oft sah ich um drei Uhr Nachmittags alte Weiber mit grünem Arbeitsbeutel hineingehen, am Morgen zehn Uhr erst wieder herauskommen; sie hatten die Nacht dort zugebracht. Gegen Mittag einst krachte ein Schuß drunten; wie oft suchte mein neugieriger Blick, durch die diese Raubhöhle verschleiernden rothen Vorhänge, deren Inneres zu erspähen!

Es war an einem Samstag Abend. Ich hatte Geßners

„Daphnis" in Hexametern zu übertragen begonnen, das Buch aber, dem ich so viele Genüsse verdankte, auf meinem Setzkasten zurückgelassen. Am folgenden Tage sollte ich zu meinem Vater aufs Land, fünf Stunden von Paris. Die ersten Frühlingsblüthen, des Himmels erstes Lächeln, balsamischer Lenzeslüfte erster Hauch, harrten meiner, wie konnt' ich all diesen Genüssen ohne meinen Geßner entgegen eilen?

Schon um sieben Uhr war ich in der Druckerei. Noch ein andres Motiv trieb mich dahin: die Frau des Buchdruckers war krank; ihr Sohn litt an der furchtbarsten aller Krankheiten, der fallenden Sucht; der Vater erlag, mit beiden, der tiefsten Armuth. Der ganze innere Haushalt war ein Bild des schauderhaftesten Jammers; nur die Sorglosigkeit und Illusionen eines sechzehnjährigen Jünglings vermochten in dieser Behausung des gräßlichsten Elends Geßners mythologischen Boudoirträumen sich hinzugeben! Ich hatte der armen kranken Frau von Seite meiner Mutter einige Labungsmittel in einem Körbchen zu überbringen; Geßners Eklogen und jenes Körbchen sollten mir — des Kerkers Pforte öffnen! Jene kleinlichen Details sind, um eine Verkettung geringfügiger Umstände, durch die ich, trotz meiner Jugend und Unbedeutenheit, in die Gewölbe der Conciergerie gerieth, zu erklären, unerläßlich.

Bei meiner Ankunft prüften mich zwei am Fuße der hinaufführenden, dunkeln, engen Wendeltreppe postirte Männer mit forschendem Späherblicke. Ohne diese Schildwachen in abgeschabten Röcken nur im mindesten zu beachten, stellte ich mein Körbchen in ein kleines Vorzimmer der Kranken nieder, und stieg nach der Druckerei hinauf. Als ich, meinen Geßner in der Hand, wieder herunter kam, bemerkte ich durch die halbgeöffnete Thüre, im Zimmer des Buchdruckers, bei dem ich nach dem Befinden seiner armen Frau mich erkundigeu wollte, einen Mann mit weißer Schärpe, der mit verdrießlicher Miene auf der Schornsteinbrüstung lehnte. Mich küm-

merte die Schärpe nicht im mindesten; ich trat ein. Kaum hatt' ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, so stürzten zwei andere Männer aus einem Winkel des Zimmers auf mich los, ergriffen und visitirten mich, im eigentlichsten Sinne, bis aufs Hemd. Ich war, in starrem Entsetzen, keines Lautes mächtig. Der durchdringende Blick des Mannes mit der weißen Schärpe schien mich durchbohren zu wollen; mein Portefeuille, in dem der Entwurf meiner Tragödie —, die Hoffnung, mich verewigt zu sehen, sich befand, ward sorgfältig eingepackt, versiegelt, mit einem Zettel versehen. Man befrug mich um Namen, Alter, Qualitäten; schrieb meine Antworten nieder, und befahl mir, ohne mir zu sagen, was aus mir werden solle, was man eigentlich von mir wolle, jenen zwei ehrenwerthen Männern, in schwarzer Kleidung und schwarzem Halstuche ohne Hemdkragen, mit einem Stocke bewaffnet, zu folgen. Sie führten mich nach der Polizei. Meine Begleiter waren ungefähr so höflich — wie Komödien-Huissiers. Mit ihrer fast Allen jenes Gewerbes charakteristisch eigenthümlichen Amönität der Katze und des Tigers vergesellte sich indeß, wie mir schien, einiges Mitleid mit meinem jugendlichen Alter und der Naivität meiner Fragen. Während wir über den Pont-Neuf wanderten, suchten sie mir Muth einzusprechen, und mich zu trösten; sagten mir, es sey nur Formsache, ich werde meiner Familie mich bald wieder geschenkt sehen; jener Zufall, der mich zu dem eines politischen Vergehens beschuldigten Buchdruckers geführt, sey kein hinreichender Grund eines gesetzlichen Verdachtes, noch weniger einer Verhaftung; kurz sie ließen mich am Ende glauben, ich werde heute Abend noch die Meinigen wieder sehen; so betrat ich denn, ohne alle Besorgniß, die sogenannte „Polizei."

Man scheint, zu Herabwürdigung dieser für Paris so unendlich wichtigen Behörde nichts verabsäumt zu haben. Anstatt ein ihrer Bestimmung würdiges Palais ihr anzu-

weisen, relegirte man sie in einen schmutzigen Winkel. Hoffentlich indeß wird unsere so weit vorgeschrittene Civilisation und sociale Vervollkommnung jenem plumpen Mißgriffe abhelfen, und der schützenden, wohlthätigen Wirksamkeit eines in der That erhabenen Berufs eine seiner würdige Localität zutheilen.

Meine Begleiter führten mich einige Treppen hinauf, und stießen mich in einen Saal, dessen mephitischer Gestank mir den Athem versetzte.

An einfache, aber elegante Lebensweise gewöhnt, blickte ich um mich. Halbnackte Männer, in Lumpen gehüllte Weiber mit kupferrothen Gesichtern und geilem Blicke; Menschen, die in Paris sich zu Tausenden finden, nach Estaminet und Bordell riechend; Bauern in Kitteln, mit gekreuzten Armen an der Erde liegend; mit fettklebenden Karten am Boden Piket spielende Raucher — dieß der Inhalt des Saals, dessen dicke „Azot=" Atmosphäre ein im Winkel angebrachter Abtritt noch mehr verpestete; auf dessen ungeheuerem Feldbette Elend, Liederlichkeit, Unglück und Verbrechen, alles durcheinander, wimmelten. In diese gräßliche Schauerhöhle stürzte eine alles in ihrer Bahn zertretende, feige Tyrannenpolitik, mitleidlos, ohne Gewissensbisse, ohne auch nur den Schein einer Anklage, oder eines mich belastenden Zeugnisses, meine zarte Jugend. Ich zerfloß in Thränen, und drückte mich in den Winkel einer Fensterbrüstung. Zwar verstand ich die Gaunersprache (Argot) der Diebe nicht, das scheußliche Gelächter des Verbrechens, die schamlosen Gebärden thierischer Ausschweifung, jene, in großen Städten vorzüglich, das Laster charakterisirende, verweichlichte Wildheit aber traten in ihrem ganzen Abscheu vor mein thränenschweres Auge; jene hagern, gräßlich lustigen Gesichter mit funkelndem Blick und tief gefurchter Stirne grinzten mich an; höhnten meine Schüchternheit, meinen stummen Schmerz, mein alle Sinne mir betäubendes Entsetzen. Ein zitternder Greis kam auf

mich zu; kaum vermochte seinen bleichen Lippen ein Wort sich zu entringen; sein kahler Schädel, an dem nur noch einige Silberhaare hafteten, sein zahnloser, fröstelnder Mund, erregten Schauer des Mitleids. Es war ein ehemaliger Advocat, den man, der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, gestern Abend verhaftet hatte. In seiner Gebrechlichkeit, seinem armseligen Wesen selbst, lag noch ein Ueberrest guten Tones; seine fast lautlose, unarticulirte Stimme, das Unzusammenhängende, Verworrene seiner Rede aber, ließen mich von seiner langen Apostrophe kein Wort verstehen. Ich errieth nur, daß uns beide, ihn am Grabesrande, mich auf der Schwelle des Lebens, in diese Höhle der Schmach, in dieß Vorgemach des Kerkers, ein und dasselbe Motiv zusammenführe.

Unter den in diesem Polizeidepot Aufgehäuften, deren sechzig Gesichter mir heute noch lebendig vorschweben, bemerkte ich einen, der mir unter Allen der seltsamste und interessanteste erschien: es war ein fanatischer Schwärmer; mir war, als habe er aus irgend einem Walter Scott'schen Romane in diesen Auswurf der menschlichen Gesellschaft, um mit einer poetischen Nuance ihn zu überhauchen, sich hieher verirrt. Sein langes, bleiches Gesicht, sein begeistertes Auge, in langen Locken herabwallendes, schwarzes Haar, entblößter Hals, seine raschen, bizarren, unzusammenhängenden Worte, mußten Jedem auffallen. Er predigte seiner Umgebung. Seine Lebensgeschichte, die er den ihn verlachenden Zuhörern mit prophetischer Salbung exponirte, ist meinem Gedächtnisse entschwunden. Man hatte ihn als Volksredner an einer Straßenecke aufgegriffen, was weiter aus ihm geworden, ist mir unbekannt geblieben.

Ungeziefer bedeckte die gemeinschaftliche Lagerstätte, ich verbrachte die Nacht auf einem Stuhle in meiner Fensterbrüstung. Am Morgen vertheilte der Schließer den Saalbewohnern schwarze Brodschnitte und Wassersuppe. Ich bat

um Erlaubniß, meiner kranken Mutter, meinem Vater zu schreiben, die um mein Schicksal sich gewiß peinlichst ängsteten; man war unmenschlich genug, auch diesen Trost, diese Erfüllung einer Kindespflicht, mir zu versagen! In voller Lebensblüthe, ohne, selbst nur durch die leichteste Unbesonnenheit, den Verfolgungen des Ungethüms der „Polizei-Inquisition“ den kleinsten Vorwand dargeboten zu haben, sah ich mit der niedrigsten Hefe der Liederlichkeit und des Lasters mich zusammengeworfen; sah meine schuldlose, nur den Studien gewidmete Jugend, gleich einer reinen Lebenswelle in diesen giftigen Sumpf versenkt, jede Verbindung mit der Außenwelt mir plötzlich abgeschnitten; sah ohne Verhör, ohne Urtheil, ohne Proceßform, mich lebend schon im Grabe! Eines einzelnen Polizeibeamten bloße Angabe genügte, in jene Unflathgrube mich hinabzustoßen. Meine Familie suchte mich, heiße Thränen flossen meinem unbekannten Schicksale; alles, alles umsonst, gegen jene scheußliche Willkür einer Verwaltung, deren geheimes Räderwerk im tiefesten Geheimnisse, ohne daß der Mitbürger nur in der Ferne das Mindeste ahnt, ohne daß Gerechtigkeit oder Mitleid Gehör finden, alles in ihrem Wege mit sich fortreißt und zerschmettert, keine Hülfe, kein Recurs!

Nach drei Tagen warfen mich der peinigende Gedanke an meine guten Eltern, Seelenangst, die Unmöglichkeit mich irgend Jemand außerhalb mitzutheilen, aufs Krankenlager, ich begann bereits, in heftigem Fieberanfalle, zu phantasiren. Der Schließer erwirkte mir die Erlaubniß zu schreiben. Ich schrieb an meine Mutter, an den Polizeipräfecten. Meine Briefe gingen, nach der bestehenden Ordnung, offen ab. Am Abend erhielt ich (mein Vater hatte an jenem verhängnißvollen Sonntage meiner Verhaftung bereits eine schnelle, unvorgesehene Geschäftsreise von hoher Wichtigkeit antreten müssen) einige von einem Ring von Werthe begleitete Zeilen meiner Mutter. Am Morgen ward am Guichet mein Name aufge-

rufen, man führte mich endlich, nach drei qualvollen Tagen, zum Verhör. Drei schlaflose Nächte, namenloser Schmerz und dumpfes Hinbrüten hatten mein ganzes Nervensystem in furchtbarem Grade aufgeregt. In jenem Sale der „Aufgegriffenen" fehlte es uns sogar — an Wasser. Meine Kleidung war schmutzig, meine Wäsche unrein, ein heißes Fieber raste in meinem Innern. Der Schließer überantwortete mich zwei Gendarmen; von Corridor zu Corridor, durch labyrinthische Umwege, gelangten wir in eine Greffe im unteren Stockwerke. Ich hörte einen Ruf des Jammers und der Freude: es war meine Mutter, man hatte, einen Augenblick mich zu besuchen, ihr verstattet. Schweigend schloß sie mich an ihre Brust, zwar war sie keines Lautes mächtig; ihr in meine innerste Seele aber dringender Blick sagte mir, wie furchtbar sie mich geändert finde; ihre Blässe, ihre Thränen drängten mir alles Blut zum Herzen, schnürten krampfhaft mir die Brust zusammen. Längst schon hatten meine arme Mutter die Aerzte aufgegeben. In den Revolutionsstürmen sah sie ihren ersten Gatten auf dem Schaffote bluten; Corvisart hatte ihr angekündigt, daß heftige Gemüthsbewegungen sie tödten würden; auch lebte sie nur ein durch Aerzte künstlich gefristetes Leben. — Weiter als auf jene kurze Umarmung erstreckte die Menschlichkeit der Polizei sich nicht; man befahl meiner Mutter, sich zu entfernen, sie ward ohnmächtig hinweggebracht.

Vor einem, mit sorgsam classificirten und numerirten Cartons belasteten Tische saß ein Mann, nach dessen Namen ich mich nie erkundigt habe. Es war ein kurzes, plumpes, schwärzliches, gefurchtes, feistes, knochiges Gesicht, mit niedrer Stirne, dichten Brauen, blinzelnden Augen, breiten Scharfrichterschultern und lauernder Inquisitormine. Der Mann ließ mich stehen und begann sein Verhör. Möge er, vor dem Ewigen dereinst erscheinend, keinen so grausamen Richter, als er selbst, finden!

„Herr!“ redete er mich barsch an, „Sie zählen zu einer Generation, die man in der Geburt schon ersticken sollte; nie wird Frankreich, zertritt man solche Natterbrut nicht, ruhig.“

Seine Worte empörten mich, alle meine Fassung und Energie zusammennehmend, entgegnete ich: „Ich glaubte, mein Herr, Sie wollten mich verhören, vernehme statt dessen aber nur Schmähungen.“

Der kleine Mann, der durch meine übel zugerichtete Kleidung, meine Jugend und mein schwächliches Aussehen zu seiner Begrüßungsart sich ermächtigt geglaubt, fuhr von seinem schwarzen Ledersessel empor, und schrie, beide Fäuste wüthend auf seinen Schreibtisch gestemmt:

„Ha, Herrchen, du willst mich lehren, was ich zu thun und zu lassen habe? Geduld, das sollst du mir entgelten!“

„Ich begnüge mich, mein Herr, Ihnen zu bemerken,“ entgegnete ich kalt, „daß Sie keinen Schuldigen, selbst keinen Angeklagten, sondern einen durchaus schuldlosen jungen Menschen vor sich sehen, der gar nicht einmal weiß, weßhalb er hier ist, mit welchem Rechte man ihn hiehergeführt, unter welchem Vorwande man ihn hier gefangen hält?“

„Recht so,“ lächelte der Inquisitor giftig; „nur immer zu radottirt; das Bürschchen kann das liberale Gezücht nicht verläugnen. Greffier schreiben Sie, schreiben Sie, ja kein Wort vergessen!“

Mit steigendem Ingrimme, den die Ruhe meiner Antworten mit jedem Augenblicke noch mehr entflammte, öffnete der Inquisitor mein confiscirtes Portefeuille, commentirte die Verse meines nur skizzirten „Guillaume Tell,“ machte das erste Couplet irgend einer liberalen Chanson, das sich mit Bleistift darin verzeichnet fand, geltend, forschte nach meinen geheimen Gesinnungen, Ideen, Theorien, suchte meine unschuldigsten Antworten nach seiner Weise zu benützen, und da ihm durchaus irgend eine Thatsache mangelte, wenigstens

stens durch meine Aeußerungen mich schuldig darzustellen. Er frug mich sogar, ob ich die regierende Dynastie liebe? Nach augenblicklichem Schweigen erwiderte ich:

„Ob ich irgend eine Regierung liebe, mein Herr, weiß ich nicht; ich habe mein „Collège“ erst kürzlich verlassen, und vermag theoretische oder persönliche Affectionsfragen nicht zu beantworten. Uebrigens scheint mir dieser Gang Ihres Verhörs Ihre Functionen zu überschreiten. Die Verse in meinem Portefeuille sind Fragmente einer Tragödie, die ich dem Theater-Comité des Odeon vorlesen soll, stehen mit der Polizei in durchaus keiner Beziehung, und Sie werden meiner Familie, der man mich unter so nichtigem Vorwande entrissen, mich zurückgebend, nur strenge Gerechtigkeit üben.“

„Raisonneur, Sie! wissen Sie wohl, daß ich Sie, wenn mir's beliebt, augenblicklich in ein „Cul de basse fosse“ werfen lassen kann?“

Ich füge den Fragen und Antworten dieser empörenden Scene, die meinen Inquirenten so tief herabwürdigte, nichts hinzu. In seinem Ingrimme lag die schmählichste Gemeinheit, und oft frug ich mich, warum dieser Mann gegen ein durchaus unbeleidigendes Wesen, wie ich, seiner Leidenschaft sich so ganz unbändig überließ? Allein erstens hatte er damals den Verfasser einer angeblichen Proclamation Marie Louisens auszumitteln, und mußte nach drei vergeblichen Verhörtagen seine unnützen Nachforschungen mit großem Aerger aufgeben; zweitens hatte er bei meinem ersten Anblick mich für einen Jungen aus den untersten Volksclassen genommen; denn der Bericht des Polizeimannes, der mich arretirt, bezeichnete mich als Handwerksgesellen; meine Kleidung in ihrem damaligen Zustande stimmte mit dieser Bezeichnung auch ziemlich überein; daher genirte mein Inquisitor sich nicht im mindesten, ließ mich stehen, und behandelte mich so barsch als möglich. „Laßt diesen Jupitern zweiter Classe,“ sagt Shakespeare irgendwo, „den Blitz nur einen Augenblick, Ihr

sollt sehen, wie Sie damit verfahren!" — Der in meinen Antworten liegende Stolz des Selbstgefühls und ihre logische Folgerichtigkeit mißfiel dem Manne, und steigerte seinen ohnehin erbitterten Zustand nur noch mehr. Als sein Paroxismus den heftigsten Grad erreicht hatte, befahl er mir einen Papierbogen, auf dem man keineswegs alles, was ich erklärt, sondern nur den Hauptinhalt meiner Antworten protokollirt hatte, zu unterzeichnen, und ließ mich durch einen Gendarmen abführen.

Ich ward in ein anderes Zimmer gebracht. Dort fand ich einen, mit dem Ehrenlegionskreuze decorirten Officier, einen Vierziger. Es war ein, ebenfalls einer Verschwörung beschuldigter Colonel. Mit schmerzlich bedauerndem Blicke reichte er mir die Hand.

„Auch Sie also schon ein Verschworner?" frug er mich mit wehmüthigem Lächeln; „Ihr Alter?"

„Sechzehn Jahre."

„Sublim!" entgegnete der Colonel, streckte sich auf ein Ruhbette und versank in tiefes Schweigen.

Am Abend holten mich zwei Gendarmen ab, ließen mich in einen Fiacre steigen, und nahmen an meiner Seite Platz. Vor dem Justizpalaste hielt der Wagen.

Dieß also jene berüchtigte Conciergerie?! Bei der in den Justizpalast führenden großen Treppe, in einem Winkel zur Rechten, unter der Erde, mit gedoppeltem Gitter versehen, durch das auf ihnen ruhende Gebäude erdrückt, erblickte man jene Behausungen des Elends und namenlosesten Jammers. War's ein Gefängniß, ein Kellergewölbe, eine Cloake, ließ sich nicht entscheiden, in so düstern ungewissen Umrissen verschwamm der so niedre, so kleine, so enge Eingang jener unterirdischen Kerker im Schatten der Vorsprünge der sie umgebenden Bauten. An der Thüre wachte der Cerberus dieser Hölle. Links das Zimmer, in dem die Gefangenen eingetragen wurden; grade vor dem Ankömmlinge die diesen Grabes-

eingang mit blutrothem Schein erleuchtende Lampe. Seitdem (ich erwähnte es bereits) hat dieß alles sich geändert, damals aber glich das älteste der Gefängnisse Frankreichs, im Jahre 1815 noch, den „Oubliettes" des Feudalismus.

Ich trat, von einem vortretenden und einem mir folgenden Gendarmen begleitet, ein.

Mein erster Gedanke war Tod und Grab. Dann aber verlieh so empörendes Unrecht meiner jugendlich kräftigen Seele Muth, ihn steigerte der eigentlich kindische Gedanke von jenen Menschen, die meine zarte Jugend selbst ängstigte, die den sechzehnjährigen Jüngling in den Kerker stießen, meine Menschenwürde geadelt und mich zum Märtyrer gestempelt zu sehen! Das innige Bewußtseyn meiner so reinen, so schuldlosen Seele, die Ueberzeugung meiner Unschuld, mein durch so absurde Barbarei verwundetes Gemüth —, vielleicht auch abenteuerliches Behagen, so früh im Leben schon dessen bittersten Wermuthskelch zu kosten, exaltirten mich in seltsam hohem Grade; ich fühlte zu Erduldung der schmerzlichsten aller Leiden mir Kraft, warf der mich unmenschlich verfolgenden Welt in kühnem Trotze den Fehdehandschuh hin —, sie nahm ihn auf!

Man trug mich in das Register ein. Die Reverbère warf auf meine Umgebungen nur einen schwachen Dämmerschein; ich nahm auf einer andern Bank einen Dieb in schauderhaften Lumpen, der seine Eintragung ebenfalls erwartete, wahr. Als ich eingezeichnet war, ergriff eine lange vierschrötige Gestalt mich bei der Hand. Wir stiegen Treppen hinauf, durchwanderten Galerien. Feucht blies der Wind durch diese düsteren Gänge; vor meinem an diese schauerliche Welt nicht gewöhnten Auge schwammen in gewissen Entfernungen von einander einzelne röthliche Sterne; es waren vom Gewölbe niederschwebende Lampen.

„Wir haben unsre Ordres" bemerkte mir mein Führer, „es thut mir leid, junger Mensch, sie sind „au secret."

„Was heißt dieß?“

„Das „secret“ ist ein Gefängniß, das Sie nicht verlassen dürfen, und in das Niemand zu Ihnen gelassen wird.“

Wir waren eine Zahl von Stufen wieder hinabgestiegen; ein langer Corridor mit Luftlöchern erschloß sich uns; mehre Eisengitter thaten sich auf, und fielen dumpf dröhnend wieder zu. Die dritte Thüre im Corridor war jene meines Kerkers, massiv von Eisen, mit Riegeln und Schlössern, dem einzigen Luxus dieser Behausungen, überreichlich versehen.

„Hier!“ sprach der Schließer; nachdem er zwo schwere Eisenstangen ausgehoben, knarrte sein ungeheurer Schlüssel dreimal im Schlosse.

Mein Kerker maß beiläufig acht Schuh Länge, fünf Breite, zwölf Höhe. Dichte Finsterniß herrschte darin. An einer Seite eine von schmutziger Feuchtigkeit triefende Mauer, gegenüber eine Bretterwand; der Boden gleich jenem eines Kellers, geschlagene Erde. Im Hintergrunde, an der Gegenseite des Eingangs, eine drei Fuß breite, einen Fuß hohe Oeffnung, durch die ein schmaler Streif des blauen Himmels hereinleuchtete, mit schwerem Eisengitter verschränkt, von außen ein hölzerner Laden. — In einem Winkel links, der Thüre gegenüber, einige Gebunde am Boden modernden Strohs, unter dem „Fenster“ ein Kübel, neben dem Eingange, links, ein kleines, hölzernes Wasserbecken und eine hölzerne Schüssel. Ich erbebte; Fieberfrost rüttelte, Schauder durchzuckte mich. Es war der Kerker des Verurtheilten, das „Cachot“ mit all seinen Schrecknissen, in das man mich, den zarten Jüngling, den nicht einmal „Suspecten“ hinabstieß!

Zwar haben die Melodramendichter in ihren Theaterstücken das Mitleid der Kerkermeister gewaltig mißbraucht, indeß fühle ich, daran zu glauben, mich versucht. Sie sehen ja so wenig Gefangene, die wirklich Erbarmen verdienen, führt der Zufall dann ihnen einen solchen zu, so erlaben sich

diese an fremde Leiden gewohnten, ihrer Verhärtung endlich selbst überdrüssigen Gemüther endlich einmal an einigem Mitgefühl, gestatten sich die Erholung einer flüchtig wiederentschwindenden Menschenliebe. Jacques bedauerte und bediente mich mit Aufmerksamkeit. Sprach ich mit ihm, so schien sein Bronzegesicht sich zu erweichen und abzuspannen; er war gefällig gegen mich und verweilte gewöhnlich fünf Minuten in meinem Kerker. Dieser Mann in seinem braunen Camisole, mit seinem klirrenden Schlüsselbund, besaß ein fühlenderes Herz, als der feingekleidete Weltmann, mein Inquisitor.

Er hatte seine Drohung richtig erfüllt; mein Kerker war in der That die mir von seiner gekränkten Eigenliebe angekündigte „basse-fosse." Irgend eine abenteuerliche Phantasmagorie schien mich zu äffen, wie ich bei einem Drucker arretirt, nach der Polizei geschleppt, von einem Sbirren verhört, nach der Conciergerie geführt, wie Desrues, Mandrin, wie alle dem Blutgerüste bereits verfallenen Diebe, Räuber und Mörder mich behandelt sah, schien mir ein durchaus unbegreiflicher Traum!

Man brachte mir ein schwarzes, so schweres, so übelriechendes Brod, daß selbst mein schmerzlichster Hunger, davon nur einen Bissen zu genießen mich nicht vermögen konnte.

„Wollen Sie die Pistole?" frug der Kerkermeister. Ich hatte meine Thränen getrocknet, und erkundigte mich nach der Bedeutung dieses Wortes. Gegen eine Vergütung von monatlichen hundert Francs erhielt man ein Bett, einen Tisch, Stuhl, Weißbrod und andre Nahrung. Mich bekümmerte nur meine Familie; ich frug Jacques, ob ich ihr schreiben dürfe?

„Ich werde Jemand hinschicken," entgegnete Jacques, „und Ihrer Mutter Nachricht geben lassen; Briefe aber zu schreiben und deren zu empfangen, ist verboten."

Ich bedeutete Jacques, daß mein Vater die Pistole zu entrichten nicht ermangeln, jeden von ihm mir zu leistenden

Dienst gewiß belohnen werde, und bat ihn, meinen Eltern sagen zu lassen, ich sey gesund und ruhig. Er ging. Am Abend, als das Schließen der Thüren und seine gewöhnlichen Beschäftigungen in den Kerkern Jacques in den meinigen zurückführten, sagte er mir: Meine Mutter habe im Sprachzimmer lange verweilt, und mir einiges Obst zuzustellen ihn beauftragt. Seine Stimme schien mir ungewöhnlich bewegt, ich glaubte in ihr den Widerhall des Mutterschmerzes zu vernehmen; er brachte mir die Pistole, einen baufälligen Tisch, einen zerrissenen Strohstuhl, feuchte Bettücher und eine graue Bettstelle, auf deren Rückseite ich schaudernd die Worte las: „Hier schlief Labedoyère den . . .;" die übrigen Worte waren ausgelöscht.

Nach einigen Tagen sandte man mir Bücher; ich durfte meinem Vater schreiben, meine Briefe aber nicht versiegeln. Mein Kerker gewann etwas mehr Heiterkeit; ich verlangte vorräthige alte Bücher: Mabillon, Sauval, Saint-Foix und andre Schriftsteller, die vor Dulaure die historischen Reminiscenzen unserer Städte gesammelt. Nicht einer jener Autoren genügte seinem sich vorgesteckten Ziele mit poetischem Gemüth; es ist ein wahrer Jammer, diese Herren mit der pedantischen Pünktlichkeit eines Greffiers, mit der Subtilität eines Casuisten, über die Denkmale unserer Vorzeit dissertiren, das wahre Leben entschwundener Zeiten und Völker nie richtig erfassen zu sehen. Indeß ward mir mindestens die Befriedigung, in jenen farblosen, nüchternen Werken einige Aufschlüsse über die früheren Zeiten meiner Conciergerie zu finden.

Die Conciergerie, der Justizpalast, die Cité, dieß das alte Centrum Lutetia's, das Herz von Paris. Dort war es, wo Kaiser Julian der Liebe pflog; von dort gingen alle jene die Stadt erweiternden Gebäude aus; von dort verbreiteten sich jene in ihrem Fortschreiten ganze Dörfer umfassenden Rayons. Wie viele Thränen flossen aber auch in diesen altergrauen Kerkern seit jenen Zeiten, wo nur einige Schiffer die

Insel bewohnten, um die seitdem der Paläste so viele sich gruppirten; wie schmerzliche Seufzer, wie herzzerreißender Jammer verhallte in diesen unterirdischen Gewölben, an die sich der königlichen Riesenstadt ganzes Daseyn knüpft! Sie sind Frankreichs älteste Gefängnisse. Kaum bildet sich die beginnende Stadt, so öffnet sich auch schon ihr Kerker; noch hatte Lutetia keine Wälle, doch schon ihren Kerker. Es war ein dunkler Keller, vielleicht grade jener, in dem ich eben hauste; jenem Schreckensorte ward seitdem der Name „Conciergerie." — Ach! es liegt darin eine höchst schmerzliche Lehre: die Wiege eines ganzen Gesellschaftsvereines, der die ganze Zukunft eines Volkes in sich fassende Kern, einer großen Stadt erster Keim und Centralpunkt — ein Gefängniß!

Zuerst erblickte ich in Lutetia's Urzeit, unter dem Gefängnißthurme der Römercitadelle, ein Gewölbe, in das die römischen Centurionen der Municipalstadt Angeschuldigte ohne alle Procedur hinabstießen. Dann ward jener Kerker, sich erweiternd, zum unterirdischen Saale jenes Thurmes, in dem die Häupter der Franken hausten. In demselben Maße, wie jene Residenz an Glanz gewann, höhlten sich auch die Kerker tiefer. Unter Robert II stieg ein Gebäude von vorzüglicher Schönheit (Heligand), d. h. ein ungeheurer viereckiger, von Basteien flankirter Thurm, über den Kerkern der Cité empor: Veste, Königssitz, Gefängnisse —, der ganze Feudalism: physische Kraft, hierarchische Primatie und Militärgewalt, in einem und demselben Beringe repräsentirt!

Dieß die Notizen, die ich über jene traurigen Behausungen auffand, die ich aus dem nebligen Dunstkreise, in den Leböuf, Sauval und die meisten Alterthumsforscher ihren weitschweifigen Styl einhüllen, mir mühsam herausklauben mußte. Vor meinem inneren Blicke zogen die Chefs der ersten Dynastie, von unsern Historikern so albern „Könige" benannt, Häuptlinge wilder, bewehrter Stämme, dieser Veste furchtbare Bewohner, vorüber. Ich sah mich in der

Mitte ihres aus gallischen Bischöfen, aus „Leudes" (Leute), an ihr Kriegsglück geknüpften Kriegern und in Knechtschaft gefallenen Römern gebildeten, bizarren Hofes. Dann gelangte ich, im Verlauf der Jahrhunderte, zu Ludwig dem Heiligen, der den Palast erneute, ihn mit langen gothischen Colonnaden versah und besonders auch der Küchen nicht vergaß; zu Philipp dem Schönen, der, nach dem Beispiele seines Vorgängers, diesen Königssitz ebenfalls verschönerte. Thaten jene Feudal-Souveräns nicht wohl, zu ihrem Fürstensitze das Herz selbst der Stadt, das alte Paris in seinem Centralpunkte, sich zu erkiesen; vermag der Palast eines Königs der Franzosen an einer geeigneteren Stelle sich zu erheben? Denke man sich an die Stätte jener unregelmäßigen Häuser, jener schlangenförmigen, winkligen Gassen der Cité einen zum glänzenden Königspalaste hinführenden, schattenreichen Garten; die Wurzeln seiner majestätischen Bäume und der blendend weiße Marmor der ungeheuren Treppen auf allen Seiten von der Seine befluthet! Dort, in Julius Cäsars Lutetia, mußte Frankreichs König thronen! — Zufall, dessen Laune mit Kronen und Diademen spielt, und Monarchenlaunen, die mehr denn Eine Dynastie gestürzt, wollten es anders. Die Gebieter unseres herrlichen Landes zogen zu ihrem Königssitze Saint-Cloud, Versailles, Marly, den lange außerhalb Paris gelegenen Louvre vor; der alten Cité ließen sie nur die drei Hauptmächte des Gesellschaftsvereines: Kirche, Gericht und — Kerker!

Diese Ideen entfalteten sich, oder flutheten vielmehr in meinem jugendlichen Geiste, und machten die traurigen Tage, die ewig langen Nächte meines Kerkers mir erträglicher. Nichts gleicht dem Behagen der Lecture und des Studirens im Kerker. Ich construirte mir, zu meinem Gebrauche, eine Conciergerie aller Zeiten, und verschlang, auf mein ziemlich schmutziges Bette hingestreckt, die Ellbogen auf den meine Bücher tragenden gebrechlichen schwarzen Tisch gestützt, Le-

bouf's und seiner Consorten trockene, langweilige Bände; dann kam „Pamela," der so verfehlte Roman eines Autors von Genie; dann „Ariost," in dem eine mir befreundete Hand das sinnreiche Mittel mit mir zu correspondiren, ausgefunden: von Seite zu Seite waren alle, in ihrer natürlichen Folge, mit Uebergehung alles Dazwischenliegenden, Phrasen bildenden, und einen nur mir bekannten Sinn darstellenden Worte unterstrichen.

Nach drei Tagen endlich hatte mein Auge an das durch mein „Luftloch" mir gespendete spärliche Licht sich gewöhnt. Sauval's gelehrte Dissertationen unterrichteten mich, daß in dem Hofe über meinem Kerker die Hoffeste der Könige und Königinnen erglänzt; daß zweimalige Feuersbrunst den Gefangenen, Kerkermeistern und Aufsehern den Tod gedroht, daß das Einsickern des Seinewassers die Fundamente dieser so bizarr zusammengewürfelten Bauten aller Zeiten mit Zerstörung bedrohe; daß die Sturmglocke des großen Thurms die „Bartholomäusnacht" eingeläutet habe.

Alle diese auf wenige Quadrat=Toisen bezüglichen, so verschiedene Epochen mir vergegenwärtigenden Ereignisse erzeugten auf meinen Geist den allerlebendigsten Eindruck. In der Geschichte eines Gefängnisses sah ich, so zu sagen, jene unserer Hauptstadt, in ihrem ganzen Umfange concentrirt und zusammengefaßt. — Erdröhnte die dumpfe Glocke, so mahnte mich jede ihrer in meinen Kerker herabhallenden Schwingungen: „Ich, diese Glocke bin Karls IX Zeitgenossin; ich rief den Fanatikern zum Morde; ich schlug Ravaillac's, Damiens, Montgomery's letzte Stunde, läutete die tollsten Freuden, wie die gräßlichsten Hinrichtungen, ein. Spielte man um die große Marmortafel Komödie, ich gab das Zeichen jener von Königen belachten Possen; ich auch war es, die, wenn Ludwig XI und Richelieu ihre Schlachtopfer nach dem Blutgerüste sandten, dem Henker, dem Volke und dem Delinquenten das Zeichen zu seinem letzten, schwersten Gange gab!"

Philippe de Comines, der scharfsinnigste und letzte der Chronisten, der ritterliche Montgomery, Ravaillac, Damiens, Marie-Antoinette, Ney, Labedoyère, — alle diese so verschiedenartigen Schlachtopfer stiegen in meinen schauerlichen Träumen vor mir auf; ihre blutigen Schatten glitten an meinen Kerkerwänden mir vorüber; das Geschrei, Geheul, Gebrüll, die Flüche der in benachbarten Kerkern aufgehäuften Räuber, Mörder und Diebe, die dazwischen donnernden rauhen Stimmen der Kerkermeister schreckten mich aus meinen Phantasien auf. Jene meinen Schlummer und meine Träume störenden, gräßlichen Dissonanzen vergegenwärtigten mir, historischem Unstern zur Seite, das gemeine, niedrige Verbrechen. In eben jenem Kerker, wo Ney vor seinem Todestage ruhig einschlummerte, haust eben jetzt vielleicht ein Vatermörder; der Giftmischer Desrues saß vielleicht in demselben Gefängnisse, das Comines und Marie Antoinetten beherbergte.

Dieß die Phantasiebilder, mit denen der arme gefangene Jüngling sich beschäftigte. Nicht minder aber ergriff mich mein eigenes, so unerwartetes, so unverdientes, schauerliches Loos. Als am ersten Abend meines Kerkerlebens alle Eisengitter dröhnend zufielen, knarrten, nachvibrirten, ihr schauerliches Echo in jenen unendlichen, scheußlichen Gewölben widerhallte, ergriff mich Fieberfrost; ich fühlte mich verwaist, in gräßlicher Oede isolirt; schien mir ein Todter, der einen Augenblick im Sarge erwacht, um ihn auf ewig sich wieder schließen zu sehn. — Am Morgen brachte man mir eine kleine Schüssel Milch; Thränen traten mir in die Augen; welcher Abstand zwischen dieser einsamen Labung und unserem traulichen Familienfrühstück! — Zuweilen hört' ich einen schweren Wagen rollen, die Thürangeln knarren, die Pforten sich öffnen, die Eisenstangen wieder vorfallen; alles im Gefängnisse war in Bewegung; dann trat wieder Ruhe und Grabesstille ein. Es waren neu angekommene Gefangene.

Mein Kerker befand sich unter einem Hofe, auf den die Fenster, oder vielmehr Luftlöcher der sogenannten „Souricière“ (Mausfalle) herausgingen. Diese Souricière war ein provisorisches Gefängniß, „in dem man die Verbrecher, bis zu ihrer Vertheilung in die ihnen bestimmten Behälter, einstweilen alle durcheinander, aufschichtete. Die „Souricière“ des weiblichen Geschlechts war meinem „Käfig“ so nahe, daß ein Theil der Worte der dort Eingesperrten bis zu mir gelangte. Ihre heiseren Stimmen sangen schändliche Lieder, furchtbare, von jungen Mädchen nachgehallte Blasphemien, an die schamlosesten Zoten knüpften sich Erzählungen von Diebstählen und Mord in halb verständlicher Gaunersprache; Romanzen, Barcarolen, Vaudeville's, die ein Chor weiblicher Scheusale, mit Parodien, Possen, Flüchen, und schallendem Gelächter gemischt, im Refrain wiederholte. Das Empörendste war mir die zügellose Lustigkeit jener Scene; jenen in den Koth der menschlichen Gesellschaft versenkten, selbst zum Unflathe gewordenen weiblichen Wesen waren jede Trauer, jeder Gewissensbiß, jedes sittliche Gefühl, jeder Gedanke an Zukunft und Ewigkeit fremd geworden. Als ich eine jener Weiber Catruffo's Volkslied: „Portrait charmant“ einstens singen hörte, schnürte dieser Contrast, diese empörende Dissonanz mir krampfhaft die Brust zusammen; seitdem vermag ich jenes Musikstück nie mehr zu hören.

Eines Tags war im Gefängnisse mehr Leben und Geräusch als gewöhnlich. Die Glocken läuteten länger; ich hörte militärische Tritte, hörte Bayonnette klirren. Der Kerker neben dem meinigen öffnete und schloß sich mehrmals. Man weinte und heulte neben mir. Jacques, der mich besuchte, war in Gala. Das Stöhnen neben mir ward furchtbarer, die Bewohnerinnen der „Souricière“ aber sangen immer lustig fort. Mein Kerkermeister sagte mir: Neben mir hause ein zum Tode Verurtheilter; der Hinrichtungstag sey da; sein Stündlein habe geschlagen; das Stöhnen sey des

Delinquenten Beichte; eben empfange er, im Taumel der Verzweiflung und des Weins, die Absolution; binnen zehn Minuten werde er in der Ewigkeit seyn. Jetzt ertönten von Neuem alle Glocken; Räderrollen erschütterte Boden und Gebäude; dumpfes Gemurmel ferner Stimmen begleitete den Zug; bald jedoch ersetzte das Getümmel die Grabesstille der Gefängnisse wieder.

Mein zarter Körper erlag dem Kerker und den gräßlichen Eindrücken jener Scenen. Mangel an Luft und Bewegung; Kummer, die so unaussprechlich geliebten Meinigen nicht wiederzusehen; die feuchte Atmosphäre, in der ich vegetirte, warfen endlich mich aufs Krankenlager. Vier Wochen bereits hatte ich im Gefängnisse verlebt, der Gefangenen-Arzt erwirkte mir die Erlaubniß, im Kerkerhofe mich zu ergehen. Jacques führte mich in ein etwa zehn bis zwölf Fuß tief unter der Oberfläche der angränzenden Straßen gegrabenes, zwischen hohe Gebäude eingeschichtetes, mit Quadersteinen hoch umfaßtes, mit Eisen beschlagenes Oblong. Nackte, schmutzige Füße liefen auf dem feinen Sande des Bodens einher; rauhe, heisere Stimmen frugen sich: wer ich wohl seyn möge? Menschen mit nackten, dichtbehaarten Armen, umringten mich; andre im bloßen Hemde, nur mit groben Pantalons von grauer Leinwand bekleidet, lagen auf den Boden hingestreckt, und spielten; noch andre fertigten Stroharbeiten von wunderwerther Zärte und Eleganz. — Hier fand ich das Laster, wie es im Polizeisaale mir erschienen, nur ungleich empörender, wieder. Dort besaß es wenigstens noch Halstuch, Kleidung, führte eine halb menschliche Sprache, verrieth noch einige Spuren von Civilisation; hier aber erschien es in seiner ganzen Blöße. Sein einz'ger Dialekt war Gaunersprache; schauderhafte Verachtung der ganzen Außenwelt und des eigenen Ichs, sprach aus jedem Blicke. Im Auge der Spieler blitzte die glühendste Habgier. Ich sah mich in einem Kreise Wilder, die der Civilisation alle ihre List, ihre

Ressourcen, ihre Feinheiten, Finten entliehen, um sich ihrer gegen die civilisirte Welt selbst zu bedienen. Diese Gesichter, die Fragen dieser Menschen, ihr Anblick, ihre Gebärden, ihre mir durchaus unverständliche Sprache, füllten mich mit größerem Entsetzen, als das Blutgerüst selbst vermocht haben würde.

Nur zweimal führte man mich in diesen Kerkerhof; das drittemal ließ man mich in einem zweiten, noch kleineren, einem mit hohen Mauern umschlossenen Ziehbrunnen nicht unähnlichen Hofe lustwandeln. In den Gewölben, deren Luftlöcher in diesen kleinen Hof gingen, befanden sich mehrere politischer Vergehen Angeklagte, unter andern ein Cavallerielieutenant, immer munter und guter Dinge, leichten Sinnes, von unerschütterlicher Gesundheit, gegen seine Verfolger in unerschöpfliche Witze sich ergießend, hinter seinem Gitterfenster tausend drollige Geschichten mir erzählend.

Kaum war meine Gesundheit nur einigermaßen wieder hergestellt, so mußte ich in meinem feuchten, finstern Kerker wieder unausgesetzt verbleiben. Binnen acht Tagen hatte ich Luft geschöpft, dieß genügte. — Zwei ganzer Monate währte meine Gefangenschaft.

So lernte ich die Conciergerie kennen . . ., einem ganzen Menschenleben eine hochwichtige Lehre; ist dieser Mensch schuldlos, von jugendlichen Hoffnungen erfüllt, so führt jene Lehre eine bittere, unvertilgbare Schwermuth in ihrem Geleite.

Jene Unglücklichen, in deren Verschwörung man mich verwickelt wähnte, oder mich verwickeln wollte, wurden zum Theil verbannt, zum Theil bestiegen sie das Blutgerüst.

Eines Morgens zerfloß ich (mein jugendlicher Stoicism erlag am Ende), auf mein Bette hingestreckt, in Thränen; lauschte dem dumpfen Dröhnen der Notre-Dame-Glocken, und heftete auf den in meinen Kerker schief einfallenden glanzvollen Lichtstreif der Morgensonne sehnsücht'ge Blicke; da

schlugen plumpe, aber mehr als gewöhnlich rasche Tritte an mein Ohr. Sonst gehen Kerkermeister wie der Perpendikel einer Uhr, nie langsamer, noch schneller. Es war Jacques; er öffnete ziemlich rasch, und sprach mit einiger Rührung in der Stimme: „Sie können nun gehn; draußen hält ein Fiacre.“

Diese Nachricht betäubte mich in so hohem Grade, daß ich im ersten Augenblicke gar nicht wußte, was mit meiner so plötzlich mir gewordenen Freiheit anzufangen. Ich war dermaßen fieberhaft ergriffen, daß ich meine Gefühle und Ideen an jenem ganzen Tage zu schildern nie vermögen werde. — Jacques packte meine wenigen Sachen zusammen. Ich ließ mich maschinenmäßig nach Hause fahren. Meine Mutter fand ich auf ihrem Krankenlager; sie überdeckte mich mit Küssen; ihre heißen Thränen benetzten mir Stirn und Wangen. Mein Vater war im Garten; der süße Taumel, mit dem die balsamische Morgenluft, die Düfte der Blüthen und Blumen meine Sinne berauschten, die mein innerstes Wesen mit namenloser Gluth durchdringenden Thränen des liebevollsten aller Väter, — dieß alles wirkte so magisch, mit so ergreifender Gewalt, daß ich halb bewußtlos in die Arme des mich auffassenden edlen Greises zusammensank.

„In Frankreich,“ waren, als ich mich in etwas wieder erholt, seine ersten Worte, „ist für dich kein Bleibens mehr; du würdest, jetzt besonders, gewissen Leuten immer ein Dorn im Auge seyn; du mußt nach England.“

Ich reiste ab; jene beiden Monate entschieden meine ganze Zukunft. Die verschiedenen Umstände, welche meine Freilassung herbeigeführt, sind nur für mich selbst von einigem Interesse, ohne daher den Leser durch deren Details zu ermüden, erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß Hr. v. Chateaubriand sich dafür interessirte. Die Stimme eines Genie's und die Verwendung eines Engels verbündeten sich zu meiner Erlösung. Damals im Besitze einer Macht,

deren er sich nur zur Rettung seiner Gebieter bedient haben würde, deren jedoch eben jene Gebieter, dem Selbstmorde ihrer Dynastie präludirend, ihn so aberwitzig entkleideten, ist Hrn. v. Chateaubriand auf seiner so reichen, so inhaltschweren Lebensbahn das Andenken jener im Stillen geübten Edelthat, an die meine Dankbarkeit ihn so tiefgerührt erinnert, ohne Zweifel längst entschwunden.

Reisen, Arbeiten, Leiden, — nichts tilgte das Bild der Conciergerie in meinem innersten Gemüthe aus. Im J. 1831 wollte ich sie wiedersehen. Mir schien's, als habe ich vor Zeiten durch Gott weiß welch magisches Zauberspiel im Schoße der Feudalität selbst gelebt; so getreu und lebendig repräsentirten jene Thürme, jene Corridor's, jene unterirdischen Gewölbe mit ihren triefenden Wänden und Grablampen, dieß Ungethüm meinem Geiste. Aber auch diese schauerlichen Spuren barbarischer Vorzeit hatte der Civilisation ewiges Fortschreiten endlich erreicht und zerstört, jenem Gefängnisse gebührt ein andrer Name; die eigentliche „Conciergerie" ist verschwunden.

Gegenwärtig führt der Weg dahin nicht mehr durch den Hof des Justizpalastes. Kein dunkles Guichet, keine Grablampe mehr. Der Haupteingang der Conciergerie befindet sich gegenwärtig auf dem Quai de l'Horloge. Die kleine niedre Pforte existirt nicht mehr; ein großes Gitter schließt das Gefangnenhaus. Um dahin zu gelangen, durchwandelt man des h. Ludwigs Küchen, lange, düstere, gothische, aber majestätische Säle, deren Höhe übrigens die Auftragung des Bodens bedeutend verminderte. Der ganze Charakter des Locals hat sich geändert; die Treppen sind anständig; die Luft circulirt, die „Pistole" ist herabgesetzt; die Kerkermeister scheinen ungefähr Krankenwärter eines Hospitals. — Ich sah fünf bis sechs Frauenzimmer in dem ihnen bestimmten Hofe ganz ruhig und eingezogen auf und ab spazieren. Das Gefangnenbrod ist ziemlich gutes Soldaten-Commißbrod. Ob

im Innern noch viele Ueberreste der früheren unmenschlichen Kerkerbehandlung bestehen, vermag ich nicht zu beurtheilen; eine in der That noch fortdauernde Barbarei jedoch darf ich nicht übergehen: der Gefangene muß, anstatt zwischen Betttüchern —, in einem Sacke schlafen! — Die Krankensäle sind nicht luftig genug, die Reinlichkeit im ganzen Gebäude dagegen ist musterhaft.

Die Conciergerie von 1831 ist von jener des J. 1815 zwar kein Schatten mehr, d. h. Gebäude und Einrichtung haben sich unendlich verbessert; ihr Inhalt dagegen ist — leider noch immer derselbe, und wird's wohl ewig bleiben; denn wie fern liegt uns die Lösung jenes großen Problems der Läuterung jener, durch eine ungeheure Stadt, diesen Brütofen aller Laster, so sehr gehegten und genährten Sittenlosigkeit!

Zu meiner Zeit warf man Bonapartisten und Liberale durcheinander in die Conciergerie; nur jene Ansichten traf die Rache einer eben so feigen als kurzsichtigen, eben so albernen als unmenschlichen Regierung; auch ich ward eines der Opfer ihrer empörenden Ungerechtigkeiten. In unseren Tagen geben in der Conciergerie die Verwirrung unseres Gesellschafts-Vereines, das Chaos unseres moralischen Zustandes, durch noch bizarrere Erscheinungen sich kund. Während unserer letzten Unruhen konnten Valerius, der Vicar von Saint-Medard und Cavaignac sich die Hand bieten, und miteinander speisen; seltsames Symbol unseres heutigen Socialwesens, und der darin verworren sich durcheinander bewegenden disparaten Elemente! Wen den Inbegriff, das gedrängte Resumé der bürgerlichen Gesellschaft zu erschauen gelüstet, der besuche — ein Gefangnenhaus!

Ph. Chasles.

Chan-

Chanson
an Herrn v. Chateaubriand,
von Beranger.

Chateaubriand's Antwort
an Herrn v. Beranger.

Politischer Undank
von Jouy.

Vorwort.

Die hier folgenden drei Artikel scheinen außer dem Plane des gegenwärtigen Werks zu liegen. Da jedoch die sich vorgezeichneten Schranken durchaus nicht zu überschreiten des Herausgebers unwandelbare Absicht ist, so sey ihm nur dieß einzigemal, um seine Gedanken bei Aufnahme jener Artikel zu entwickeln, das Wort erlaubt.

In einem Momente, wo die Meinungen so viele verschiedenartige Nuancen reflectiren, und in einem reinphilosophischen und literarischen Werke, in dem die Hauptorgane aller und jeder politischen Ansichten nach der Reihe das Wort nehmen werden, würde demselben Politik durchaus unangemessen und ungeeignet erscheinen. Im Gemälde einer Hauptstadt aber, in der die Politik das Hauptelement der Sitten und die Hauptbeschäftigung aller Geister geworden, würde Mangel aller politischen Farben abstoßend und fehlerhaft seyn, und die Geschichte des „heutigen Paris," gleich dem un-

vollkommenen Bau zu Babel, dadurch mangelhaft und unvollendet erscheinen. Jener ersteren Inconvenienz dagegen ausgesetzt, hätte sie nur an die Sprachverwirrung der Bauleute jenes Thurms erinnert.

Der Herausgeber suchte zwischen jenen beiden Extremen eine Mittelstraße auszufinden. Er vereinigte den bezeichnendsten Ausdruck dreier verschiedenen, gleich redlichen Ansichten, welche durch das Talent des Autors nicht minder als durch die Aufrichtigkeit des Denkers in gleichem Grade empfehlungswerth, wie alle Glaubensbekenntnisse des Genie's, in gemeinsamer Gesinnung gegenseitiger Duldung convergiren.

Vernehmen wir den Dichter der Freiheit, den eloquenten Redner früherer Zeiten, den dialektischen, strengen Beobachter der Civilisation unserer Tage, kehren dann aber zu jenem wandelbaren, wechselnden, vielgestaltigen Paris, dessen Physiognomie, ohne sich zu verlieren, unter dem Einflusse historischer Ereignisse sich nur modificirt, zurück.

In den Bereich dieses dreifachen Capitels ist und bleibt die Politik eingeschlossen, sie soll ihn nicht mehr verlassen.

An Chateaubriand. *)

Châteaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Où donc est-il? se dit la tendre mère.
Battu des vents que Dieu seul fait changer,
Pauvre aujourd'hui comme le vieil Homère,
Il frappe, hélas! au seuil de l'étranger.

---

*) Die freie deutsche Uebertragung am Schlusse dieses Bandes.

Proscrit jadis, la naissante Amérique
Nous le rendit après nos longs discords,
Riche de gloire, et, Colomb poétique,
D'un nouveau monde étalant les trésors.

Le pèlerin de Grèce et d'Ionie,
Chantant plus tard le Cirque et l'Allambrah,
Nous revit tous dévots à son génie
Devant le Dieu que sa voix célébra.

De son pays, qui lui doit tant de lyres,
Lorsque la sienne en pleurant s'exila,
Il s'enquérait aux débris des empires
Si des Français n'avaient point passé là.

C'était l'époque où, fécondant l'histoire,
La grande épée, effroi des nations,
Resplendissante au soleil de la gloire,
En fit sur nous réjaillir les rayons.

Ta voix résonne, et soudain ma jeunesse
Brille à tes chants d'une noble rougeur:
J'offre aujourd'hui, pour prix de mon ivresse,
Un peu d'eau pure au pauvre voyageur.

Châteaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens, et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Des anciens rois quand revient la famille,
Lui, de leur sceptre appui religieux,
Crut aux Bourbons faire adopter pour fille
La liberté qui se passe d'aïeux.

Son éloquence à ces rois fit l'aumône;
Prodigue fée, en ses enchantemens,
Plus elle voit de rouille à leur vieux trône,
Plus elle y sème et fleurs et diamans.

Mais de nos droits il gardait la mémoire.
Les insensés dirent: „Le ciel est beau;
„Chassons cet homme, et soufflons sur sa gloire,
„Comme au grand jour on éteint un flambeau"

Et tu voudrais t'attacher à leur chûte!
Connais donc mieux leur folle vanité:
Au rang des maux qu'au ciel même elle impute,
Leur coeur ingrat met ta fidélité.

Va; sers le peuple, en butte à leurs bravades,
Ce peuple humain, des grands talens épris,
Qui t'emportait, vainqueur aux barricades,
Comme un trophée entre ses bras meurtris.

Ne sers que lui. Pour lui ma voix te somme
D'un prompt retour après un triste adieu.
Sa cause est sainte; il souffre; et tout grand homme,
Auprès du peuple, est l'envoyé de Dieu.

Châteaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens, et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Paris, 14 septembre 1831.

Béranger.

An Beranger.

Genf, den 24 September 1831.

Wäre Ihr Talent minder seltener Gattung, vereinten Ihre poetischen Gemälde nicht mit der Correctheit der Zeichnung den Glanz oder die anmuthige Milde des Colorits, so würde ich mich darauf beschränken, für die Ode, welche Sie an mich zu richten die Güte hatten, Ihnen nur zu danken, durch Ihr Wohlwollen mich tief gerührt zu fühlen; mein geschmeichelter Stolz würde in dieser Ode selbst manche Reime finden, welche meinen Enthusiasm in hohem Grade steigern könnten. Nicht aber der Zoll eiteln Dankes, — die Huldigung aufrichtiger Bewunderung ist es, die ich Ihnen darbringe. Der große Dichter bleibt, in welche Form er seine Ideen auch einkleiden möge, stets Genie. Pierre de Be-

ranger gefällt sich in der Benennung eines „Chansonnier;“ wie Jean de Lafontaine, der „Fablier,“ glänzt er unter unsern populären Unsterblichkeiten. Ich prophezeie Ihnen, daß Ihr Ruhm, bereits ohne Rivalen, sich noch erhöhen werde. Wenige Beurtheiler in unsern Tagen vermögen das Gerundete und Vollendete Ihrer Verse ganz zu würdigen; wenig Ohren sind, an deren Harmonie sich so recht innig zu erlaben, zart genug. In ihren Poesien kleidet sich die gelungenste, gediegenste Vollendung in die reizendste Natürlichkeit.

Als Historiker Sie betrachtet, nannte ich in der Vorrede meiner „Etudes“ jene Strophen eines Tacitus würdig:

„Un conquérant, dans sa fortune altière,
Se fit un jeu des sceptres et des lois,
Et de ses pieds on peut voir la poussière
Empreinte encor sur le bandeau des rois.“

Stimmen Sie das Lob des „Königs von Yvetot“ und die Hymne an den „Ventru“ an; besingen Sie den „Marquis de Carabas“ und die „Myrmidonen;“ dictiren Sie das prophetische Sendschreiben „eines kleinen Königs an einen kleinen Herzog;“ bespotten Sie, zu meinem großen Leidwesen, die „Gerontokratie,“ so erscheinen Sie als Politiker in Catull's, Horazens und Juvenal's Manier. Haben Sie indeß in einem Widerspruche der menschlichen Natur mit mir Nachsicht: der Jugend großer Anhänger und Bewunderer, bin ich darum doch nicht minder den „Barbons“ ergeben. Sie haben einen Proceß gegen sie vor Gericht verloren, könnte ich vor Ihrer Muse hohem Gerichtshofe einen für dieselben gewinnen.

Sie entfalten in Ihrem Gedichte mein literarisches und politisches Leben; bei aller Autorenselbstgenügsamkeit indeß muß ich bekennen, daß in der schönen Metapher Ihrer ersten Strophe mehr Artigkeit als Wahrheit liege. Mein Gestirn (einen

dem Blicke entzogenen Nebelstern) habe ich nicht, — eine Lyra nur am Himmel erblickt; ob es eine jener „Lyren“ sey, die unser Vaterland nach Ihrer Behauptung mir verdankt, weiß ich nicht. Sollte ich auf die Ihrige einigen Einfluß äußern? Dann in der That würde ich jenen von des Dichters liebevollem Sinne mir dargebotenen Trunk reinen Quelles verdienen. Dieß die Magie des Talentes: Meine Wanderungen nach America, durch Griechenland, Jonien, nach Sion mir wieder vergegenwärtigend, lassen Sie in der Erinnerung an jenen Pilgerfahrten mich neues Behagen finden; daß ich es nicht mehr sey, der jene Gegenden durchwandert; daß Sie es seyen, der für mich reiset, vergessend, erfüllen meine eigenen Schilderungen mich mit Entzücken. Einst begleiteten Minstrels die Pilger auf ihren Wallfahrten; jene sangen, diese wallten, nur jene aber ließen ihre Spuren uns zurück. Ich würde höchstens Ihr Volks-Orest, jener „Ewige Jude“ *) seyn, dem mit dem Weltende erst Hoffnung zur Ruhe beschieden; dessen rastlose Wünsche die letzte Sonne herbeiflehen, der diese Sonne immer und immer wieder aufgehen sieht, und in tödtlicher Ermattung seines ewigen Dahineilens stöhnt:

„Toujours, toujours
Tourne la terre où moi je cours!“

Von der Stelle aus, wo ich dieß schreibe, erblicke ich das von Lord Byron einst bewohnte Landhaus und die Dächer des Schlosses der Frau v. Staël. Wo ist der Sänger des „Child-Harold?“ wo die Dichterin der „Corinna?“ Mein bereits allzulanges Leben gleicht jenen von Gräbern umsäumten Römerstraßen; ich sah fast alle Berühmtheiten meines Jahrhunderts dahinsterben, sah die großen Begebnisse, die großen Männer mir vorüberschwinden; in ihrem ungeheuren Grabe schläft die Revolution; ihres Riesensohnes Gruft ist

*) Noch ungedrucktes Gedicht Berangers.

der Ocean! Sie ist nicht mehr jene Zeit des in die Unendlichkeit hinausreichenden Gigantenschwertes; das unsrige ist so kurz, daß es unsrer Freunde Haupt selbst nicht einmal mehr zu schirmen vermag. Sie fordern mich zur Rückkehr nach dem Heimathlande auf? Wer aber bin ich denn, um zu diesem Wunsche Sie anzuregen? Eines Napoleon's Asche vermag den Erdball nach ihrer Ruhestätte hinzuneigen; leicht dagegen ist der Staub eines Geschöpfs meiner Gattung, — ein Windstoß des Vaterlandes oder der Wüste verweht ihn ja so bald!

Ich gehe zu den politischen Couplets Ihres Chanson über. Wie sollte ich Ihrer Muse glänzende Schwingen mit meinem schwerfälligen Controversballaste befrachten wollen? In meinen „Réflexions sur les affaires de la France," die ich bald erscheinen zu lassen beabsichte, werden Sie meine Entgegnung finden: hier darüber nur zwei Worte:

Die Freiheit schien mir allerdings der Legitimität unerläßliche Stütze, denn ohne Freiheit kenne ich keine legitime Staatsgewalt. War aber meine den Bourbons dargebotene Fackel jene der Treue, so verlöschten sie dieselbe, um in ihrer so glänzenden Sprache zu reden, „meinen Ruhm anhauchend," keineswegs. Glaubten Sie, „der Tag sey schön," kehrte nicht die Nacht wieder? Könnten Sie mir aber rathen, im nächtlichen Dunkel den Schiffbrüchigen zu verlassen? Sie rührte einst so schmerzlich damals verbannter Ruhm, denn Sie sind für ihn geschaffen; ich opfere auf den Altären der Schwäche und des Unglücks, weil ich sie im Vaterlande finde. Preisen wir uns darum gegenseitig nicht allzusehr, vielleicht liegt in unserer Tugend Egoismus.

„D'une terre chérie
C'est un fils désolé,
Rendons une patrie,

Une pâtrie
Au pauvre exilé."
„De rivage en rivage
Que sert de le bannir?"

So sangen Sie, Sie selbst.

Sie beschwören mich, zu jenem Volke, das, „als Barricadensieger," mich auf seinen Armen trug, zurückzukehren? Ach! es war die herrlichste, erhabenste Stunde meines Lebens. Ewig werde ich diesem Volke mich weihen; für dieß Volk, seine Ehre, sein Glück, seine Freiheit gab ich, meinen Antheil individueller Souveränetät übend, der Krone eines Kindes meine Stimme. — Wo aber ist es, jenes Volk? Ertönt mir seine Stimme, die an der Stätte meines „Triumphs" erscholl, bei jener ungeheuern Gruft, an deren Rande ein Diener des Gottes des Friedens den Siegern und Besiegten, die der Tod alle durcheinander da hinab gebettet, die ewige Ruhe erflehte? Vermag ich in den Accenten der Aengstlinge, auf denen Warschau's blut'ge Ruinen lasten, jene Stimme zu erkennen? Nein, dieß nicht ist jenes Volk! Nimmermehr werde ich jenen Menschen, die zu ihren engherzigen Planen die Juliusrevolution benützt, jenen Schmarotzerpflanzen des Ruhms, des Muthes und Genie's nahen!

Doch zum Hauptgegenstande Ihrer poetischen Epistel, deren Held zu seyn ich mich stolz fühle.

Ich hatte mein Leben, wie ich es begonnen, auf der Wanderschaft zu enden beschlossen; der gegenwärtigen Ordnung der Dinge meine Zustimmung versagend, war ich in Lacedämon ja nur zum Heloten geworden. Zu vollständiger Ausführung meines Vorhabens aber mußte ich einige von mir gepflanzte Bäumchen einem neuen Pfleger anvertrauen; ich bot meine armen Zöglinge auf dem Markte aus; Niemand wollte sie. Durch dieß Hinderniß von meinem Berge einen Augenblick herabzusteigen genöthigt, sah ich Frankreich wieder; sein

trauriger Anblick überraschte mich schmerzlich. Von seinem Unglücke tief ergriffen, dachte ich, es werde, wenn ich mein Vaterland einst erst wieder glücklich sähe, es zu verlassen mir ja noch immer freistehn.

Oefters schrieb ich: „Im Falle eines ausbrechenden Krieges werde ich, meinem Vaterlande den Lebensabend zu weihen mir Pflicht erachten. Trotz der „Fußfälle" unserer Diplomatie aber, und gerade um ihrer bettelnd dargereichten Hände willen, scheint mir's nicht, daß man des Friedens „milde Gabe" uns spenden werde.

Auch bewies mir ein gegen das alte Königshaus gerichteter neuerer Angriff, daß meinen Kämpfen ihr Ziel noch nicht geworden sey. In den Juliustagen glaubte ich an keine Reaction: das Volk herrschte; durch den Sieg ermildet, durch Erfahrung belehrt, durch steigende Civilisation aufgeklärt, würde es großmüthig geblieben seyn. Allein das Volk herrscht nicht mehr; jene cholerische Coterie ohne Würde, ohne Adel, die die Gewalt des Volkes sich angemaßt, wird, um sich aufrecht zu erhalten, zu Coordinirung des Proscriptionsgesetzes gegen die Bourbons, die Maßregeln zu ihrem eigenen Heil auf verschiedene Bürgerclassen auszudehnen sich genöthigt sehen. Jene zu unterstellende Härte ist streng, logisch; fließt ganz natürlich aus dem an jenen Baude's sich anschließenden neuen Vorschlage, sie wird daher, um eine von mir bereits vertheidigte Sache, die zu vertreten ich mich nicht mehr im Falle sehn zu müssen hoffte, in letzter Instanz zu verfechten meine Anwesenheit in Paris erheischen. Der Mann von Ehre verbirgt sich nicht, bringt sich nicht in Sicherheit, nicht aus der Ferne verkündet er, was er seinen Widersachern nicht geradezu ins Antlitz zu sagen wagt.

Die Organe der öffentlichen Meinung, fast alle Journale sprachen über meine Abwesenheit sich bedauernd aus; tief rührte mich diese, mich in hohem Grade ehrende Erwähnung. Ihre Beredsamkeit, „eine verschwenderische Fee," schmückt mit

„Blumen und Demanten" — nicht meinen „alten Thron"; denn ich besitze keinen, wohl aber meinen alten „Pilgerstab." Wie sollte die Schmeichelei einer Muse, die selbst Königen Weihrauch zu streuen verschmähte, mich nicht innigst ergreifen? Muß ich, wenn diese Muse zu „schneller Heimkehr" mich auffordert, ihrem Rufe in ihren Tempel —, mein Vaterland, zu folgen mich nicht geneigt fühlen?

Chateaubriand.

Politischer Undank.

Vieles habe ich über unsere Sitten geschrieben; man sollte daher glauben, indem ich dem Buche der „Hundert Eins" mein Contingent zu liefern die Feder ergreife, werde ich zu meinen zwanzig Jahre hindurch zu Paris fast allein versehenen Functionen des Beobachters zurückkehren. Ich möchte nicht, daß die Ueberschrift dieser meiner kleinen Abhandlung unterstellen lasse, ich wolle, in das Gebiet jener höheren Politik, der künftig auf immer fremd zu bleiben ich feierlich gelobe, hinüberstreifend, von der allgemeinen Tendenz dieses Werkes mich entfernen. Nur als Sittenbeobachtung, besonders als Beitrag zu unseren Pariser Sitten daher, spreche ich einige mir längst auf dem Herzen lastende Reflexionen hier aus.

Undankbarkeit des Volks, dieß der Gegenstand gegenwärtiger Abhandlung. Um übrigens meine Leser hinsichtlich der Langweile, die deren Titel ihnen anzudrohen scheint —; hinsichtlich des Ermüdenden historischer Details, zu denen ich mich etwa verleiten lassen könnte, zu beruhigen, versichere ich ihnen, daß ich mein Sujet in möglichst enge Gränzen einschließen werde. Nur ein Volk, das französische; nur ein Ereigniß seiner Geschichte, die Revolution, wähle ich zum

Beispiel und Belege einer betrübenden Wahrheit: „Das Loos jener Männer, die dem Triumphe der Sache ihrer Nation ihr Daseyn weihen, ist, fast ohne Ausnahme, Undank ihrer Zeitgenossen.“

Eine Klippe konnte ich, obgleich unserer Sitten gegenwärtiger Zustand sie mir bezeichnete, nicht vermeiden: meine Lobpreisungen gelten nur Individuen; mein Tadel trifft die Massen, daß dieser Weg (huldigen ja den Machthabern selbst keine Schmeichler mehr!) zu nichts mehr führe, ist bekannt.

Indem ich den politischen Undank vor den Richterstuhl der menschlichen Gerechtigkeit stelle, lasse ich zugleich alles, von Moral und Philosophie mit diesem Begriffe verknüpfte Gehässige auf ihm lasten. Wie herrlich sagt Young: „Der Undankbare fröhnt nur einem einz'gen Laster; alle übrigen mögen dagegen als Tugenden ihm angerechnet werden!“*)

Erscheint aber Undank als die gehässigste Krankheit des Gesellschaftskörpers, so muß es ungezweifelt sehr schmerzlich fallen, die französische Nation gerade, und zwar in ihrer Geschichte glorreichster Epoche, Paris im Verlaufe einer diese unermeßliche Hauptstadt an die Spitze der civilisirten Welt stellenden Revolution, die zahlreichsten Beispiele jenes politischen Undanks, gegen den noch keine Stimme der Dankbarkeit sich erhoben, darbieten zu sehen.

Man wird gewiß nicht glauben, ich wolle bei einer Anklage solcher Art die Nation für jene Verbrechen und Leiden, die im langen Kreißen mit endlich zur Welt geborner Freiheit auf ihr gelastet, verantwortlich machen. Beschwöre ich die Schatten einiger der erlauchtesten Opfer unserer bürgerlichen Zwiespalte aus ihrem Grabe herauf, so sind es nicht mehr die Henker (sie hat der allgemeine Abscheu längst gerich-

---

*) He that's ungrateful, has no guilt but one:
All other crimes may pass for virtues in him.

Young

tet), die ich anklage: Frankreich, Paris selbst ist es, von denen hinsichtlich jener strafbaren Gleichgültigkeit, jener schmählichen Vernachlässigung des Andenkens unserer Heroen der Menschheit, ich Rechenschaft heische.

Bei dem Menschen, als Individuum, ist des Undankes Princip persönliches Interesse, bei denen „Volk“ benannten collectiven Menschen dagegen sind des Undanks Quelle Neid und Intrigue, von einigen, zu Gunsten ihrer persönlichen Ehrsucht die Volksleidenschaften aufzuregen und in Bewegung zu setzen, stets bereiten „Gewandten“ durch den Namen „Parteigeist“ einigermaßen geadelt. Jene Faction der „Gewandten“ leitet in großen Staatskrisen, am Ende immer, selbst wenn sie solche auch nicht angeregt, die revolutionäre Bewegung; um dahin zu gelangen, ist ihr gewöhnlichstes Mittel, die öffentliche Meinung von den neuern Gegenständen ihrer Verehrung abzulenken, indem sie jene tiefe Vergessenheit, welche das Grab der großen Männer, die sie sich zu Vorbildern gewählt, deckt, bemerklich macht.

Ein Mann, den Bailly's Loos nicht abschreckte, der Ruhe, Vermögen, seinen Ruhm selbst, mit der Gewißheit des gräßlichsten Todes jenes Märtyrers der Freiheit, am Ziele seiner Laufbahn dem Vaterlande aufzuopfern sich fähig fühlte; jener Mann würde, zu so heldenmüthiger Hingebung bereit, vor dem Gedanken zurückbeben: mit seinem in irgend einem Winkel des „Champ de Mars,“ wo man die mit dem Blute des unglücklichen Bailly gekränkte Stätte vergebens sucht, beerdigten, verstümmelten Leichname werde auch sein Andenken begraben bleiben. Welche Gedanken mochten Bailly's große Seele in jenen Momenten beschäftigen, wo der Hölle entflohene Ungeheuer über diesem ehrwürdigen Antlitz eine brennende Fahne schwenkten, als er, von eisigem Regen durchnäßt, unwillkürlich zusammenschaudernd, jenem Elenden, der ihm zu zittern vorwarf, entgegnete: „Ja, mein Freund, ich zittere, aber vor Frost!“ Wie tie-

sen Betrachtungen gab sein Geist in jener entsetzlichen Stunde sich hin, als zu Verlängerung der Qualen ihres Opfers seine Henker die Verpflanzung des Blutgerüstes nach einer andern Stelle, in die Mitte eines Dünger- und Unflathhaufens, verlangten! Ich vernehme sie, die stumme Sprache des sterbenden Philosophen: „Ich wollte meines Landes Freiheit; ich der Erste, leistete der constitutionellen Monarchie, der einzigen, Frankreich Freiheit, Unabhängigkeit und Glück zu gewähren fähigen Verfassung den Eid; ich sterbe unter furchtbaren Qualen; mir wird jedoch in einem Zeitpunkte, wo jedem Ehrenmanne zu leben Schande ist, das Glück zu sterben.

„Besorgt nicht, o meine Mitbürger, daß mitten unter den Schrecknissen meiner langen Todesangst irgend eine eure Ehre verunglimpfende Klage meiner Brust entsteige; eines, in deinem Namen, Volk der Franzosen, verübten Verbrechens dich anzuklagen, weit entfernt, setze ich vielmehr am Grabesrande auf dich meine letzte Hoffnung; du wirst mein Andenken bewahren, gegen meiner Verfolger mich überlebenden Haß es beschirmen. Was ist mir der Verlust einiger von der Natur vielleicht mir noch beschiedener Tage? Nicht gleichgültig aber ist mir mein Ruf; und die Gewißheit, daß des Volkes Dank mein Grab behüten werde, läßt mir in diesem Augenblicke das Blutgerüste im Ruhmesglanze der Unsterblichkeit entgegenleuchten.“

Lassen wir unsern großen Bailly mit jenem tröstenden Gedanken sterben; frägt uns aber der Fremde: Auf welchem unserer öffentlichen Plätze das kolossale Standbild eines der Gründer der Freiheit, des ersten Maire's von Paris, des ersten Deputirten dieser Stadt, des ersten Präsidenten der „Assemblée Constituante;“ jenes Mannes, der den Eid des „Jeu de Paume“ veranlaßte und leistete; des tadellosen Patrioten, der ein durch so herrliches Talent und so hohe Tugenden verherrlichtes Leben mit dem erhabensten Tode krönte —, frägt man uns, wo ein diesen Mann verewigendes Denkmal prange?

wir müssen beschämt verstummen; denn müßten wir nicht entgegnen: „Wir wissen selbst nicht einmal, wo Bailly's Asche ruht!“ *)

Ganz Frankreich erlag dem Schreckenssysteme. In Strömen entfloß das Blut dem erbarmungslosen „Berge;“ mit der Freiheit sollte die werdende Republik in den Gräueln der zügellosesten Volkswuth untergehn. Von Marat's, dieses scheußlichsten Repräsentanten, anarchischer Raserei, seinem alle Herzen mit Entsetzen erfüllenden Gebrüll erscholl die Rednerbühne der Nation; eben jenes Volk der Franzosen, dessen drohende Stellung allein schon ganz Europa in Waffen, chreckte, fügte sich schweigend dem Joche des niedrigsten Tyrannen. Jeden empörte seine eigene Entwürdigung, und dennoch wagte Niemand den Wunsch nur, sich ihr zu entziehen, sich selbst zu gestehn. Mitten in dieser moralischen Asphyxie, der die Männer erlagen, schien in einigen weiblichen Wesen allein nur noch Leben zu athmen.

Eines dieser Wesen, Charlotte Corday **), aus einem, durch sie historisch gewordenen edlen Geschlechte, im Alter der Freude und der Rosenträume, im vollen Glanze der Jugend und blühenden Schönheit prangend, entschließt sich, für Vaterland und Menschheit zum Opfertode. Der Apostel des Mordes, Raubes, der gräßlichsten aller Gräuel, haucht, von Charlottens Dolch durchbohrt, seine schwarze Seele aus. Bewegungslos, ohne den mindesten Versuch zur Flucht, harrt die jugendliche Heroine bei der Leiche des Ungeheuers, des Lohnes ihrer heldenmüthigen Hingebung; ihr Haupt fällt auf dem Schaffote, und von

---

*) Bei der Kunstausstellung von 1831 verweigerte man die Annahme eines Bailly's Tod darstellenden Gemäldes von Boulanger, über dessen hohen Kunstwerth übrigens nur Eine Stimme, unter dem Vorwande: „Man müsse eine solche Erinnerung nicht wieder aufwecken!“

**) Man vergleiche Seite 73 und ff.

Charlotte Corday bleibt der Welt nur das erhabene Vorbild ihres Muthes und ihrer patriotischen Tugenden! Bald, nur zu bald, sollte ihr der Unsterblichkeit geweihtes Andenken in ihrem eigenen Vaterlande, dem sie sich geopfert, erlöschen; sollte selbst der Verleumdung giftigem Hauche nicht entgehen! Jene Menschen, die jede edle, hochherzige Handlung, zu der ihre eigene Niedrigkeit sich nie erheben würde, so gern zu ihrer Gemeinheit herabwürdigen, entblödeten sich nicht, hinsichtlich des Verhältnisses jenes Heldenmädchens zu dem Deputirten Barbaroux schmählichen Verdacht zu erwecken. Louvet dagegen bewies in seinen Memoiren die Abgeschmacktheit einer solchen Unterstellung; indeß ist dem öffentlichen Undank das Gehässige besonders eigen, das Bild des Wohlthäters zu verlöschen; die Makel, mit denen Neid oder Albernheit es befleckt, dagegen nur zu häufig fortbestehen zu lassen. Ein hochherziger Mann, warum mußte er ein Ausländer seyn? trat an Charlottens Todestage selbst mit einer Apologie der Heldin auf: Der Mainzer Deputirte Adam Lux*), schlug die Errichtung eines sie verewigenden Standbildes, mit der Inschrift: „Größer als Brutus" vor. Mit seinem Leben büßte er einen Vorschlag, der selbst da noch, als dem Schweigen die Entschuldigung der Furcht nicht mehr zur Seite stand, in Frankreich kein Echo fand!

Eben jene Wolken der Gleichgültigkeit und Vergessenheit, die Charlottens Grabstätte decken, entziehen den Huldigungen des öffentlichen Dankes auch noch andere edle Schatten:

Philippine Roland, die ihrem Vaterlande und Gatten sich so edel opferte, die unter den Zügen eines blühenden, reizerfüllten Weibes die Seele eines Sokrates entfaltete.

Jene Heroine der Gattenliebe, jene Frau v. Lafayette, der, als der Gemahlin des Freundes Washingtons, Voltaire knieend huldigte; jener edlen Frau, die mit ihrem

---

*) Man vergleiche unsere Note S. 84.

berühmten Gatten, der durch fünfjährige Gefangenschaft zu Olmütz seine Hingebung für die Sache der Freiheit in zwei Welten büßte, seinen schauerlichen Kerker theilte;

Elisabeth von Frankreich, die keine Gefahr, keine Drohung, ihr Loos von jenem ihres erlauchten Bruders zu trennen, vermögen konnte.

Nahen wir einem Grabe neuerer Zeit: Hier ruht Manuel. Sein Name allein schon ist ein ganzer Panegyricus. Er war einer unserer größten Redner; nie hatten Freiheit, Unabhängigkeit und Ruhm der Nation einen unerschrockeneren Vertheidiger, und dennoch ward eben jener Manuel das Opfer des nichtswürdigsten Mißbrauches der Gewalt, durch die Mehrzahl seiner unwürdigen Collegen, des Sitzes in der Deputirtenkammer unwürdig erklärt! Der laute Ausbruch der öffentlichen, schmerzlichsten Entrüstung gestattete keinen Zweifel, daß eine neue Ernennung, den Edlen in den Schoß eben jenes Vereins, aus dem nur die gesetzwidrigste Gewalt ihn ausgestoßen, wieder zurückberufend, sofort ihn rächen werde. Fünf Monate später beut diese Gelegenheit sich dar; Manuels Freunde drängen ihn zur Candidatur; in dem Wahlcollege aber, dem er sich dargestellt, erhält er nur dreißig Stimmen! Solcher Undank steigert die Krankheit, an der Manuel bereits siechte; er stirbt. Eine Subscription, um ein Standbild ihm zu errichten, wird eröffnet; umsonst aber sinkt an seinem Grabe ein Freund auf die Kniee nieder, und sammelt, um des Heimgegangenen irdische Ueberreste zu ehren*); der ärmliche Ertrag würde nicht zum Standbilde —, zur schlichten Büste des großen Mannes nicht einmal genügt haben, hätte der „Chansonnier“ dem Andenken seines erlauchten Freundes nur den Zoll seiner Thränen und Gesänge darzubringen sich begnügt.

Volkswuth, königliche Willkür tränkten Frankreichs Erde mit

*) Tombeau de Manuel. (Chansons de Béranger.)

mit so viel edlem Blute; die Nation bejammerte das Loos der Opfer, genügen aber zu Entrichtung einer solchen Schuld des Vaterlandes einige so schnell getrocknete Thränen? Welche Trophäe, welches Denkmal, welche einfache Benennung irgend einer Straße, eines Platzes, einer öffentlichen Fontaine verewigen der Nachwelt die Namen eines Biron, der beiden Custine, eines Condorcet, Lavoisier, Ney, Labedoyère, Mouton Duvernet, Chartrand, Berton, Caron, Bories und dreier Mitgenossen seines Ruhms?! Sollte nicht der Dank der Nation so viele, die Ecken der Weltstadt beschmutzende, bedeutungslose Namen austilgend, durch jene, die ausgezeichnete Dienste, große wieder gut zu machende Ungerechtigkeiten Frankreichs Gedächtnisse empfehlen, ersetzen?

Die Rachgefühle der Revolutionen verbrausen, ohne den Charakter der sie erlebenden Nation herabzuwürdigen, gleich einem Waldstrome; des Volkes Undank aber deutet Sittenentartung an, und prägt seinem Charakter eine um sich greifende, ihn durchdringende, endlich zerstörende Makel ein. Darum benachtheiligt Frankreichs Gleichgültigkeit gegen den Ruf jener großen Männer, deren dem Vaterlande geleistete Dienste — das Schaffot belohnte, seinen wahren Ruhm empfindlicher, als jene Verbrechen der Factionen, deren Spuren mit der sie erzeugenden convulsivischen Bewegung zugleich verschwinden.

Und doch ist es minder jene strafwürdige Vergessenheit, die ich anklage, was ich „politischen Undank" nenne. Hier wird mein Beruf schwieriger; nicht mehr zu Gunsten Heimgegangener —, im Interesse des Augenblicks erhebe ich meine Stimme, rede zu den Leidenschaften des Tages; für Lebende eifre ich gegen jenen Nationalundank, dessen Angriffen ihre augenblickliche Erhebung sie vorzüglich aussetzt.

Ein Mann besonders, den die Faction der „Undankbaren" mit der heftigsten Erbitterung erfolgt, ist Dupin.

Unter allen Volksfreiheiten, die eine Regierung ohne Treu und Glauben, aber nicht ohne Umsicht, am meisten fürchtete, jene der Presse, fand in Dupin ihren unermüdlichsten Vertheidiger. Nie vergebens nahmen die Schriftsteller des dem „Regime" der Willkür feindlichsten Patriotismus Dupins Unterstützung in Anspruch; diese Huldigung zollten ihm in zwanzig Schriften, die ich anführen könnte, die Mehrzahl selbst jener, die, seitdem sie nichts mehr von ihm erwarten, sich als seine Feinde erklärt haben.

Dupin bekannte sich stets zu den Principien der Freiheit in constitutionellen Schranken; sie war es, die er immer vertrat. Er trug zu Gründung eines populären Thrones, als Paris, Frankreichs Organ und Mandatar, einen „Bürgerkönig" auf die Schilde erhub, mit allen Kräften bei; wie aber ward jener ehemalige Freiheitsfreund, eines der thätigsten Werkzeuge unserer politischen Wiedergeburt, den Juliusmännern so plötzlich zum Gegenstande von Besorgnissen, zur Zielscheibe ihrer Verfolgungen? Er gerieth hinsichtlich einiger Punkte politischer Doctrine mit den Häuptern einer systematischen Opposition, der anzugehören er aufgehört, in Zerwürfniß. Als Dupin mit der Majorität der Kammer des Jahres 1830, das Princip der Inamovibilität der Richter achtend, gegen eine Epuration des Justizpersonals sich aussprach, konnte er irren. Er konnte mit Voltaire irren, indem er, dessen Ansicht theilend, der Ansicht huldigte: Je aufgeklärter ein Volk, desto freier; während Andre im Gegentheile behaupten: je freier das Volk, desto aufgeklärter. Da jedoch diese Meinungs-Divergenz hinsichtlich rein theoretischer Fragen die Quelle jenes unbändigen Hasses, jener Ungerechtigkeit, denen Dupin seit lange sich preisgegeben sieht, nicht wohl seyn kann, so müssen wir den wahren Grund in der schlichten Bemerkung suchen: Mann von überlegenem Talente, hat Dupin in der

neuen Ordnung der Dinge, worin Concurrenten, die sich seine Rivale wähnen, ihre Stelle noch suchen, die seinige bereits gefunden!

Das über Dupin hier Gesagte könnte ich, fast in denselben Ausdrücken, hinsichtlich Barthe's und Merilhou's wiederholen. Vor einem Jahre noch knüpften sich an die Namen dieser Männer nur Ideen hohen Talentes, einer jede Prüfung bestehenden Hingebung und des unbestechlichsten Patriotismus; ihr Lob war damals in jedem Munde. Die Revolution erfolgt; sie nehmen daran den thätigsten Antheil, und die Regierung huldigt der ihrer Wahl sie bezeichnenden öffentlichen Meinung. Kaum aber haben sie die Schwelle der Machthaber berührt, so erhebt sich rings um sie her ungerechtes Murren. Schon bezweifelt man ihren Patriotism; wird bald der Intrigue, Unterschleife, des Einverständnisses mit den Feinden des Staates sie beschuldigen; was aber verbrachen sie, um binnen wenigen Tagen jene Popularität, nach deren Erlangung sie zwei Jahrzehnte gestrebt, zu verlieren? Sie nahmen Minister-Portefeuille's an, nach denen Andere zu haschen im Begriffe standen!

Weder dieselben Männer, noch dieselben Grundsätze trifft die Verantwortung jenes politischen Undanks, über den Lafayette und Laffitte mit so vollem Rechte sich zu beklagen haben. Nicht die Faction der „Gewandten“ war es, die jenem den Oberbefehl der Nationalgarden Frankreichs entzog, diesen vom Vorsitze der Deputirtenkammer unseres Landes entfernte! Es gibt in der That „Partei-Mißgriffe,“ die nur dadurch sich erklären lassen, daß in allen und jeden öffentlichen Versammlungen die Mittelmäßigkeit dominirt, und eben diese Mittelmäßigkeit, in der Masse der durch sie repräsentirten Nullitäten ihre Kraft gewinnend, eben dadurch das Organ einer jenen Interessen, die sie zu vertheidigen glaubte, entgegengesetzten Entscheidung wird. Undank ist ein den Boden, der es erzeugt und nährt, verzehrendes Unkraut: Bajazeth

weihte die Stütze seiner Macht dem Tode; er erklärte sich sehr naiv, alles, was er diesem Manne verdanke, würdig zu vergelten außer Stande!"

Mögen Lafayette und Laffitte sich trösten; es gibt für den Mann des öffentlichen, wie für jenen des Privatlebens, eine der Eigenliebe fast noch mehr, als die glänzendste Dankbarkeit, schmeichelhafte Gattung von Undank!

Die Regierung fühlte, im Bestreben die schmerzlichen Gefühle der ihres Chefs nur so höchst ungern entbehrenden Pariser Nationalgarde, soviel nur immer in ihrer Macht lag, zu mildern, die Nothwendigkeit, an die Spitze dieser „Bürger-Armee" einen Mann zu stellen, dessen Ruhm und patriotische Tugenden solcher Ehre ihn längst würdig dargestellt. Ihre Wahl fiel auf einen der Generale unserer „alten Armee," an dessen Namen sich die ehrenvollsten Reminiscenzen knüpfen. Einer der Adjutanten Napoleons, der Sieger von Burgos; der Krieger, der durch eine der glänzendsten Waffenthaten das Vorspiel des Sieges bei Eckmühl darbot; *) jener Tapfere, der das an demselben Tage viermal genommene und wiedergenommene Eßling endlich behauptete —; der Held, der in der unseligen Schlacht bei Waterloo mit sechstausend Mann Bülow's Armeecorps von dreißigtausend Stand hielt —; der Mann, der bei der zweiten Restauration im Jahre 1815 sich geächtet sah —; das Mitglied der Municipal-Commission in der letzten Julius-Revolution —; kurz General Mouton-Lobau war es, den Ludwig Philipp zu Lafayette's Nachfolger im Oberbefehle der Pariser Nationalgarde ernannte. Wie nun aber begreifen, daß so viele glänzende Waffenthaten, so viele Ansprüche auf der wahren Patrioten Achtung

*) „General Mouton drang, an der Spitze des 17ten Linien-Infanterie-Regiments, am 21 April 1809, dem Vorabend der Schlacht bei Eckmühl, über die brennende Isarbrücke in Landshut ein, und trennte durch diese beispiellose Verwegenheit die österreichischen Armeen.

und Dank, vor den Verunglimpfungen einer in allen Vertheidigern der öffentlichen Ordnung nur Feinde der Freiheit erblickenden, stumpfsinnigen Menge jenen „Bürgerkrieger" nicht zu schützen vermocht? Ist der Satz des berühmtesten Kanzlers, den England jemals besessen: „Tadel —, Satyre selbst sey der von dem Manne in Staatswürden dem Publicum, für seine hohe Stellung allein schon, zu entrichtende Zoll," wahr, so lastete wahrlich auf keinem Minister, selbst nicht auf jenem, dessen Worte ich eben angeführt, jener Zoll schwerer, als auf dem jetzigen Präsidenten des Minister-Conseils.

Die ausgezeichneten Dienste, welche Casimir Perier der constitutionellen Freiheit geleistet, stellt Niemand in Abrede; das Talent, den Muth, die er auf der Rednerbühne der Nation in seinem, zehn Jahre lang, gegen die Männer der Restauration bestandenen Kampfe bethätigt, sind allgemein anerkannt.

Bedürfte ich, um diesen Lobspruch zu rechtfertigen, noch einer andern Autorität als jener der Thatsachen, so könnte ich grade an die jetzigen Feinde jenes Ministers von den in unsern Tagen grade durch sie gegen ihn erhobenen Anschuldigungen appelliren; ich würde sie fragen: Welcher ächte Vaterlandsfreund dem, im Jahre 1824, von den die reinsten und kräftigsten Organe der liberalen Meinung darstellenden öffentlichen Blättern ihm gespendeten Lobe seine innigste Zustimmung nicht ertheilt habe?

Alle Zeitschriften wiederholten: Casimir Perier sey einer der trefflichsten Bürger, einer der ausgezeichnetsten Redner, einer der tadellosesten öffentlichen Charaktere, deren das neuere Frankreich sich zu rühmen habe. Niemand huldigte rascher und muthvoller der Juliusfahne, mitten unter den schwierigsten Conjuncturen übernahm Perier die unendliche Verantwortlichkeit des von ihm gegenwärtig bekleideten, bis dahin von ihm verschmähten Postens. Mit Recht daher klage ich des Unrechts und Undankes jene an, die in unseren Tagen eben

den Mann, den sie in ihrer eigenen Achtung unlängst noch so hoch gestellt, in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen suchen. Hier ist nicht der Ort, das von jenem Minister adoptirte System anzugreifen oder zu vertheidigen, zu untersuchen, ob er von dem Princip ausgehend, daß jene, der Julius-revolution nothwendig entstammte Regierung auf den Mittelpunkt zwischen „absoluter Gewalt" und „Anarchie" (man sieht, was ich unter dem Juste milieu, dessen der Parteigeist, ohne es zu definiren, sich bemächtigt, verstehe) begründet seyn müsse, sich täusche? — Casimir Perier ist Staatsmann in der edelsten Bedeutung dieses Wortes, ist großer Redner, über jeden Verdacht erhabener Patriot, dieß das Einzige, was ich hinsichtlich seiner behaupten wollte.

Bis man mir bewiesen haben wird, der Unstern, König zu seyn, genüge allein, den Undank der Völker sich zuzuziehen, werde ich in Ludwig Philipp stets nur den Mann des wiedergebornen Frankreichs, den gekrönten Repräsentanten der gedoppelten Revolution von 1789 und 1830, erblicken...

Doch, Halt! Zum erstenmale in meinem Leben vernehme ich den Ruf: „Ministeriell!" „Royalist!" — Mag's! Mein Leben bürgt ja für meine Ansichten und Gefühle! Meine Bahn ist zu Ende, von Menschen und Ereignissen erwarte ich nichts mehr —; selbst die Ruhe der Abgeschiedenheit —, selbst jenen Grad öffentlicher Achtung nicht mehr, auf den ich unbestreitbare Rechte zu besitzen glaube.

„Spart," werde ich meinen Verläumdern entgegnen, „euern Rivalen des Ehrgeizes oder des Ruhms jene giftigen Pfeile, die mich nicht mehr zu erreichen vermögen, auf. Wen möchtet ihr glauben machen, der Mann, der Napoleons Ruhme sich nicht gebeugt, der Ludwigs XVIII Gunstbezeigungen verschmäht, der vierzig Jahre hindurch, mit Schwert und Feder, seines Vaterlandes Freiheit und Unabhängigkeit vertheidigt, der dieser heiligen Sache seine und seiner Kinder ganze Habe geopfert; der Mann, den die drei

unsterblichen Juliustage in den Reihen des Volkes in Waffen oder auf den gefahrvollen Sitzen der Mairie erblickt —, dieser Mann, (könntet ihr dessen euch wohl schmeicheln?) einer der alten Freiheits-Athleten, sey so ganz plötzlich zum Höflinge der Glücksgöttin, zum Schmeichler der Machthaber geworden?

Ich habe den „politischen Undank" als eines der empörendsten Laster unserer Tage bezeichnet, habe dessen ausgezeichnetste Opfer genannt, aber nur die Thatsachen, nicht die Undankbaren selbst, vor den Richterstuhl der Nation gestellt.

Wahrscheinlich sind diese Zeilen die letzten aus meiner Feder; sie gelten mir, der Codicille, die ich im gegenwärtigen Werke (wenn der Tod mich etwa noch einige Jahre in Frieden lassen wollte) etwa noch beifügen möchte, unbeschadet, als mein politisches Testament.

Jouy.

Künstler-Abende.

Was die Künstler vordem gewesen, sind sie jetzt nicht mehr. Als Hr. v. Marigny die Direction der Akademie handhabte, waren sie eine Colonie brillanter Sklaven, die vor dem Herrn Protector der schönen Künste zitterten, und in einer durch ihre mittelmäßigen Glücksumstände und die Wichtigkeit der großen Herren und Financiers ihnen angewiesenen Vasallenschaft lebten. Vanloo, der König der Malerei, war Parasit eines durch die Salzsteuer bereicherten Geschäftsmannes; der Stallmeister Sylvestre, erster Maler des Königs von Polen, den die Boudoirs fast zum großen Manne erhoben, den unser Jahrhundert jedoch kaum mehr kennt, — eben dieser Sylvestre hatte beim ersten Kammerherrn in Versailles nur an den „kleinen Tagen" Zutritt.

Bei der ganzen großen Welt des Hofes und der „Ferme Générale" genossen die Künstler — mit den Maitressen gleichen Ranges. Sie waren zu einer Art „Baladins" geworden, die man enthusiastisch gern sah, deren man nicht entbehren konnte, die allen Landpartien, allen „Petits Soupers" beiwohnten, die man umarmte, liebkoste, mit Complimenten und Geschenken überhäufte, um dreier Ursachen willen aber verachtete:

Erstlich, weil sie nicht von Stande waren.

Zweitens, weil sie, ohne von Stande zu seyn, Verdienste besaßen.

Drittens, weil sie, im Besitze von Verdiensten, zu Bedienten und zum Livreetragen sich herunterwürdigen

ließen. *) Ihre Talente, ihr Ruf dienten ihrem Gönner, wie dem Libertin „du bel air“ die Berühmtheit der Weiber, die sich gern affichirt sehen, zum eitlen Prunke. In den Cirkeln, wo diese Künstler Zutritt hatten, würzte ihr Geist, gleich den Reizen der Duchessen und Operntänzerinnen, die Orgien. Diese Prostitution des Künstlers war schmählich, herabwürdigend; indeß empörte sie damals Niemand: sie lag in den Sitten. Der arme Gelehrte, der auf sein Dachstübchen und Almosen reducirte Bildhauer fanden ihre Rechnung bei einer die materiellen Bedürfnisse des Lebens reichlich befriedigenden Knechtschaft, in der die Debauche einen Augenblick von Gleichheit zuließ, und rauschende Sinnenfreuden der Phantasie jenen Schwung verliehen, den gewissen trägen Geistern das Brausen des Champagner-Rausches gewährt. Jener Erniedrigung gaben die Künstler sich ganz gutwillig und mit Anstand hin; einige zwar sträubten sich, die Würde der Kunst und des Künstlers Unabhängigkeit vorschützend; drang man indeß nur einigermaßen in sie, so fügten sie sich, gleich gewandten Coquetten.

In unsern Tagen nichts mehr von allem dem. Zwar gibt es noch gemeine Seelen, die, nachdem sie mit sich handeln lassen, der Knechtschaft entgegenfliegen würden; diese sind jedoch nur noch in geringer Zahl vorhanden. Jener Tauschhandel mit hoher Gönnerschaft und niedriger Schmeichelei ist gegenwärtig nicht mehr Gebrauch; der Künstler kein Bouffon mehr, den man besoldet; kein geistiges Getränk, in

---

*) Einer der Marschälle Frankreichs, der die Gelehrten und Künstler in der Art und Weise jener Zeiten liebte, sandte zu jenem, den er sich vorstellen ließ, seinen mit Verfertigung des Präsentationskleides beauftragten Schneider. Dieß Kleid, nach Modeschnitt, war von himmelblauem Stoffe, die Knöpfe waren mit dem Namenszuge Seiner Excellenz geziert. Alle Clienten des Marschalls speisten in diesem besonderen Costüme, und wurden ohne dasselbe nicht vorgelassen.

dem man sich berauscht, kein Reputationsmittel für den, den Künstler ausbeutenden großen Herrn mehr. Zwar stellt Dürftigkeit noch ein und das andere Talent zur Discretion des Vertheilers der von der Nation durch ihre Repräsentanten den Künsten und Wissenschaften zugestandenen, so beschränkten Begünstigungen; man sollicitirt wohl noch bei einem Divisionschef irgend eine Budgetparcelle, um dagegen ohne Liebe verfaßte kleine Arbeiten, die man durch die spöttische Benennung des „Pot au feu“ recht treffend charakterisirt, zu liefern; allein es gibt keine vor dünkelvollen Protectoren tief sich beugende Clienten; gibt keinen Banquier mehr, der seinen Maler, Dichter oder Musiker zu besitzen, sich rühmen könnte. Die Zeit, wo in allen großen Häusern neben dem Kinderlehrer und dem Beichtvater von Madame der „Hauspoet“ sein Couvert fand, ist verschwunden, um hoffentlich nie mehr wiederzukehren. In unsern Tagen ehrt der Künstler den ihn einladenden „Amphytrio“ in gleichem Grade, als er selbst durch die Einladung sich geehrt fühlt. Er ist eine Zierde der Gesellschaft, in der er auf den Fuß vollkommener Gleichheit sich aufgenommen sieht; nicht aber ihr Spielwerk. Man benützt seine Unterhaltung, seine Einsichten, prunkt vielleicht etwas mit seinem Rufe; die Rollen aber sind gewechselt, und gewöhnlich ist jene des Schmeichlers in unsern Tagen nicht mehr die dem Künstler beschiedene.

Seit der Restauration fühlten die Künstler ihre Bedeutung; sahen ein, daß sie in der Welt eine eigene, jene der Intelligenzen, bilden; daß sie die Meinung hegen sollten, diese hre Welt werde jene andere dereinstens beherrschen, und ihr Gesetze vorschreiben, glaube ich nicht: bis zu solchem Grade hat jene Eitelkeit, deren man, indeß man dieselbe so vielen Leuten, bei denen nichts sie rechtfertigt, oder mindestens einigermaßen entschuldigt, vorzurücken sich gar nicht einfallen läßt, die Künstler so sehr bezüchtigt, sie nicht verblendet. — Sie sahen ein, daß man sie nicht begriff, und in der Gesellschaft,

wenn man sie in deren Kreisen auch gern sah, sie selbst auszeichnete, sie dennoch als Fremdlinge, deren Sprache man nicht verstand, neugierig begaffte. Sie besorgten in jenen Zustand, aus dem die Revolution von 1789 sie erlöset, wieder zurückzusinken; schlossen, von jener im Jahre 1815 begonnenen Ordnung der Dinge in den Pariser Salons ihren endlichen Rückfall in jene schmähliche Lage, aus der sie dreißig Jahre früher sich emporgerungen, befürchtend, sich inniger aneinander, und gruppirten sich zu einer consistenten Masse.

Ihnen war, man muß dieß bekennen, die Restauration eine Glücksepoche, mit der keine andere, jene des Directoriums etwa ausgenommen, sich vergleichen läßt: Volle Freiheit der Kunst und des Künstlers.

Nicht ganz so war es unter dem Kaiserreiche gewesen. Die Kunst sah auf einen gewissen „officiell" vorgezeichneten Typus sich beschränkt; sie durfte diese Schranke nicht überschreiten, wollte sie die Ungnade eines Gebieters vermeiden, der eine Art classischer Polizei, wie die andre mit Disciplinirung der öffentlichen Meinung, mit jener des Genie's beauftragte. Allerdings ehrte Napoleon den Künstler: David ward Baron; Vien war Senator; Fontanes, Berthollet und Monge vergesellten mit ihren Namen den Grafentitel, den solchen Männern übrigens Niemand beilegte, den Secretär-Archivisten des Senates etwa, und, ich glaube, auch Herrn v. Sémonville ausgenommen, der, um in Sachen der Etiquette sich zu verfehlen, zuviel feine Lebensart besitzt; — alles aber, was im Senate nicht Sitz, noch in den Antichambren der Tuilerien Zutritt hatte, hielt die kaiserliche Aristokratie in gemessener Entfernung. Gerard *) stand jenem Herzoge,

*) Baron Gerard ist der Sohn des Hausmeisters eines berühmten Admirals, Suffrens. Daß ich aus dieser plebejischen Geburt keine, Gerard nachtheilige Folgerung ziehen wolle, ist sicher einleuchtend; ich lege diese Thatsache nur als Beitrag zur Kunst

der, gleich dem berühmten Künstler, Sohn eines Hausmeisters, keineswegs gleich; das Schlachtfeld hatte den schlichten Officier emporgehoben; des Malers glänzende Erfolge im Louvre aber vermochten dessen „Roture" nicht zu ändern. Wie vor der Revolution, war der Geburtsadel vom erworbenen geschieden; so wollte es der Kaiser; man mußte, wollte man nicht, wie Lemercier, für einen Wilden oder Narren gelten, sich fügen.

Nach der so ungenirten Herrschaft des Directoriums, war dergleichen ohne Zweifel höchst drückend. Auch gewöhnte man sich nur sehr unbeholfen an dieß „Regime;" die Zueignungs-Episteln der meisten der in jener Zeit erschienenen Werke sind in der That ungemein lächerlich. Der Autor und derjenige, dem seine Arbeit gewidmet, gebärden sich in jenen Zueignungen gleich verlegen; jenen drückt das künstlich Gesuchte seines Lobes, diesen die so seltsame Huldigungen ihm zuwendenden Titel und Würden.

Nach dem Kaiserreiche entledigten die Künstler sich aller ihnen längst so lästigen Beschränkungen, und erlangten ihre frühere Unabhängigkeit wieder. Die ganze Nation strebte der Freiheit zu; das Streben der Künstler überflügelte noch jenes der Nation. Einige aus ihren Reihen hervorgegangene Höf-

---

geschichte hier nieder; beleidigen kann sie hoffentlich Niemand. Baronet John Perceval war Kleiderhändler; Sir Ralph Josline, bei seiner Ernennung zum Ritter des Bathordens, Tuchhändler; der Salzfleischhändler William Horne ward Baronet. Die Abkömmlinge jener „Industriellen" suchen den edlen Lords, an deren Seite sie im Parlamente sitzen, den Ursprung ihres nur bis zum fünfzehnten Jahrhundert hinaufreichenden Adels keineswegs zu verheimlichen. Sollte man irgend glauben, eine Art aristokratischer Jämmerlichkeit bestimme mich, an die Geburt Baron Gerard's zu erinnern, so beeile ich mich zu erklären, daß eine solche Anmaßung Niemanden übler als gerade mich, den Sohn eines Maklers, und den Enkel eines Bäckers zu Lyon, kleiden würde!

linge schmeichelten zwar Ludwigs XVI Brüdern, die sie jedoch, das Schloß verlassend, verhöhnten; einige Gelehrte verkauften ihre Federn zwar einer durch ihren, dem Auslande entstammten Ursprung entwürdigten, auf alles Antinationalste sich stützenden Regierung; die Mehrzahl der Künstler und Gelehrten aber blieb so schmählicher Erniedrigung ihrer Würde fremd. Der Krieg verlieh den Künstlern eine, lange Zeit Andern durch ihn zugetheilte Wichtigkeit wieder, sie wußten dieselbe zu benützen. Viel, ich muß, da Wahrheit mir höher als alle Rücksichten gilt, dieß bekennen, that die Regierung der Bourbons für Künstler und Gelehrte; sie verwandte bedeutende Summen, bestellte Gemälde, Statuen, Porcelain, Teppiche, verlieh Dichtern, politischen Schriftstellern Pensionen: nicht an Freigebigkeit mangelte es, nur an Beurtheilung. Man mußte nur gerecht belohnen, nur mit einer gewissen Kunstintelligenz, die man leider aber nicht hinreichend besaß, ermuntern; statt dessen „protegirte" man. Ein wohlwollender, von redlichen Gesinnungen erfüllter Edelmann erhielt jene Stelle, die einen Mann des geläutertsten, erhabensten Geschmackes und hohen Geistesschwunges, erheischte. Dieser Mann hatte, wie man zu sagen pflegt, „eine sehr unglückliche Hand," und besaß eine „Bonhommie," die jenes so sarkastische Volk, mit dem er zu schaffen hatte, denn doch etwas allzunaiv finden mußte. Er war der gehorsamste Diener einer in Karls X Gemüthe vorherrschenden Idee; erlaubte sich, um dem Könige zu gefallen, Dinge, die den Spöttereien das reichste Feld darboten; verfügte über ein, sehr mittelmäßige oder durch ihre Sujets dem Volke mißfällige Gemälde theuer bezahlendes Budget; wollte die, gleich einem Polypen wieder auflebende, und, um die sie Verstümmelnden zu ersticken, tagtäglich neue Arme treibende Presse ertödten; kurz machte in einer Zeit, wo jeder großen oder kleinen Autorität, verständig, ernsterwägend, ich könnte sagen, geistreich zu seyn, so hohes Bedürfniß war, sich lächerlich. Gegen Hrn.

de La Rochefoucault ungerecht zu seyn, würde mich betrüben; mehre Künstler und Gelehrte verdankten ihm manches; allein meiner Ansicht nach benachtheiligte seine Verwaltung die Künste. Die so vorzüglichen, der Epoche so ehrenvollen Arbeiten im Innern des Louvre wurden, während de La Rochefoucault an der Spitze des Departements der schönen Künste stand, bewerkstelligt; allein ich weiß recht wohl, welcher Antheil am Ruhme jener Arbeiten ihm selbst gebühre; kenne eben so genau den Antheil Forbin's und Cailleux's, die sich hinter dem Portefeuille des Dirigenten, in der That nur allzubescheiden, verbargen.

Das Bedürfniß, sich zu sehen, seine Gedanken sich gegenseitig mitzutheilen, Neues zu schaffen, oder der romantischen Tendenz entgegenzuarbeiten, flößte die Idee der ersten Künstlervereine, die wir so höchst anziehend gekannt, ein; übrigens wollte man auch denen, durch Macht und Vermögen, Glücklichen der Erde beweisen, daß man ohne sie recht wohl leben, und sich amüsiren könne. Man wollte diese Günstlinge Fortunens dahin vermögen, das Vergnügen, im Künstlerkreise Genüsse, deren ihre goldflimmernden Salons entbehrten, zu finden, als eine Vergünstigung nachzusuchen. Dieß geschah denn auch wirklich, und wir sahen im Jahre 1827 alle erlauchtesten Firmas der Aristokratie, bis zur Zudringlichkeit selbst, Einladungen zum Maskenballe einer Schauspielerin nachsuchen. Nur wenige dieser Erlauchtheiten erlangten, was sie so eifrig gewünscht: Demoiselle Mars ertheilte in höchst tongemessener Weise jenem Hofe, der wahrscheinlich die Meinung hegte, die Künstlerwelt werde sich durch seine huldreiche Theilnahme an ihren Freuden eines Carnavaltages nur allzuhöchlich geehrt glauben, eine in der That sehr geeignete Lehre.

Jener Ball, Mittwoch den 21 März 1827, war ganz köstlich. Die Festgeberin hatte die Blüthed er Künste und

Literatur eingeladen, und machte die Honneurs ihres Salons mit der ihr so eigenthümlichen Grazie, Zartheit und anmuthig eleganten Weltgewandtheit. Nicht angemessener empfing „Celimene" die „Marquis;" Celimene aber war medisant; die Mars dagegen ein Engel treuherziger Güte.

Die gewähltesten, sinnreichsten Costümes, geistreiche Vermummungen, nationale und ausländische Quadrillen, originale Carricaturen, piquante Bouffonerien verliehen dieser Carnavalfête unnennbaren Zauber. Auch die Parodie hatte an diesem sinnreichen Zusammenstreben witziger Erfindungen ihren reichlichen Antheil; um jedoch der Bigoterie selbst kein Aergerniß zu geben, hatte Demoiselle Mars alle auf Mönchswesen bezüglichen Masken verbeten; kaum erlaubte sie Jouy in eben jenem Eremitengewande, in das er fünfzehn Jahre hindurch seine Muse eingehüllt, zu erscheinen. Der Olymp dagegen mußte zur Zielscheibe dienen; unbändiges Gelächter, in das selbst unsere classischen Poeten einstimmten, begrüßten den Theateradel einer grotesken Diana und eines eben so grotesken Apolls; den schwerfälligen Flügelschlag des gleich einem Financier aus Molière's Zeiten costümirten Zephyrs, und die süßlich minaudirenden Drohungen eines, Watteau's und Boucher's Nachahmungen entliehenen Amors. — Der Masquerade folgte der Ball, und nur allzuzeitig überraschte der Tag mitten unter diesem so unendlich fröhlichen Treiben einen Verein, den kein Zügel langweilender Etiquette in seinem Frohsinn gestört, in dem dennoch jeder Gast als den Convenienzen und der Sitte des „guten Tons" sich sorgsam huldigend bewährt hatte.

Der früheste aller jenem nachgefolgten Künstlervereine war, glaube ich, jener des „Foyer des Feydeau-Theaters;" Hoffmann dessen Seele; mit seinem Tode hörte er auf. Feydeau ist ebenfalls entschlafen, mit ihm die „Opera Comique," die, nach der Rue Ventadour verbannt, einem „Siechthume des Gurgelstocks" erlag. Die „Opera Co-

mique" wollte gegen die „große Oper" und das „Theatre Italien" ankämpfen; ihre physische Organisation aber untersagte derlei Anmaßungen: ihre in der Tiefe, wie in der Höhe nicht mehr taugende Stimme genügte kaum den kleinen Arien des Repertoirs; dieß hatte die „Kranke" nicht erwogen. Um glauben zu machen, sie singe hoch und kräftig, echauffirte sie sich, ward heißer, und am Ende erging's ihr, wie den armen Hänflingen, die gegen eine Nachtigall anschreien!

Da mein gegenwärtiger Artikel kein Nekrolog seyn soll, werde ich bei der „Opera Comique" nicht länger verweilen; eine behagliche Erinnerung an jenes Foyer des Feydeau-Theaters, das eine der interessantesten Reminiscenzen der letzten fünfzehn Jahre meinem Gemüthe darbeut, sey mir indeß verstattet. Dort sah ich recht jämmerliche, von des Theaterpersonals kleinlicher Eitelkeit recht ernst genommene Intriguen sich durchkreuzen; drei „Claqueurs-Chefs," deren entscheidenden Einfluß das Publicum gar nicht ahnte, dramatische Reputationen begründen. Eben dort sah ich politische Parteien sich reiben, Theater-Coterien sich befehden, nach der Regierung der „singenden Republik" strebende administrative Factionen im Kampfe, sich erbittert verfolgen, sich gegenseitig auspfeifen lassen, am Ende versöhnt sich umarmen, um alsbald von neuem sich auszupfeifen, sich zu verhöhnen, gegenseitig mit größter Erbitterung sich zu verfolgen. In jenem Foyer war Leben, Mouvement, die ganze Welt mit ihren guten und thörigen Leidenschaften, ihrem tiefen Hasse, und ihren Politessetransactionen zu erschauen. Der Mehrzahl galt dort die Kunst selbst nur wenig, nur einige Wenige huldigten ihr mit Schwärmerei. Wie der Kunst, erging's der Liebe. Zwei Actricen liebten, alle übrigen — hatten Liebhaber. Duelle zwischen Freiern, um ein und dasselbe Herz, gab es nicht; im Feydeau-Theater war die Liebe ein ganz bürgerliches Gefühl, mit dem man nur, um es zu bespotten, sich befaßte!

Das Foyer des Feydeau-Theaters war einer der angenehm-

nehmsten Pariser Salons. Der „Bon Ton" war dort Regel, nicht aber jener „Bon Ton," der der „Causerie" ihre Freiheiten, Witzworte, ihre lebendigen, beißenden Scherze untersagt, sondern der geistreiche, anmuthige, — der ächte „gute Ton." Diese offene, freimüthige Munterkeit, diese amusanten Unterhaltungen, — sie waren im höchsten Grade köstlich! — Den Vorsitz dieses kleinen Freundeclubs führte Hoffmann, der gelehrte, originelle, caustische Spötter Hoffmann; er, der mit seiner maliciösen Grazie alles besprach jede Lächerlichkeit, die er in seinem Wege fand, mit seiner Voltaire'schen Satyre durchhechelte, das Paradoxe bis zur Thorheit liebte, hinreißender, liebenswürdiger, vielleicht noch gewandter als Mehul selbst, erzählte. Theater, Reisen, Politik, Magnetism, Geschichte, Musik, Medicin, alles wußte Hoffmann zu handhaben; alles bot zu tief eingreifenden, oder scherzhaften Discussionen ihm den Text. An jedem Abende umringte ihn ein, wie Properz elegant sagt, „suspensis auribus" ihm lauschender Zuhörerkreis. Und doch stammelte er; eben dieß Stammeln aber lieh seinem Vortrage einen Reiz mehr; er wußte sogar diesen organischen Fehler gar wohl zu benützen, und ihm komische Effecte abzugewinnen.

Hoffmann zur Seite stand Garat, ein gewaltiger Erzähler aus den Zeiten des alten Hofes und der Revolution, der die kindische Geckheit einer sechzigjährigen „Petit-Maitresse" mit der Würde des Künstlers und dem Witze eines Gascogners von gutem Tone paarte. Trat er, den gekrümmten Rücken in seinem jugendlichen „Elegantsfrack" eingeschnürt, die Hände in den Hosentaschen, mit schwankendem Schritte, ohne Jemand zu grüßen, in das Foyer, so erregte er ein unwillkürliches Lachen. Sang, sprach, hofmeisterte, oder ermunterte er aber seine Zöglinge, so mußte man diese Kraft, diesen Eifer, diese Leidenschaftlichkeit, diese energische Seele,

dieß Talent der Analyse, diese mit einem grotesken Aeußern in so frappantem Contraste stehende Feinheit bewundern.

Wer Garat nur augenblicklich sah, dem erschien er als lächerlicher Geck, als anmaßungsvoller Pinsel; dem ihn Studirenden dagegen als ein Genie, in dem die Kraft des Mannes, die Coquetterie des Weibes, die Launen des verzogenen Kindes sich paarten.

Garat war mir gewogen; ich glaube, er wußte mir Dank, daß ich ihn begriffen. Zuweilen vertraute er mir die Bekümmernisse seiner Eigenliebe, sprach mir vorzugsweise von öffentlichen Angelegenheiten, und nannte mich den Beichtvater seines „politischen Gewissens.“ Zwanzig Anekdoten, die sprechender als jenes trockene, kalte Gemälde, das ich hier skizzirt, ihn darstellen würden, könnte ich erzählen, beschränke mich indeß auf zwei, ihn sehr bezeichnend schildernde Anekdoten.

Einst traf ich ihn in einer jener Garderoben, die ihn zum Sprüchworte *) gestempelt, auf dem Boulevard. Ich sprach ihn an; in demselben Augenblicke gesellte Kreutzer, den der Zufall daherführte, sich zu uns. Es war im Sommer, köstliches Wetter, alles wimmelte von Spaziergängern. Langsamen Schrittes, dessen Gewicht ich gar wohl kannte, da Garat, gleich einem Blinden, oder vom Schlagflusse Gelähmten, an meinen Arm sich zu hängen nie ermangelte, dahinwandelnd, geriethen wir ins Plaudern. Mit Kreutzer und Garat von was Anderm als Oper, Musik, Gluck und Mozart reden? — Garat erzählte uns den dem Tondichter der „Armida“ vom Opernsänger Cheron eines Morgens abgestatteten Besuch. Cheron dankte, von einer ihm bestimmten Arie, in der Gluck seine ganze Energie entfaltet hatte, entzückt für diesen ihm als Sänger beschiedenen hohen Ruhm, und schloß mit den enthusiastischen Worten: „Ich fasse diese

*) Le Cidevant Jeune Homme.

hohe Fülle von Kraft nicht!" Gluck, der noch im Bette lag, warf die Decke weg, sprang auf, und zeigte dem Sänger, ohne ein Wort zu äußern, sich ganz nackt. Cheron beugte sich tief und entfernte sich mit den Worten: „Nun freilich begreife ich . . .!"

Garat erzählte diese Anekdote ziemlich trübsinnig; früher hatte ich sie mit einer Lustigkeit, die sein südliches Temperament noch erhöhte, von ihm gehört. Ich bemerkte ihm: „Sie sind nicht heiter, Ihnen liegt irgend etwas im Sinne?" Er faßte mich mit Heftigkeit beim Arm, deutete mir auf die unsere kleine Gruppe gar nicht beachtenden Spaziergänger, und stöhnte seufzend: „Die Undankbaren! Vor zwanzig Jahren noch wären sie nicht, ohne meine gelben Stiefel zu bemerken, vorübergegangen!"

„Die Undankbaren!" Mir lag darin immer etwas Sublimes, eine Art von Schmerz, von coquettem Unglück, die durch Rückerinnerung an jene Zeit, wo Garat die Mode angab, sehr begreiflich erscheinen. — Unser Freund vermochte sein Schmollen nicht zu bemeistern, er verließ uns mit dem wiederholten Ausrufe: „Die Undankbaren!"

Ich hatte von einem vertrauten Freunde Garat's erfahren, daß er seit mehreren Jahren Mademoiselle Duchamp nicht mehr mit jener Achtung und Gefälligkeit behandle, die eine Dame, welche ihre blühende Jugend aus Kunstenthusiasmus einem Greise geopfert, von demselben zu erwarten berechtigt war. Ich erlaubte mir, Garat diese Vernachlässigung sehr lebhaft zu rügen; er wußte gegen meine Vorwürfe sich nicht zu vertheidigen, äußerte mir endlich aber, nachdem er einige Worte ohne Zusammenhang herausgestottert, mit innerem Grimme: „Die Unglückliche ist ja taub, ich kann nicht mehr mit ihr singen!"

Kehren wir zum Feydeau-Foyer zurück. Nach Garat kam Darcourt, ein alter Schauspieler, der des Königs von Preußen erster Maler und Komiker gewesen, und von

vielen Thatsachen redend, mit Lafayette sagen konnte: „Ich habe dieß von Friedrich dem Großen selbst.“ Von Darcourt erfuhren wir, daß der Philosoph von Sanssouci im Gespräche mit Jemand ein Vergnügen daran fand, einen Rockknopf nach dem andern ihm abzudrehen. — Friedrich beschenkte seinen ersten Komiker mit der Sammlung seiner Gedichte in zwei Bänden; auf einem der ersten Blätter dieses Werks befand sich ein begleitendes Handschreiben des Monarchen; wem nach Darcourts Tode der Besitz dieses merkwürdigen Bibliothekstücks geworden, ist mir unbekannt.

Darcourt war der Nachfolger des „Regisseur-Général“ Camerani gewesen; alle Sammlungen von „Facetien“ wimmeln von Camerani's originellen Repliken. Elleviou nannte er, als den Despoten der „Opera Comique,“ den Kaiser. In den Proben speiste er auf der Bühne Macaronis. Gegen die „Komödien-Väter“ hegte er einen unbändigen Abscheu; wäre es nach seinem Sinne gegangen, so hätte man sie sammt und sonders in Soubretten umgestaltet. Als Ludwig XVIII, im Feydeau ihn erkennend, die Worte: „Sieh da, Carlin!“ zu ihm sprach, tödtete den Glücklichen schier die Freude. Camerani's Commentar jener Aeußerung war höchst komisch. „Der große König,“ bemerkte er mit seiner Emphase und seinem mit italienischen Accenten geradbrechten Französisch, „hat mich gefragt: Wie geht's dir, Camerani? Er hat mich Carlin genannt; das will so viel sagen, daß ich als Carlin ihm sehr gefallen, und daß er dieß Vergnügen im Exil und den langen Leiden seiner Familie nicht vergessen habe. Frankreich ist recht sehr glücklich, einen Monarchen von so vielem Geiste, Geschmack und Gefühl zu besitzen!“

Soll ich alle „Habitués“ unseres Cirkels der „Rue des Colonnes“ aufzählen? Da war Perpignan, ein wahres Seitenstück zu Falstaff, nur weit feiner, weit geistreicher, weit cynischer als „Heinzens“ Lehrmeister; der Orchester-

Musiker Bouvier, in den köstlichsten „Chargen" unerschöpflich; Madame Gavaudan, deren Geist und Witz in Privatunterhaltungen jenen auf der Bühne noch weit übertraf. Ferner Emmanuel Dupaty, Dichter des achtzehnten, — Bürger des neunzehnten Jahrhunderts, der uns mit Fragmenten einer trefflichen Satyre über die Restauration unterhielt, und in den Pausen unsere Damen mit allerliebsten Madrigaux, die sie den Bonbons und kleinen Bijous des reichen, gutmüthigen Kiesner und Horace Vernets Blumen fast noch vorzogen, regalirte; Julliet, auf der Bühne so natürlich, in seinen geselligen Beziehungen so ehrlich, ein so herzguter brüsker Murrkopf, in seinen Urtheilen beim Comité der Vorlesungen von angebotenen Theaterstücken so sehr Sonderling; Chenard, mit Sechzigen so munter als im Dreißigsten, glücklicher Besitzer einer ganz charmanten Sammlung, seine Loge zierender Originalzeichnungen, deren er, da Gaben der Freundschaft dem Empfänger heilig seyn müssen, mit Unrecht sich entäußerte. Ferner: der schwermüthige, vielleicht durch das Andenken der Societät Jesu, zu der ihn, der Sage nach, schwärmerische Jugend verlockt hatte, noch verfolgte, und um komisch zu erscheinen beim Auftreten mit Gewalt sich selbst bemeisternde Moreau; Martin, der einzelne Töne anschlug, seine köstliche Stimme in der geselligen Discussion aber übrigens fast ängstlich schonte; Nicolo, der, eine lange Künstlerzukunft verheißend, der Liebe und seinen Melodien sehr früh erlag. Dann Mama Gontier, gut, natürlich, die auf der Bühne, ehe sie eine ihr etwa zweideutig scheinende Arie sang, sich bekreuzte, die, allen und jeden Cabalen durchaus fremd bleibend, trefflich spielte; nach ihrem naiven Ausdrucke, gleich einer guten Bürgersfrau der Rue Sant-Denys sich gehen ließ, und am Ende Allaire, den „Lacare" der „Opera Comique" heirathete; Madame Belmont, so geistreich als die Gavaudan, aber zarteren, minder raschen Witzes. Paul Dutrech, der wohlbeleibte

Liebesritter, nur von Maschinen und Decorationen träumend; Huet, nach der von Paul ihm streitig gemachten Dictatur rastlos trachtend; Gontier, der, hinsichtlich seiner Zukunft im „Gymnase," alle Welt täuschte; Madame Rigaud, die eine, indem sie als Mademoiselle Palar, das für die junge, reizende More (Madame Pracher) enthusiastische Publicum halb für sich zu gewinnen wußte, mit so glücklichem Erfolge begonnene Laufbahn so schnell wieder verließ. Ferner: Ponchard, der vollendetste aller französischen Sänger, den wir beginnen und enden sahen; der seine sonst schwache Stimme, wie Paganini die einzelne G-Saite, zu benützen wußte; Madame Lemonier, für die als Mademoiselle Regnault, Boildieu einen Theil seiner graciösen Musik schrieb; Cherubini, in seinen mit piquanter Originalität ausgesprochenen Urtheilen so discret; Madame Boulanger, einst schmächtig, leicht, lebendig, Witz und Laune sprühend, von Gretry, wenn er sie in seinem „Tableau Parlant" hörte, mit Freudenthränen oft umarmt; gegenwärtig jenem Grame, dem sich hingebende, getäuschte Herzen endlich erliegen, zur Beute; auf der Bühne noch immer geistreiche, anmuthige Schauspielerin, gegen das Fach der „Duegna's," in dem sie vollendet seyn wird, sich sträubend. Dann Madame Duret, die Nicolo, wie Boildieu die Regnault, als Organ seiner Musik sich erkoren; Mademoiselle Jenny Colon, jung, reizend, blühend, bezaubernd, die, kaum so groß als die älteste der Kinder, womit seitdem der Liebesgott sie beschenkt, das Feydeautheater betrat. Ferner: Madame Desbrosses, der Gavaudan Erbin; Ellevion, der dem Theater entsagt, von Agronomie redend, und seinen gleich jenem Gavaudan's mit Silberhaaren bedeckten Schädel noch mit Grazie bewegend; Darboville, den die Provinz der Hauptstadt abgetreten, wo sein zwar jenem Martin's nachstehendes, das Baptiste's aber, der übrigens eine recht hübsche Stimme besaß, übertreffendes Talent, nicht

lange glänzte; Darboville, der, als er im Jahre 1815 sich mitten in die Stürme der politischen Leidenschaften gestürzt, im Augenblicke, als man ihn verhaften wollte, im Costüme des „Tulipano,“ den er eben spielte, vom Lyoner Theater entfliehen mußte; der so köstlich erzählende Nanteuil, einer der Schriftsteller der „vaudevillisirenden“ Generation des Directoriums, die der öffentlichen Geschäftslaufbahn Martignac, Etienne und einen der letzten Minister Karls X, jenen Präfecten und Baron Capelle, lieferte, der durch Nanteuil's und Etienne's Protection, unter Maret's, Herzogs von Bassano, Auspicien, in die politische Welt eintrat; Berton, Carlo Vernet, so fruchtbar in Calembourg's als sein Vater, der berühmte Joseph, der Carlo ein Wortspiel mit drei Francs bezahlte; der ehrliche, gute, sublime Talma; Bouilly; der in seinen Beziehungen als Mensch und Künstler so sanfte Boildieu; Picard, weit minder „Bonhomme,“ als er zu seyn affichirte; Alexandre Duval; der herrliche Organist Benoit; der liebenswürdige Strunz aus München, zarter Künstler und tüchtiger Geschäftsmann, den ich im Jahre 1830 im Dienste der „Vivres et Fourrages,“ bei der Algier'schen Armee, auf Majorca antraf; Picot, Auber, Herold, Chollet, Vicentini, Planard, Alaux; Panseron, der lustige Tyrann des alten, leichtgläubigen Darcourt; Doctor Marc, Truchot, Xavier Leprince, Fetis, Scribe und so viele andere! — Tage der köstlichsten Vereine, was ist aus euch geworden?!

Ciceri, der unseren Feydeau-Abenden den Tribut seiner geistreichen Munterkeit beitrug, versammelte die Künstler seiner Bekanntschaft in seiner Wohnung; ein Tag in jeder Woche sah in seinem Salon alles in Künsten und Wissenschaften damals Ausgezeichnetste vereint. Dort auch begannen jene Sitzungen pittoresker Improvisation, in denen der Künstler, während dem Abbrennen eines Lichtstümpchens, zu

einer vollständigen Zeichnung, der Inspiration eines Augenblicks, sich so zu sagen verdammte. Dort war es, wo das „Album des Charges" mit den besten, von Isabey, Vater, Horace, Carlo Vernet und Ciceri so höchst originell gedachten und ausgeführten Carricaturen sich bereicherte. Alle „Habitués" des Hauses „saßen" einem jener Künstler, und ließen auf den Blättern des „Albums" die ergötzlichen Skizzen ihrer durch das Prisma einer „callotisirten" Phantasie aufgefaßten Gesichtsbildungen zurück.

In jenem „Cahier de Charges" war Lafont, der Geiger, in den Hals einer Violine eingeschachtelt, dessen einwärts gebogene Krümmung mit fratzenhafter Treue seine Gesichtszüge nachbildete. Ich schildere sie nicht, denn ich darf, da ich Lafont's vertrauter Freund nicht bin, mit dem „Carricaturisten" nicht rivalisiren wollen, und wenn ich das Glück hätte, noch unterhaltender als jener Zeichner zu seyn, würde Lafont mit Recht über ein Signalement, das unser Freund Porte allein ungerügt in seinem Paßbureau sich erlauben dürfte, sich zu beklagen volles Recht haben. Nach Lafont kommt Ciceri selbst, in seiner baumwollenen Nachtmütze, im Bette, worin der Bruch seines linken Beins ihn so lange gefesselt hielt; sein an eine ungeheure Nase geknüpfter kleiner Schädel muß jedem Beschauer das herzlichste Lachen entlocken. — Eine Perücke auf dem Gipfel eines pyramidalen Scheitels, wie die Haube auf dem Haubenstocke eines Modemagazins; eine vorspringende, das von ihr überragte Kinn, wie der gewaltig umgebogene Rand eines Weihwasserkessels diesen Behälter des „heiligen Wassers," dominirende Unterlippe, — dieß Bouilly's Signalement. Der Zeichner stellte ihn, vielleicht um die von Witzlingen dem Verfasser des „Abbé de l'Epée" beigemessene „hydraulische Empfindsamkeit" oder Thränenpresse-Tendenz zu widerlegen, in ausgelassen munterer Laune dar. Am Lächeln eines mit großen Zähnen reichlich versehenen Mundes, an der langen, spitzen Nase, schwarzen, weit offenen

von dichten Augenbraunen gleicher Farbe beschatteten Augen; an einer, in diesem carrikirten, aber ähnlichen Ganzen eine wichtige Rolle spielenden Warze, erkennt man Zimmermann den Aeltern, von dem Gros einstens ein merkwürdiges Portrait lieferte. Noch drolliger, als mit dem eben genannten, berühmten Piano-Professor, sprang die „Charge" mit Joseph Habeneck um. Eine, mit der Horizontallinie der Augen einen Winkel von zwanzig Graden bildende Brille senkt sich auf eine der Wangen herab, und zeigt auf dieser Seite ein erloschenes Auge vom seltsamsten Ausdrucke; aus dem offenstehenden Munde ragen pittoresk die Zähne hervor, gleich den irregulären Baumstrunken eines etwas über dem Boden abgeholzten Waldes, in einem der Winkel ist die Zahnlücke durch einen recht dunkeln, viereckigen Sepia-Fleck angedeutet.

Doch warum jene köstlichen „Croquaden," von denen ich, mit dem allerbesten Willen, dennoch keine entsprechende Idee zu geben vermöchte, noch länger analysiren? Ciceri's groteskes „Album" selbst muß man sehen! Noch eine andere Sammlung verherrlichen die Improvisationen aller Talente in Malerei, Sculptur und Architektur; ich meine das „Album" (Stammbuch?) von Madame Ciceri; es verdankt den Soirée's der „Menus Plaisirs" *) sein Daseyn. Um, mit Pin-

*) Schon vor dem Ende der Regierung Karls X gingen die „Menus Plaisirs" ein. Die Restauration hatte jene alte Benennung um die „Surintendance" der Feste und Schauspiele des Kaiserreichs nicht fortzusetzen, wieder hervorgesucht. Die königlichen Theater, die Capelle des Königs und der Leichenpomp lagen in den Attributionen des Intendanten der „Menus Plaisirs." Das „Ridiculo" brach dieser Institution den Stab. Eines Tags erschien auf den Mauern des an das „Conservatoire" (Rue du Faubourg Poissonière) anstoßenden Gebäudes der „Menus" ein giftiges Epigramm, das, wie ich glaube, zum Eingehen jenes vom Vicomte Papillon de la Ferté, dem Erben der Charge seines Herrn Vaters, dirigirten Institute nicht wenig beitrug. Vories

seln, Crayons, Papier, Tuschen und Sepia versehene Tische gereiht sah ich, außer Horace Vernet, Isabey und Ciceri selbst, Bouton, Daquerre, Alaux, Picot, Thomas, Desmoulin, Watelet, Hippolite, Leconte, Atoch, Nicolle, Joly, Xavier Leprince, Gericault. Während sie zeichneten, ließen im angränzenden Saale Virtuosen vom ausgezeichnetsten Verdienste, glänzenden Erfolgen bestimmte angehende Sängerinnen, Sänger, die der großen lyrischen Theater Glück gründeten und förderten, sich hören. Mademoiselle Cinti*) begann dort ihren Ruf; Mademoiselle Naldi, seitdem Gräfin Sparre, entschädigte uns damals bereits für das frühe Ausscheiden jener durch ihre Vermählung dem öffentlichen Musendienste entzogenen Virtuosin aus dem Kunstgebiete; Garcia bot unserem innigsten Beifalle seine, Malibran's Namen einst Berühmtheit zu verleihen bestimmte junge Tochter dar; Madame Dabadie übte dort ihre einige Jahre hindurch in der „großen Oper" glänzende Stimme ein; Madame Albert-Him erregte damals noch durch ihre Reize und den Zauber eines Talents, das man gegenwärtig, wo der Gesang der Vollendung höchste Stufe erreichte, nur wenig mehr würdigen würde, unsere Bewunderung; Nourrit Vater, und Lays beschlossen dort die Bahn ihres Ruhms; Nourrit, Sohn, und Levasseur präludirten dort bereits dem ihrigen.

---

und seine edlen Schicksalsgenossen sollten auf dem Schaffote des Grèveplatzes für die Freiheit bluten. In der Nacht vor der Hinrichtung zeichnete eine Künstlerhand unter der, über dem Eingange der Intendanz der „Menus" figurirenden Inschrift, eine Guillotine, mit der Gestalt eines gekrönten Henkers. Diese Guillotine und die Worte: „Menus Plaisirs du Roi" bildeten einen schauderhaften Contrast. Zwar beeilte man sich, die Guillotine auszulöschen, jener giftige Witz aber blieb dennoch unvergessen.

*) Madame Cinti-Damoreau, jetzige Primadonna der großen Oper.

Wie in allen Salons, kamen auch bei Ciceri Tanz und „Ecarté" an die Reihe; eine Eigenthümlichkeit des Hauses unseres berühmten Decorationsmalers aber waren „lebende Chargen," die späterhin bei Duval-le-Camus noch größere Ausdehnung gewannen. Bald aber erdrückte die Masse der Welt- und Hofleute in den Appartements des Opera-Malers die Künstler, und er sah seine Soirée's einzustellen sich genöthigt. Den Freunden indeß öffnete er sein Haus wieder, es ist noch heute ein den Künsten gewidmeter Tempel.

Ich habe Duval-le-Camus erwähnt; hier daher einige Worte über seine Soirée's. Ihr Charakter unterschied sie in etwas von jenen Ciceri's. Die Demokratie der Künste war dort wesentlicher repräsentirt, die Gesellschaft zwar eben so gewählt, ihr Ton aber ungenirter; indeß ward er nie ausgelassen, dessen unerachtet aber hauste in jenem Kreise der hingebendste, heiterste Frohsinn. Camus fünfte Etage, Rue Vivienne, erlebte Fêten, deren Andenken ihren Theilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Die Hauptacteurs jener „lebenden Chargen" waren Plantade, Sohn, Dugazon, Grenier, Thomas und Rodolphe, der Erfinder der Affenmaske, der an jenen Künstlerabenden derselben sich weit früher bediente, als Mazurier auf dem Theater de la Porte Saint-Martin sie producirte. Bei Duval auch sah ich zum erstenmale den auf einem am Boden gezogenen Kreidestrich ausgeführten Seiltanz; nichts possirlicher, als Duval, in der Kleidung eines Türken von den öffentlichen Plätzen, seine Balancirstange in der Hand, die „Funambolie" so täuschend darstellen zu sehen, daß man, wenn er das Aequilibre verfehlte, ihn jeden Augenblick herabstürzen zu sehen glaubte. Plantade, als Pierrot, annoncirte das Schauspiel, rieb dem Seiltänzer die Sohlen mit Kreide ein, und begleitete jede Gebärde und Gesticulation desselben mit „Lazzi's." — Mit Concert und Contretänzen wechselten Sprüchwörter und Bauchrednerscenen. Auch bei Duval aber

behauptete sich die Zeichenkunst in ihrem Rechte; dort wie in allen Künstler-Soirée's, wetteiferten Phantasie, Geist, Witz und Talent zu Gunsten der Damen, die sich die bei einem „Lichtstümpchen" zu Tage geförderten allerliebsten Kleinigkeiten für ihre „Albums" erbaten.

Von den Soirée's bei Baron Gerard vermag ich, da ich den Salon dieses berühmten Künstlers nie besucht habe, keinen Bericht zu erstatten; sein feiner Witz und seine höchst anziehende Unterhaltung sollen ein bedeutendes zartsinniges Auditorium bei ihm versammeln. Alle ausgezeichneten Fremden von Rang legen, wenn sie Paris besuchen, auf die Ehre, Baron Gerard vorgestellt zu werden, besondere Wichtigkeit. In diesem Artistenvereine waltet der feinste Welton. — Ganz eben so ist dieß bei Frau v. Mirbel der Fall. Diese Dame, deren bewundernswürdiges Talent die Miniature zur Kunst ersten Ranges adelt, besitzt das Privileg, ihre Gäste ohne alle Ceremonie zu empfangen; ihre anmuthigen Manieren überbieten aber auch bei weitem jede Etiquette. Sehr angenehm ist die Unterhaltung in diesem Hause, dessen Dame, wie einst Madame Recamier die politischen Männer aller Parteien, die Anhänger aller poetischen und Malerschulen mit gleichem Wohlwollen empfängt.

Unter Jenen, die weder die Feder, noch den Pinsel handhaben, den Abenden der Frau v. Mirbel aber zur Zierde gereichen, muß ich den Herzog v. Fitz-James, einen Mann zarten Geistes, höchst gebildeten und kenntnißvollen Kunstfreund, der vom ehemaligen „Grand Seigneur" nur die Politesse und den feinen Ton besitzt, nennen. Seine Unterhaltung ist sehr anziehend, sein Schönheitstact eben so richtig als energisch; er fühlt im Kunstfache innig, und spricht darüber mit einer bei dem Weltmanne nur zu seltenen Leidenschaft.

Ein ehemaliger Wechselagent, der dem Studium der Malerei mit wahrer Liebe sich gewidmet, und in der Land-

schaft ein sehr ansprechendes Dilettantentalent sich erworben, de Betz, gab ebenfalls Soirée's, die ich in dieser kleinen Geschichte jener Künstlerfreuden, an denen mir das Glück meiner Stellung Theil zu nehmen verstattete, nicht übergehen kann. — Auch de Sommerard, Conseiller-Maitre bei der Rechnungskammer, sah Künstler bei sich; diese Soirée's zeichnete jedoch jener köstliche Charakter unserer Wochenfeste bei Ciceri und Duval nicht aus. Bei diesen sahen wir die ausgezeichnetsten Talente durch ernste Parodie uns ergötzen; hörten Tulou mit gleicher Virtuosität, wie er als Landschafter excellirt, Clarinette spielen; Gelineck auf einer Miniaturharfe die melodischen Accorde eines kleinen Baßgeigers von Pappe, dem Panseron, unter dem Tische verborgen, das Talent seines Violoncell's lieh, accompagniren; hörten Schensoeffers Duette mit seinem ein beständiges la angebenden Hunde „Capucin;" sahen Cherubini mit seiner gewöhnlichen kalten Ruhe die durch ein Orchester von Puppen und Jahrmarkts-Trompeten vorgetragene Ouverture des „Demophon" dirigiren!

Soirées, die mir einen ganz vorzüglichen Reiz besitzen, sind jene des „Arsenal." Ob man früherhin, Rue de Sully, bei Frau v. Genlis sich sehr unterhielt, weiß ich nicht; glaube aber, daß man, da jene Dame der Prätentionen und Malice nicht ermangelte, Assauts von Witz und Epigrammen bei ihr lieferte; nichts Aehnliches dagegen findet bei unserem trefflichen Freunde Charles Nodier statt. Dort ist die Ungezwungenheit ächt, und der gute Geschmack ohne jene bei so Vielen ihn benachtheiligende „Manierirtheit." Elegantere Simplicität, ein aufrichtiger sich hingebendes Gemüth, höheres Kunstgefühl als jenes Nodier's, sind nicht denkbar. Seine Unterhaltung wirkt bezaubernd; man hört ihn mit nie ermüdetem Behagen; welchen Gegenstand er auch behandle, er bleibt immer interessant, so viele Ressourcen von Gelehrsamkeit besitzt er; so

mächtig ergreift seine Phantasie; so viele Poesie belebt sein Herz! In Nodier fand ich die orientalische Genialität personnificirt, die unter dem Zelte des Arabers jene entzückenden Erzähler, die unser Europa nur aus entstellten Fragmenten kennt, begeistert.

Uebrigens verleiht nicht allein Nodier seinem Salon jene anziehende Anmuth, die mich dort vor allen andern anspricht: drei, mit Natürlichkeit, Geist und Liebenswürdigkeit ausgestattete Damen theilen sich in die Sorge, seine Freunde zu empfangen, und genügen derselben in der anmuthigsten Weise. Gewiß Niemand verläßt das „Arsenal," ohne der Grazie und liebenswürdigen Affabilität der Gattin Nodier's, der Frau v. Tercy, ihrer Schwester, deren allerliebste Arbeiten die literarische Welt kennt, und der Dame Marie Menessié, Nodier's Tochter, entzückt zu huldigen. In letzterer keimte, wie bei Garat, die Musik früh, trug frühe Früchte, wird sich noch glänzender entwickeln. Das Gepräge ihrer Compositionen ist Originalität; in ihren Victor Hugo's, Sainte-Beuve's, Alfreds de Musset, und Madame Desbordes-Valmore Poesien vergesellten Tondichtungen waltet keine jener, in unseren Kunstüberlieferungen, der Romanze und Chansonnette zugetheilten Formen; man könnte sie durchaus wesentlich pittoresk nennen.

Eine ganz eigenthümliche, jede Schilderung überbietende Ungebundenheit, zugleich aber Zurückhaltung, herrscht in jenen Soirée's, wo alle Nuancen politischer, literarischer und Kunstansichten sich begegnen; ich möchte jene so lebhaften Unterhaltungen wiederholen können, in denen alle Gegenstände mit Talent und Ueberzeugung, ohne daß jedoch einer der Sachwalter über die Form der Verhandlung und des Processes Ausgang zur Beschwerde irgend Anlaß fände, verhandelt werden. Bei Nodier trifft man Gegner, Feinde nie, in seinem Kreise bewahren die Parteien sich ihre Vernunftkraft; entäußern sich aber beim Eintritte der Herbe und

Heftigkeit ihrer Logik; Charles selbst ist ja der Typus des Wohlwollens, und bei seinem verbindlichen Wesen gegen alle würde Niemand einen der Gäste des „Arsenals“ zu verletzen sich erlauben. Selbst in jenen Zeiten der heftigsten Erbitterung, wo man für Monarchie und Freiheit auf Leben und Tod kämpfte; wo die Kunst in neuen Bahnen sich versuchte, und einige leidenschaftliche Gemüther mit Fanatism erfüllte, charakterisirte die Soirée's des „Arsenals“ die nie getrübte Einigkeit dieses gesammten Kreises, und doch fanden dort Theodore Jouffroi und Soulier von Bordeaux, Victor Hugo und Ancelot, Alexander Dumas und Alexander Duval, Lamartine und Anger, Delacroix und Alaux le Romain, Deveria und Gassies, Louis Boulanger und Thomas, und Gott weiß wer noch alles, sich zusammen.

Man disputirte nicht, discutirte nur; tauschte, um Argumente zu maskiren, Scherze aus, erlaubte dagegen nie sich irgend Persönlichkeiten. Ecarté, das Nodier, wie alles, was er betreibt, so ganz beschäftigt; von drei sehr reizenden Damen belebter, von Madame Menessié geleiteter Tanz; einige, aber seltene, da Lamartine und Hugo in dieser poetischen Versammlung das Wort ausschließlich führen, nur zu seltene Vorlesungen füllen die vier letzten Tagesstunden jedes Sonntags aus. Nur allzubald zeigt die Pendule Mitternacht. Man scheidet mit der Zusage, in acht Tagen sich wiederzusehn, und erwartet das Ende dieser „Octave“ mit wahrer Sehnsucht.

Ich breche ab; wollte ich, so hätte ich noch Vieles von einem Salon zu sagen, wo Balzac, mit Originalität von Literatur, von der Küche mit Phantasie redend; der alle und jede Gegenstände so genau analysirende Sainte-Beuve, dessen Schüchternheit den Werth seiner caustischen Bemerkungen so sehr steigert; Weiß, dessen Wissenschaftlichkeit unter „Bonhommie“ sich so geschickt verbirgt; Amadée Pi-

chot, Autor einer höchst anziehenden Reise durch Schottland, dessen Gegenden, Bewohner und Literatur er uns so trefflich schildert; Hr. de Latouche, sinnreicher Schriftsteller, beißender und doch höchst graciöser Spötter, dessen epigrammatisches Salz mit den liebenswürdigen Formen seiner so geschmackvollen Sprache wetteifert; Taylor, dem gegenwärtig, von Aegypten, wie über Frankreich, redend, seine beharrliche Thätigkeit ein bewundernswerthes Denkmal gründet; *) Madame Tastu, der ihr ausgezeichnetes Talent jene widrige, von einigen dichtenden Damen, die ich nicht nennen will, affectirte Suffisance, nicht anzueignen vermochte; der treffliche Maler und Decorateur Gué, der durch eine Menge amusanter Geschichtchen den Salon so angenehm zu unterhalten weiß; Eugène Isabey, Delaroche, unser Freund Ladvocat, Regnier, Dauzat, Gudin, Gigoux, de Cailleux, Alfred de Vigny, Jules Janin, Emile Deschamps, Fontaney, Ernest Fouinet, Drouineau, Dittmér, Cavé, Amaury-Duval, Robert Fleury, Duponchel, Bellangé, Belloc, de Beauchène, der Bildhauer David, Watelet, und noch zehn andere Schriftsteller oder Künstler, deren Namen in diesem Augenblicke mir nicht vorschweben, sich einfinden.

Ohnehin muß ich schließen, habe bereits allzulange geplaudert, und bitte den Leser, mich deßfalls zu entschuldigen. Ich wollte nur das eigentliche Wesen unserer heutigen Artisten schildern, eine Idee ihrer Soirée's mittheilen, und versuchte, einige, vielleicht hier und da mangelhafte Conterfey's zu entwerfen. Nur eine Entschuldigung: Ich wollte wahr

seyn,

*) Voyages pittoresques et romantiques dans l'Ancienne France. Baron Taylor hatte schon zwei Generationen vorzüglicher Zeichner zu Mitarbeitern. Der merkwürdige Text dieses Werkes ist von Charles Nodier.

seyn, steht mir zur Seite. Ein Andrer als ich hätte dieses aus wahrer Liebe vorzugsweise von mir gewählte Sujet zum geistreichen, höchst anziehenden Bruchstücke von Memoiren einer Sitten- und Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts benützt; so hoch mich zu erheben, ist mir nicht verliehen; ich entwarf nur eine kleine Skizze; „ebauchirte" nur ganz leicht; es war alles, was ich vermochte.

A. Jal.

Ein Haus „Au Marais.“

In allen Häusern zweiten und dritten Rangs ist durchaus die einflußreichste Person die „Portière.“ Sie hat ihren „Hof,“ ihre Affectionen, ihre Antipathien. Unter ihrer immediaten Herrschaft stehen die höheren Etagen; sie kündigt, aus eigener Machtvollkommenheit, den ihr nicht behagenden Miethleuten, oder deren politische Meinungen mit den ihrigen nicht harmoniren, auf. Ihr zunächst stehen die „Gevatterinnen.“

Die höchste Region eines Hauses im „Marais“ bewohnen in der Regel die Köchinnen und das sonstige Gesinde des ersten und zweiten Stockes, und einige, von ihren Staatsrenten lebende alte Hagestolze, oder alte pensionirte Unterbeamte; ihr einziges Fenster ist an den eine Guirlande bildenden Capucinerblumen und ihren in alten, ausrangirten Kochtöpfen prangenden Nelken, gewöhnlich leicht zu erkennen.

Seit dreißig Jahren bewohnt jene Stube ein alter Rentner mit fast kahler blonder Perücke, der auf das einzige durch seine Blumen ihm übrig gelassene Plätzchen vor dem Fenster seine Flasche mit Branntweinkirschen zum Distilliren so eben hinsetzt. Aus diesem Zimmerchen schritt er, um seine sämmtlichen Freunde, alle nacheinander, zu ihrer letzten Wohnung zu begleiten, und von dort aus auch wird er, da das von ihm bewohnte Haus in keinem, Verschönerungen besorgen lassenden Stadtviertel, auch übrigens in der Linie steht, wohl aller Wahrscheinlichkeit nach, sich ihnen dereinstens zugesellen.

Seit fünf und zwanzig Jahren hatte unser Mann mit seinem Hauseigenthümer nichts zu schaffen; zwar wußte er, daß derselbe mehrmals wechselte; dieß aber kümmerte ihn wenig: die Portière allein ist die einzige Person, mit der er gut stehen muß. In seinen Obliegenheiten blieb er nie auch nur eine Minute zurück; alle drei Monate, am achten, Mittags Schlag zwölf Uhr, händigt er Madame Desbrosses, der Pförtnerin, die Miethe pünktlichst ein.

Seit dem Tage, wo unser Rentner von seinem Stübchen Besitz nahm, ließ sich ihm nicht das Mindeste vorwerfen. Nie verschüttete er auf der Treppe nur einen Tropfen Wassers; mischte sich nie in Gerede; ging selten, selbst nicht an jenen Tagen, wo er als Angestellter an Gratificationstagen mit seinen Bureaufreunden speiste, nach der Retraite zu Bette. Geschah es ihm irgend etwa einmal, daß er ein Viertel vor zehn erst nach Hause kam, so befiel ihn Herzklopfen; der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne; bebend ergriff er den Thürklopfer, und erspähte besorgt, ob in den Zügen der Portière nicht etwa üble Laune zu wittern sey? Nie hatte er einen Vogel, Hund oder eine Katze, und blieb mit einem ehemaligen Cameraden, dessen Spitz im Corridor einige, zwar nur von ihm allein wahrgenommene Ungebührlichkeiten, die ihn selbst jedoch bei Madame Desbrosses compromittiren konnten, sich erlaubt hatte, fünf Jahre lang brouillirt, und versöhnte sich erst nach dem Tode des am Schlagflusse verblichenen vierbeinigen Delinquenten mit dem alten Freunde wieder.

Eines Tags indeß sah dieser Mustermann von Ordnung und Wohlanständigkeit in seiner süßen Behaglichkeit sich gestört. Fast hätte ein Zwist der Milchfrau mit den Damen auf seinem Gange seine seit so vielen Jahren genossene Ruhe getrübt. Man verlangte, er solle mit dem übrigen Hause, das über die Milchfrau Beschwerde führte, gegen diese Person gemeinschaftliche Sache machen —, und bestand bei so wichtigem Anlasse durchaus auf Herrn Lasserre's Theilnahme.

Umsonst bemerkte er, um eines Streites mit einer Frau willen, die gegen ihn immer sehr anständig sich benommen, könne er nicht so mit jedem Tage seine alten Gewohnheiten ändern; alle seine Einwendungen halfen nichts; er ward des Corridors Schlachtopfer. Allen kleinen Bosheiten seiner Nachbarinnen preisgegeben, sah er seinen seit fünfzehn Jahren auf dem Gange neben seiner Thüre geduldeten Ofen, der nun den Platz versperren sollte, hereinzunehmen, und kraft eines von der Loge der Portière ausgegangenen Beschlusses, seinen dem Dache nachtheiligen Fenstergarten zu relegiren, sich genöthigt.

Zwar schienen unserem Rentner diese Verfügungen sehr arbiträr; indeß zwangen ihn sein Ofen, den er auf die Commode stellen mußte, und der ihm das Tageslicht zum Theil entzog, seine Nelken und Capucinerblumen zum Capituliren.

In jeder Jahrszeit steht unser Rentner um sechs Uhr auf, macht sein Bett, zollt, sein Frühstück in Empfang nehmend, Madame Desbrosses seinen ehrerbietigen Morgengruß, reinigt seine Kleider und Stiefel, und bringt den größten Theil des Morgens mit Beaugenscheinigung der öffentlichen Arbeiten zu. Um drei Uhr kommt er nach Hause, speist, pflegt im Palais Royal der Verdauung, und legt, so wie es dunkelt, sich zu Bette. Im Winter verlebt er seine Abende am Billard des Café Turc, spricht mit keiner Seele, kann die Kinder nicht leiden, ißt, trinkt allein, und beginnt am Morgen seinen gestrigen Tag, Punkt für Punkt, von Neuem.

Auf demselben Gange links wohnt eine fünfzigjährige Dame, Madame Potain, des Hauses Schöngeist. Geschwätzig, intrigant, Andächtlerin, und des alten Hagestolzes geschworne Feindin, war sie es, die seinen Ofen vom Gange verwies und die Beseitigung seines Fenstergartens vorschlug. Sie ward, wie sie jedem, der es hören will, erzählt, in einem großen Hause, bei den Montigny's, wo sie das Schlüsselamt führte, und mit Achtung, mit Rücksichten

behandelt wurde, erzogen. Ohne ihren Principien darum jemals etwas zu vergeben, heirathete sie, als sie bei dem Tode Vater Montigny's jenes Haus verließ, einen Friseur, Herrn Potain, den sie zwar bis zu sich emporhub, der sie jedoch nicht begriff; als der Tod ihn ereilte, fixirte sie sich mit den Trümmern ihres Vermögens hier im Hause. Zwar hat Madame Potain nie geschrieben, dagegen aber sehr Vieles gelesen, und von allem, was sie gesehen und erlebt, „ließen sich ganze Bände schreiben.“ Auf die Portière-Loge übt Madame Potain großen Einfluß; zwar findet Madame Desbrosses die geistreichen Leute oft recht „bêtes,“ vermag indeß einer hohen Achtung gegen unsern weiblichen Schöngeist sich nicht zu erwehren.

Zwei Thüren weiter wohnt Madame Chervet, eine wohlbeleibte, gutmüthige, muntere Mama, die ihre achthundert Livres Renten, wie man behauptet, der Revolution verdankt; „sie hat,“ sagt Madame Potain, „keine Erziehung; indeß zollt gerade Madame Chervet der „Schöngeistigen“ noch höhere Verehrung als selbst die Logendame. Bei jedem Worte beruft sie sich auf ihre Autorität; erspart ihr am Morgen das Milchholen; bereitet ihr, mit ihrem eigenen zugleich, das Frühstück, und bringt es im Winter ihr ans Bett; sie hatte eine Tochter, die, wie die Peruquier-Wittwe sagt, sehr übel ausgeschlagen ist.

In einer andern Stube wohnt Mademoiselle Felicité, die Haushälterin des Herrn im dritten Stocke. Acht Monate im Jahre bringt sie mit Monsieur auf dem Lande zu; dort führt auch sie, wie weiland Madame Potain bei Montigny's, die Schlüssel zu allem. Sie versorgt den Portière-Bologneser Azor mit mürbem Kuchen, die „Loge“ mit Holz und Licht, Herrn und Madame Desbrosses mit Tabak; dagegen hat Letztere von Zeit zu Zeit einen Cousin von Mademoiselle, Sergeant im dritten Leichten, ohne ihn wahrzunehmen, herein-, dagegen die angebrochenen Bordeauxflaschen, die Reste

von Poulet's, und die Buttertöpfchen, welche Mademoiselle's Frau Mama wöchentlich drei- bis viermal forträgt, hinauszulassen.

In den zwei letzten Stuben dieses Stockwerks wohnen zwei, mit ihrer gebrechlichen Mutter erst eingezogene Demoiselles, von denen Madame Potain vermuthet, sie möchten wohl etwas „an der Hand haben."

Im vierten Stocke ein, mit 2400 Francs beim „Mont de Piété" *) Angestellter, der mit seiner Frau seit einem Dutzend Jahren das Haus bewohnt. Sehr ruhige Leute mit einer Haushälterin; ihr Kind befindet sich seit einem Jahre in einem der ersten Pensionate der Hauptstadt. Zuweilen spielt die Dame am Abend bei einer alten Freundin in der Nachbarschaft ihre Partie Boston; dort erwartet sie ihren Mann, bei seiner Heimkehr von der „Roulage," wo er am Abend die Bücher führt. Am Sonntage wird der Kleine aus der Pension abgeholt; bei der Zurückkunft von der Promenade wieder hingeführt. An der Thüre küßt ihn Mama, und drückt ihm, hinter Papa's Rücken, einige Sous zu Näschereien in die Hand. Selten hat dieses Ehepaar Jemand zu Tische. „Es sind," sagt die Loge, „Knauser, geben nur fünf Francs Neujahr, und doch trägt die Frau einen Pelz!"

Ihnen gegenüber eine alte blinde Demoiselle, die ihr ganzes Vermögen in der Emigration einbüßte, und ihre Haushälterin von etwa gleichem Alter, seit vierzig Jahren in ihren Diensten. Diese gute treue Seele erhielt geraume Zeit von ihren Ersparnissen ihre unglückliche Herrin in einer Epoche, wo diese sogar ihr kleines Einkommen entbehren mußte. Sie verbrachte bei ihr die besten Jahre ihres Lebens, und ihr bleibt nach ihrer Herrschaft Tode nur Almosen, oder Hospital. Nie wurden diese beiden trefflichen Wesen der Schwätzereien der oberen und unteren Extremitäten des

*) Oeffentliches Leihhaus.

Hauses Zielscheibe; so hohe Achtung, Verehrung, Ehrfurcht flößen sie allen ein.

Im dritten Stockwerke wohnt ein ehemaliger Parlaments-Advocat, ein alter Junggesell, egoistisch, wie sie alle es werden, selten zu Hause speisend. Von lachenden Erben, die in seinem Testamente sich gern recht reichlich bedacht sehen möchten, geschmeichelt, geliebkoset, gehätschelt, Gourmand und Libertin, überläßt er die ganze Sorge seines Hauswesens Mademoiselle Felicité, die ihn bereits mit vier Pathchen beschenkte.

Im zweiten und ersten Stocke hausen sehr unbedeutende Greise. Sie bringen den größten Theil des Jahres auf dem Lande zu, erhalten wenig Besuch, speisen um zwei Uhr, spielen Whist und Reversi, und kommen frühzeitig nach Hause.

Im Erdgeschosse befinden sich die Pferde des ersten Stockes, zwei bis drei, gleich ihren Herren, das Ende ihrer Laufbahn geduldig erwartende alte Diener, eine alte „Berline" und die Portierloge.

Glücklicher als die Portier's anderer Stadtviertel haben jene des „Marais" nicht spät aufzubleiben, keine Schelmenstreiche zu jeder Stunde der Nacht anklopfender Straßenjungen zu befahren; keine Rache junger Leute zu besorgen, die ihnen Klatschereien bei den Eltern, hinsichtlich der späten, zuweilen ganz und gar vergessenen Stunde ihrer Heimkunft, oder umständliche Details der Personen, die sie etwa bei sich beherbergt haben, eintränken. Auch können sie wenigstens ihren Roman, ohne durch Aufziehen des „Cordon" oder das Pochen des Klopfers bei jeder Seite gestört zu werden, ruhig auslesen.

In dieser räucherigen Loge regiert Madame Desbrosses, in ihrem geräumigen Lehnsessel behaglich hingestreckt, als Königin; sie hat alle Eigenthümer des Hauses überlebt. Nie erfuhren ihre Rechnungen irgend eine Ausstellung. Ihr Mann und der übelriechende Bologneser stehen durchaus unter

ihrem Pantoffel. Um acht Uhr, im Sommer wie im Winter, legt Desbrosses, ein im höchsten Grade materielles Subject, gegen die Damen selbst im Hause plump, ein Leckermaul und stockdumm, sich zu Bette, um bis wieder acht Uhr am Morgen in eins wegzuschlafen.

Dieser Raum von zwölf Fuß Länge, fünf Fuß Breite enthält eine Commode, einen Gußofen, einen großen Armsessel, fünf Meerschweinchen mit Mama, zwei Kanarienvögel, Küchengeschirr, sehr häufig sechs bis sieben „Gevatterinnen," ihre Wärmpfännchen, einen Hund und einen Portier. Ein Gebälk sondert die Loge in zwei Abtheilungen, deren obere zum Schlafzimmer und Toilette-Cabinette dient. In dieser Loge hält an jedem Abend, von sechs bis zehn Uhr, der von Madame Desbrosses präsidirte hohe Gerichtshof seine Sitzungen; dort wird über alle und jede Handlungen der Miethsleute, über die Fragen der höheren Politik und literarische Producte abgesprochen.

Nach und nach stellt jedes Mitglied der Gesellschaft sich ein. Am Morgen liest erst die Portière das Journal; dann lesen es, ehe die Abonnenten im Hause aufgestanden sind, alle jene Damen. Am Abend wird es commentirt. Haben im Tage einige „Emeuten" stattgefunden, so sagt Madame Chervet: „Daran ist wieder England schuld!" Steigt das Brod im Preise, „England und immer England!" „England auch ist der fortwährend hohen Miethzinse, des Stolzes, der Arroganz und Grobheit der Hauseigenthümer Ursache." „Uebrigens," bemerkt Madame Potain mit bedächtiger Miene eine Prise nehmend, „ist es recht sehr zu verwundern, daß ein so unbedeutendes Land (denn es ist ja eine Insel) so viel Uebles stiften kann; wir dürften uns nur verstehen, so würden alle Engländer in der Welt zusammen uns nichts vorschreiben dürfen."

Bei der Nachricht von Karls X Abreise nach „Wien" meinte Madame Desbrosses: „Es ist recht drollig; da lernt

jetzt der Herzog von Bordeaux des Kaisers „Kleinen" kennen; die Beiden werden zusammen spielen; sind ja von gleichem Alter; denn grade so alt war des Kaisers „Kleiner," als er aus den Tuillerien fortreiste!" — Auch mit der Geistlichkeit befassen sich unsere Kannengießerinnen: „Was frage ich," äußert Madame Potain, „nach Religion? Ich weiß wohl, woran ich mich zu halten habe; es ist aber nur wegen des Volks; darum haben wir die Geistlichkeit nöthig; denn das muß man, nicht mehr als billig, bekennen, die Religion hält den Pöbel im Zaum; zu weiterem aber braucht man sie eigentlich nicht.

Die Leser sehen, diese Dame hatte in dem adeligen Hause, wo sie aufgewachsen, selbst hinsichtlich der Religion, aristokratische Principien eingesogen. Darum auch wollte sie Napoleon durchaus nicht als ihren Souverain erkennen; sie bedurfte aber ihres ganzen Geistes und vollen Einflusses, um die Achtung der Portière und ihrer Nachbarinnen, die den Kaiser und seinen erlauchten Prinzen vergöttern, sich dennoch zu erhalten, und in den Portierlogen des „Marais" grade ist es, wo man Napoleons Tod am allerungläubigsten bezweifelt!

Henri Monnier.

Der Pariser Bürger.

Mitten in der, in unsern Straßen wimmelnden, auf unsern Trottoir's sich drängenden, in den geschickt vertheilten „Zellen" unserer neuen Häuser sich aufschichtenden ungeheuren Volksmasse hält das Wiederauffinden der primitiven Race, das Wiedererkennen der Eingebornen schwer. Man hat gegen die Centralisation viel geschrieben, und noch jüngsthin wanderten aus der Metropole Colonien von Publicisten aus, die sich in der Provinz niederließen, um Localfreiheiten zu verlangen, und auf Zerstörung des verzehrenden Centralherdes, dem sie doch ihren Gluteifer verdanken, aus der Ferne hinzuarbeiten. Hat aber auch diese Centralisation den materiellen Interessen von Paris, als allgemeiner Herberge aller ehrsüchtigen und habgierigen Bestrebungen betrachtet, genützt: wer möchte dagegen behaupten, der Pariser sittlicher Charakter habe dadurch nicht gelitten? Wo finden wir noch den eigentlich classischen, „traditionellen" Bewohner der Riesenstadt unter jenem durch das Bedürfniß zu wachsen und zu gedeihen, dahin verpflanzten Gewühl parasitischer „Existenzen?" Indeß jene eigentliche Bürgerclasse ungekannt vegetirt, lasten auf ihrem Rufe alle von dreiundachtzig Departements nach Paris spedirten Lächerlichkeiten. Wie vermag der Ausländer, der sein Contingent dazu ebenfalls beiträgt, in diesem verworrenen Sittengemische den den „Pariser Bürger" charakterisirenden, gleich jenem der Münze der alten Monarchie zu erlöschen drohenden,

köstlichen Typus zu erkennen? Suchen wir aus der bunten Masse ihn hervor, geben seine alten Formen und Umrisse ihm wieder; stellen jenes sein originelles, naives Gepräge, das die Zeit, ohne es zu zerstören, nur modificirte, wieder her. Suchen wir ihn aber zu hoch so wenig als zu tief; in der Mitte, immer in der Mitte nur, ist der eigentliche „Pariser Bürger" zu finden; er beut den unter ihm Stehenden die Hand; steigt er, so artet er aus.

Der „Pariser Bürger" muß die Vierzig zurückgelegt haben. Vor diesem Alter gestatten die Bevormundung der Eltern oder Verwandten, unter deren Augen man lebt; das lange Sklaventhum der Erziehung, der Lehrlingschaft, des Noviciats jeder Gattung; die beständige Sorge und täglichen Kümmernisse um ein künftiges, noch ungewisses Etablissement, jenes „Aplomb," jenes Selbstvertrauen, jene Freiheit der Bewegungen noch nicht, die um in die Classe des eigentlichen „Pariser Bürgers" zu rangiren, erfordert werden. Außerdem muß der „Pariser Bürger" erzählen; dieß ist eine Bedingung seiner Existenz, ein unumgängliches Bedürfniß, und sehr glücklicherweise ein Vergnügen. Er schuldet seiner Familie, seinen Freunden, seiner Clientschaft die Erzählung alles dessen, was seit mindestens dreißig Jahren, nicht allein in seinem Stadtviertel, sondern im ganzen Beringe jener Mauern, die seine Welt abschließen, und jenseits deren es für ihn nur Nachbarländer, mit denen man im Handelsverkehr oder im Kriege lebt, sich ereignet hat. Weiß er von Erstürmung der Bastille, von den Fructidor=, Thermidor=, Vendemiaire=Tagen nichts zu erzählen, so steht er nicht in Ansehen, nicht in Respect; und da der „Pariser Bürger" in jenem Geschäftstreiben, zwischen das und den Schlaf seine Zeit sich theilt, wenig liest, so muß er wenigstens gelebt, sein Kopf muß durch die „Emotionen" jedes Tags mit Facten sich ausmöblirt —; er muß seine Jahre verbringend, eine Vorrathskammer von Begebnissen sich angelegt haben.

Der „Pariser Bürger" darf also nicht wohl unter fünfzig Jahren alt seyn. Wer aber vollends von den Fêten, bei Vermählung des Dauphins im Jahre 1770 und jenen Unglücksfällen, die Ludwigs XVI unglückliches Schicksal so unfehlbar voraus verkündeten, erzählen kann, ist ein „emeritirter Bürger," eine Notabilität, eine auf drei Nachbarhäuser mindestens überlegenen Einfluß übende, sociale Superiorität.

Der „Pariser Bürger" ist von mittelmäßiger Taille, mit prononcirtem Embonpoint; sein beständig lächelndes Antlitz sucht einige Würde auszudrücken. Er trägt einen, in der Höhe des Mundes einen leichten Bogen bildenden Backenbart, ist sorgfältig rasirt, reinlich in seinem Anzuge. Seine Kleider sind weit, bequem, mit Seide gefüttert, aber ohne Affectation der der Laune durch die Mode entliehenen Formen. Unwissende Maler begaben ihn immer mit einem Paraplui —, eines der plumpsten, von Uebelwollen und Parteigeist jemals verbreiteten Vorurtheile. Das Paraplui ist den Rentnern und Employés, d. h. den Invaliden und „Eunuchen" der industriellen Gesellschaft eigen. Der „Pariser Bürger" dagegen trägt, um sich Haltung zu geben, die Hunde abzuwehren und die Straßenjungen zu bedrohen, ein Rohr. Schlechtes Wetter fürchtet er nicht, nimmt, wenn es zu regnen beginnt, einen Fiacre, und kündigt dieß mit selbstzufriedener Miene an. Man muß den „Pariser Bürger" beim Weggehen: „Regnet's, so nehme ich einen Fiacre," sagen gehört haben, um jenes Behagen, jene Zuversicht zu begreifen, mit denen die Fortschritte der öffentlichen Genüsse und Bequemlichkeiten das Gemüth desjenigen, der dieselben sich zu verschaffen Mittel besitzt, erfüllen.

Der „Pariser Bürger" ist, was man auch sagen möge, wie seine Eltern es gewesen, ein guter Ehemann. In Paris allerdings mehr als anderer Orten, und heutzutage mehr als irgend sonst, existirt ein Schwarm von Hagestolzen aus Geschmack, Vernunft, Temperament, Berechnung, System;

eine Art Beduinen, die die Ehen befehden, vom Raube sich nähren, im Weltgetümmel leben und in Verlassenheit sterben. Diese aber entsagen an und für sich der „Bürger-Notabilität." In ihrer Jugend mögen sie recht angenehme Tänzer, waghalsige Spieler, amüsante Colporteurs von Neuigkeiten und Lazzi's seyn; auch wohl manchem Ehmanne Stirnjucken bereiten; alternd aber werden sie nur zu „Complaisants," mit denen man gar wenig Umstände mehr macht, und ihre glücklichste, gesellige Aussicht ist etwa, von Zeit zu Zeit an der Mahlzeit irgend eines alten Freundes, zwischen dessen beiden Kindern, zu Vermeidung der fatalen Dreizehn-Zahl,*) Theil zu nehmen.

Ich sagte „beiden Kindern;" denn der „Pariser Bürger" hat Kinder —, zwei aber nur, mehr wollte er nicht.

Madame war nie schön; ihren Zügen mangeln Regelmäßigkeit und Ensemble; indeß findet man sie in der ganzen Nachbarschaft hübsch. Auch erzählt man noch heute den Effect ihres Anblickes auf den neugierigen Haufen, als sie vor der Hinterthür der Kirche Saint-Roch aus einem Stadtwagen stieg. Sie war damals schlanker, aber nicht frischer; der Bräutigam jung, flüchtig, zierlich gebaut und noch zierlicher frisirt. Es war eine superbe Hochzeit; wie paradirten das goldene Kreuz, die Cramoisi-Fauteuils, von der Kirchenfabrik aus dem Mobiliar irgend eines entthronten Fürsten ersteigert! Und der pompöse Hochzeitsschmauß bei G r i g n o n, zu dem man damals noch durch ein großes Hofthor einfuhr! Fast an jedem Sonntage erinnert Papa in der Unterhaltung an irgend einen „remarquabeln" Umstand jenes beglückten Tages, und immer mit verdoppelter Zärtlichkeit für seine Hausehre, die er geehlicht zu haben in jeder Minute sich Glück wünscht;

---

*) Sollte jenes der Dreizehnzahl bei Tische beigelegte abergläubige Unheil nicht vom A b e n d m a h l e herrühren, da Christus, als der Dreizehnte der Tischgenossen, am Kreuze starb?

der „Pariser Bürger“ nämlich ehrt seine Ehehälfte von Natur aus, durch Instinct inniger und zarter, als seiner häuslichen Pflichten eifrigstes Studium ihn gelehrt haben würde.

Böse Zungen sagen, Madame sey coquett gewesen und habe beim Herannahen der reiferen Jahre dafür gesorgt, nicht ohne süße Andenken zu altern. Was aber kümmert dieß den „Pariser Bürger?“ Ist die Sache auch wahr, so hat er nichts davon erfahren; seine Lebensruhe ward dadurch nicht getrübt; in seinem Hauswesen, seinen Gewohnheiten nichts dadurch derangirt, und er hörte darum nicht einen Augenblick auf, die alten Theater-Quodlibets über betrogene Ehemänner zu repetiren. — Sein Frauchen ist, wenn er heimkehrt, zu Hause. Muß er sie erwarten, so kommt sie gewiß mit kleinen Einkäufen, unter denen sich fast immer für ihn etwas findet, befrachtet zurück. Hat er den Katarrh, so kredenzt sie ihm Tisane, und schweigt, wenn er spricht. Außerdem ist Mama nicht nur die Mutter seiner Kinder; sie ist auch in Geschäftsangelegenheiten sein geheimer Rath, sein Associé, sein Buchhalter; ohne ihr Gutachten eingeholt zu haben, thut er nicht das Mindeste; sie kennt die Namen seiner Correspondenten, seiner Schuldner. Ist er fröhlicher Laune, nennt er sie seinen Minister des Innern; befragt sie, wenn ihm ein orthographisches Bedenken aufstößt; denn Madame ist in einem Pensionate erzogen, gelehrt.

Reden wir von des „Pariser Bürgers“ Kindern. Seiner Tochter Namen weiß ich nicht; es gibt deren in den Romanenkatalogen so allerliebste. Sie hat die Pension verlassen, besitzt ein Piano, zeichnet, hat alles gelernt, was sie, um das abgeschiedene einfache Leben ihrer Mutter fortzusetzen, in der Haushaltung wieder vergessen muß. Der Sohn heißt, Jean Jacques zu Ehren, „Emile.“ Ueberhaupt finden sich in Paris wenige Familien, in denen nicht ein „Emile“ anzutreffen wäre. Unser Emil wird gut erzogen, arbeitet leicht, besitzt sehr lebendigen, schnell fassenden Verstand, sieht bei der Prü-

fung einer Prämie mit mehr als halber Gewißheit entgegen, und ist seiner Lehrer Liebling. Mit Freuden erblickt Papa in ihm seine eigene Wiedergeburt, auf die sein Name sich vererben soll. Er läßt den Kleinen plaudern, bewundert dessen pedantische Suade, und ist stolz darauf, ihn nicht zu verstehen. Seiner väterlichen Autorität erinnert Papa sich nur dann, wenn der kecke Schüler in das Gebiet der Politik sich versteigt. Der kleine Brauskopf nämlich läßt sich zum Republicaner an; liest, wie wir einst unter dem Kaiserreiche Pigault-Lebrun's Romane, verstohlen die Oppositionsblätter. Jetzt ist Papa der Augenblick erschienen, in einer fulminanten Strafrede gegen die Zeiten des Terrorismus loszudonnern. Nachdem der Sturm sich gelegt, befaßt man sich mit des Kleinen Zukunft. Er zeigt Verstand, taugt also zum „Commissaire Priseur." Bringt er's vollends bis zum Genie, so wird er „Avoué;" denn jede Generation der „Bourgeoisie" trachtet nach einem Grade höher; darum drängt auf der Leiter höchster Stufe alles sich so sehr.

Ich berührte die politischen Meinungen des „Pariser Bürgers;" gehen wir daher zu der wichtigsten Entwicklung seines Charakters über. Erstlich liebt er Ordnung, würde um sie zu erzielen, lieber alles aus seinem Gleise reißen; Ordnung aber sind ihm das geregelte, bequeme Circuliren der Wagen und Fußgänger in den Straßen, die ihre Schätze und Waaren ausbietenden, am Abende den Lichtglanz des sie erleuchtenden Gases auf dem Pflaster reflectirenden Boutiquen. Lasse man unserem Manne nur dieß; hemmen ihn in seinem Wege nur nicht andere Gruppen als jene, die den Straßensängern zuhören, oder den Todeszuckungen eines geräderten Hundes zuschauen; schlagen an sein Ohr nur kein wildes Geschrei, kein Gebrüll und Geheul einer durcheinander wogenden Menschenmasse; besorgt er nur nicht, zu seinen Füßen eine Reverbère niederschmettern zu sehen; hört nicht das Klirren eingeworfener Fenster, das Zuschlagen sich schließender

Läden, die Allarmtrommel, den Hufschlag dahersprengender Pferde, so ist ihm alles sonst recht; er hat alles, was er bedarf. Lasse man dem „Pariser Bürger“ nur diese „materielle“ Ruhe, dann manöuvrirt ihr alle, die ihr die „Entreprise“ des öffentlichen Geistes euch zugeeignet; die ihr eurer Sache ihn gewinnen wollt; die ihr seines Votums, seiner Unterschrift zu einer Petition, seiner Stimme zu einem Urtheile bedürft, nur ganz unbesorgt drauf los. Raisonnirt, attaquirt, diffamirt, zerreißt, arbeitet auf Zerstörung der Principien, Untergrabung der Reputationen noch so verwegen hin; unser „Pariser Bürger“ sieht ohne Ingrimm euch vorübergehen. Ist eure Phrase wohl „tournirt,“ so kommt sie ihm selbst zu gut; er debitirt sie, und findet um so geneigteres Gehör. Ist euer Epigramm beißend, dient sie ihm, seine Freunde und Nachbarn um so köstlicher zu amüsiren. Theilt ihm irgend eine erschienene Neuigkeit mit, so parirt er auf euer Wort; ihm nämlich ist alles Gedruckte Wahrheit.

Besorgt nicht, ihr Herren, daß unser Bürger in schwarzem Kleide, in Prunkreden, diplomatischen Wendungen und Zweideutigkeiten die „Unordnung“ erkenne; er nähme in dieser Gestalt sie eher für den Adjoint einer Mairie. Jene Unordnung, die er kennt, die er fürchtet, die mit Gewehr und Tornister ihn in die Straßen hinaus beruft, hat nackte Arme, heisere Stimmen, stürmt die Läden, und begrüßt die Municipalwache mit Steinen.

Uebrigens hält der „Pariser Bürger“ auf Freiheit; sie ist sein köstliches, errungenes Gut, sein Hort, sein Glaube; die drei das Wort „Liberté“ bildenden Sylben entlocken seinen Lippen ein behagliches Lächeln und heben sein Haupt stolzer empor. Man äußere ihm: der oder jener sey der Freiheit abhold, so entgegnet er sofort, man müsse ihn einstecken. Zu Erhaltung jenes unschätzbaren Gutes unterzieht er sich allen Beschränkungen, Entbehrungen, Opfern. Stelle man ihm vor, die Freiheit sey bedroht, so entsagt er augenblicklich

blicklich seinem ganzen behaglichen Zustande, seiner thätigen, süßen Lebensweise, seinen Geschäften, seiner Familie; unterwirft sich den mühseligsten Strapazen der räucherigen Wachstube, dem Schildwachstehen bei Tag und Nacht. Er, der Erste, wird auf Schließung der Barrieren, Haussuchungen, Arretirung aller Verdächtigen bestehen. Er weiß recht wohl, daß die Freiheit allein sich nicht zu vertheidigen vermöge, daß sie der Hülfe der Polizei, der Thätigkeit des Instructionsrichters, schnell, kräftig und umfassend wirksamer „exceptioneller" Gesetze bedürfe. Darum gibt der „Pariser Bürger" für die Freiheit, zum Gendarmen, „Sergent de Ville," zu allem, nur nicht zum Kundschafter und Denuncianten sich her. In seiner durchaus blinden, so leidenschaftlichen Hingebung für eine so edle Sache aber würde er, um einen Mouchard zu packen, selbst einen Jesuiten laufen lassen!

Mitten unter allen Umwälzungen, die unserem Bürger den Namen seiner Straße, die Schärpe seines Municipalbeamten, die Farben der auf der Kuppel der „Horloge," nach der er seine Uhr zu stellen pflegt, wehenden Fahne, die Cocarde des Briefträgers und das Schild des Tabaksladens so oft geändert, ist ihm Respect der bestehenden Autorität dennoch stets unwandelbar geblieben. Nur wenn eines Morgens sein Journal, jenes von ihm so hochgeachtete Journal, das ihn unter seine ältesten Abonnenten zählt, dem er den Betrag seiner patriotischen Subscription einsendet, dessen Träger ihn seit so lange her kennt und höflich begrüßt, gegen das Gouvernement zu Felde zieht, dann geräth unser Mann in große, recht peinliche Verlegenheit; schwankt den ganzen Tag hindurch zwischen ängstlichen Zweifeln, Besorgnissen und Hoffnungen hin und her. Indeß tröstet er sich damit, die Regierung könne getäuscht seyn; jener Journalartikel werde sie eines Besseren belehren, und schläft, auf diese Hoffnung hin, mit den Ministern und dem morgen vielleicht abgesetzten Polizeipräfecten versöhnt, ruhig ein.

Unser „Pariser Bürger" ist Wahlmann, war es bereits vor dem letzten Wahlgesetze. Bei Einberufung des Wahlcollegs seines Bezirks scheint er eine ganze Armlänge gewachsen. In seinem Blicke liegt stolzes Selbstgefühl, aber auch Mißtrauen. Alles, was ihm naht, scheint ihm nach seiner Stimme trachten zu wollen; er aber hat sein Gewissen mit einem undurchdringlichen Bollwerke umgürtet; an diesem scheitern alle Empfehlungen der Freundschaft, alle Verlockungen der Intrigue. Mit gespannter Aufmerksamkeit liest er der Candidaten politisches Glaubensbekenntniß, bemerkt sich ihre Gesinnungen und Zusagen, um sie zu vergleichen und darnach sich zu entscheiden. Diese mit Zetteln versehenen, numerirten Noten werden gehörig rangirt und aufbewahrt. Beim Herannahen des Wahltags verschließt er sich in sein Arbeitszimmer, dießmal ohne „Madame." Er nimmt seine Noten eine nach der andern sorgsam vor, um sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu prüfen, und liest:

„Nr. 1. Pierre. Unabhängige Stellung, mit Ehren erworbenes Vermögen, glühender Eifer für die öffentliche Freiheit, Liebe zur Ordnung, Verpflichtung keine besoldete Stelle anzunehmen."

„Nr. 2. Paul. Ehrenwerth erworbenes Vermögen, unabhängige Stellung, Verpflichtung keine besoldete Stelle anzunehmen, Liebe zur Ordnung, glühender Eifer für die öffentlichen Freiheiten,"

und so fort, wie in „Jourdain's" Liebeserklärungen, ohne irgend eine Verschiedenheit, als Versetzung der Worte, bis Nr. 13, der letzten in der Candidatenliste.

Unser Mann begibt sich zur präparatorischen Versammlung, kommt aber noch unentschiedener zurück, denn alle jene politischen Unbescholtenheiten und Vortrefflichkeiten, deren jede einzeln ihm so tadellos, so ungezweifelt, so entscheidend erschienen, haben einen furchtbaren Stoß erlitten. Endlich kommt der Tag der definitiven Wahl; unser Wahlmann kehrt

seelenvergnügt nach Hause zurück; er ist bei seinem Entschlusse bis zu Ende beharrt, hat nach seinem Gewissen votirt, und dem Scrutinium eine „verlorne" Stimme geliefert.

Der „Pariser Bürger" ist Geschworner; abermals eine Obliegenheit seines „politischen Gewissens." Vierzehn Tage lang die „Gazette des Tribunaux" durchlesend, bereitet er sich zu seinem wichtigen Berufe vor. — Jetzt sitzt er auf seiner Jurybank, dem Angeklagten gegenüber. Am ersten Tage mißtraut er der Staatsbehörde und dem Präsidenten; stützt, um keine Sylbe des Vertheidigers zu überhören, sich auf beide Arme, fühlt für die Diebe Mitleid, und spricht diese Unglücklichen, die die äußerste Noth allein nur zum Verbrechen gezwungen, insgesammt in Bausch und Bogen frei. — Am folgenden Tage ist er schon minder zartfühlend, minder leicht zu rühren. Am letzten Tage endlich ist er Richter, weit strengerer Richter als jene von Metier, die das Verbrechen wie dessen Strafe wenig mehr ansicht, geworden. Nach Hause kommend, kauft er eine schwere eiserne Vorlegstange, und verabschiedet seine seit einiger Zeit ihm nicht ganz unverdächtige Dienstmagd. Bei politischen Vergehen dagegen ist's etwas ganz Anderes. Anfänglich sieht unser Bürger durch die Keckheit eines Schriftstellers oder Carricaturisten den ganzen Gesellschaftsverein erschüttert; bald gewöhnt, erlustigt er sich endlich daran, und nimmt am Ende der Sitzung die angeschuldigte Carricatur selbst mit; sie soll, dem polnischen Kriegsschauplatze zur Seite, sein Speisezimmer zieren.

Der „Pariser Bürger" ist in seiner Uniform, mit Bärenmütze und Patrontasche, mit Leib und Seele Nationalgardist. Indeß wünscht er sich einen Grad: auf jenen eines Capitäns macht er keinen Anspruch; diese Stelle kommt von Rechts wegen seinem Nachbar, dem Notar, zu, denn in gewissen Stadtvierteln herrscht für die Notare noch eine Art abgöttischer Verehrung. Noch weniger trachtet unser Mann nach höheren Graden; diese stehen mit vollstem Rechte den vom Dienste ge-

setzlich Dispensirten, den Justizpersonen, Deputirten zu. Darum ist unser „Pariser Bürger" nur schlechtweg „Sergentmajor," das richtige Mittelding zwischen Befehlen und Gehorchen. Der Sergentmajor schläft (ein wesentlicher Punkt) ganz ruhig in seinem Bette. Ueberdem genießt er das Vergnügen, seine sämmtlichen Nachbarn zu kennen, ihre Reclamationen aufzunehmen, ihnen Begünstigungen zuzugestehen, ihre Entschuldigungen sich vortragen zu lassen, die Refractairs auszumitteln.

In sein Privatleben zurückgekehrt, beschäftigt der „Pariser Bürger" sich thätig und verständig mit seinen Angelegenheiten. Feinheit bekundet er darin nur gerade eben genug, um kein Schwachkopf zu scheinen, und zu bethätigen, daß er so viel als die Leute zu Bordeaux und Rouen verstehe; ist übrigens bieder, redlich, exact und von strengster Rechtlichkeit. Auch für seine Vergnügungen bleibt ihm Zeit, und er genießt mit Behagen, aber ohne Taumel, alles dessen, was der Fremde in unserer Hauptstadt aufsucht. Oeffentliche Feste besonders ziehen ihn in hohem Grade an. Kein noch so dringendes Geschäft, kein häuslicher Verdruß hält ihn von der unwiderstehlichen Lockung einer Revue, eines Wettrennens, eines glänzenden Leichenbegängnisses, eines Feuerwerks zurück; die Processionen selbst zählten unter seine Lieblingsergötzlichkeiten. Lärm, Staub, Sonnenhitze, Gewühl, Soldatenstöße, das Drängen der sich hin- und herschiebenden Masse, das alles gewährt unserem „Pariser Bürger" Freude, Stoff zur Unterhaltung, eine reiche Quelle von Erinnerungen und Erzählungen. Und wie gern tauft er alle jene Gestalten, die mit Epauletten und Ordensbändern vor ihm dahinreiten, mit historischen Namen! Bei einem großen feierlichen Zuge sah ich, war unsern „Pariser Bürgern" zu glauben, Lafayette, der seinen Lehnsessel gar nicht verlassen hatte, vor meinen leiblichen Augen wohl fünfzigmal vorüberkommen! Unter der die marquanten Personnagen solcher Feierlichkeiten

begaffenden Menge werden die Celebritäten zu vielfältigen Exemplaren abgezogen, damit männiglich sie gesehen und seinen Kindern, die ihren Nachkommen dereinstens davon reden, gezeigt habe.

Der „Pariser Bürger" ist auch Kunstliebhaber; er hat sich malen lassen, ist im Salon ausgestellt. Wer sah nicht in der Kunstausstellung von 1831, Delacroix's „Tigern" zur Seite, das aus dem Leben gegriffene Porträt eines Nationalgardisten, auf seiner blonden Perücke den Tschakko seitwärts sitzend, mit jovialem, lachendem Gesichte? Es war ein „Pariser Bürger;" Ehre dem Künstler! Vermöchte ich dem Leser eine Copie dieses Porträts mitzutheilen, ich zerrisse alles, was ich hier geschrieben; der Pinsel würde mehr und sprechender als alle meine Worte schildern!

Obgleich unsere Theater, seit man mit unbekannten bizarren, — wären sie wirkliche, unserem Herzen peinlichen, — sind sie nur alberne Zerrbilder, unsere Vernunft beleidigenden „Emotionen" sie überhäuft, an ihrem Werthe gar sehr Vieles verloren, darf ich bei Aufzählung der Freuden unseres ächten „Parisers," sie dennoch nicht übergehen. In der „italienischen Oper" suche man ihn übrigens nicht; da er für sein Geld, was er hört, auch verstehen will, hat er sie nie betreten. Vor dem „Theatre Français" geht er, gleich dem Manne von Geist und feinstem Geschmacke, seufzend vorüber. — Die „komische Oper" dagegen würde, pausirten ihre Vorstellungen nur nicht so oft, ihn köstlich amusiren. Indeß besucht er dieß Theater mit seiner Familie viermal im Jahre; dennoch könnte man ihn fast einen „Habitué" desselben nennen. Dagegen entschädigt er sich in den Vaudeville-Theatern; „die Intrigue der Stücke," sagt er, „ist zwar nicht weit her; aber man lacht doch wenigstens, und lachen will ich im Theater."*) Nur im „Gymnase" sind die Personnagen

*) Unter der Restauration „Theatre de Madame," Scribe's Hauptttummelplatz.

ihm zu reich und vornehm; man sollte glauben, die Revolution sey dem „Boulevard de Bonne Nouvelle“ fast durchaus fremd geblieben! — Weiter erstrecken sich unseres Mannes Theaterbesuche nicht; denn von dem einst so noblen, so rührenden, so populären, so viele Thränen auspressenden Melodrame, als dort noch Tyrannen im Waffenrocke, mit Helm, gelben Stiefeln, ungeheurem schwarzem Barte und einer Donnerstimme auftraten; als entführte Prinzessinnen, gefangene Ritter, Kerkergewölbe, Castellane und Schließer, geraubte Kinder und miraculose Erlösungen dort noch zu schauen waren, — vom Melodrame will er durchaus nichts mehr hören; mit seiner derben, gemeinen Wahrheit, seinen Lumpen und seinem Galeerenwesen, ist's ihm für den Tod jetzt zuwider; er überläßt es in seinem jetzigen Zustande den Petites = Maitresses und Poissarden, den Vorstädten und Elegants.

Uebrigens scheucht ihn nicht allein sein Geschmack, sondern auch seine Sittlichkeit von jenen Melodramentheatern in unsern Tagen zurück. Der „Pariser Bürger“ besitzt „Sitten,“ und rühmt sich deren mit eben jenem Selbstgefühl, mit dem der Adelige auf seine Geburt, der Banquier auf sein Gold, der Mann von Geist auf — seine Armuth pocht.

Ob der ächte „Pariser“ religiös sey? Seltsame Frage! Er hat sich in der Kirche trauen, seine Kinder taufen lassen; findet sogar höchst in der Ordnung, daß Madame am Sonntage die h. Messe besuche; „es ist,“ meint er, „des Exempels wegen,“ und er sagt mit Madame Potain: „Das Volk muß Religion haben.“

Ich könnte über den „Pariser Bürger“ noch recht sehr Vieles sagen; hier jedoch mein letztes Wort: Wer den Typus eines gluthvollen, enthusiastischen, leidenschaftlichen, großartig erhabener Bestrebungen für Tugend, oder ungeheurer Kühnheit im Laster fähigen Gesellschaftvereines sucht; wer jene keck gezeichneten Gestalten, jene kräftigen, scharf marquirten Züge will, die zum Beleben eines historischen Gemäldes sich eignen, der

suche anderswo, als in Paris. Er erkiese zu seinem Behufe sich eine Stadt, deren Julius Cäsar nicht schon erwähnt; die nicht so viele Revolutionen darzubieten, nicht so viele, heute durch Monumente verewigte, morgen wieder ausgelöschte große Namen aufzuzählen hat; wo den durch ewige Reibung abgenützten Menschen die Menschen nicht ersticken. Wem dagegen der sanfte, gutmüthige, treuherzige, schlichte, edelherzige, vertrauende, gastfreie Mensch, wem jene friedlichen, heiteren Physiognomien, die in einem Familienporträt so behaglich ansprechen, genügen, der erwähle sich, um in vollem Maße sich befriedigt zu sehen, den „Pariser Bürger.“ Mit Zuversicht lassen Vermögen, Tochter, das wichtigste Geheimniß selbst sich ihm anvertrauen. Wünscht man einen Dienst von ihm, vorausgesetzt, daß er sein Diner ihm nicht allzusehr verzögere, so baue man auf ihn. Wer jedoch am Morgen nach einer „Emeute“ ihn besucht, der sey in seinem Besuche ja kurz, und nehme keinen Sitz an, denn des „Pariser Bürgers“ Neugier hat an diesem Morgen unbändige Geschäfte!

A. Bazin.

Die öffentlichen Bibliotheken.

Daß unsere Pariser öffentlichen Bibliotheken den Wissenschaften ersprießlich seyn mögen, sehe ich recht wohl ein; dagegen begreife ich, bei deren durch Mangel an Tüchtigkeit oder Nachlässigkeit ihrer Verwaltung herbeigeführten jetzigen Beschaffenheit in der That nicht, wozu diese Büchersammlungen anders dienen mögen, als den köstlichsten Schatz schriftlich niedergelegter Kenntnisse und Wissenschaften zu vergraben, und zu Grunde zu richten. Die „königliche Bibliothek" (Bibliothèque du Roi) ist durch Zahl und Auswahl der Manuscripte und gedruckten Werke die wichtigste, aber leider auch an Unordnung, Schlendrian, Mißbräuchen, die reichste. Indeß macht die „materielle" Polizei dieses großen Instituts dem „Concierge" und den Säle-Reinigern Ehre; man gibt Stöcke und Parapluis am Eingange gratis ab; eine Inschrift in Vulgärsprache, ersucht, die Füße auf der Strohmatte abzuputzen, und minder, als die Tintenfässer, seltene Spuckkistchen verhüten zu häufige Verunglimpfung des spiegelhell „gebohnten" Bodens. Dort hätte Diogenes, Jemand ins Gesicht zu spucken, sich nicht in der Nothwendigkeit befunden.

Oeffentliche Bibliotheken sind keine neue Erfindung unserer, sonst so inventionsreichen Zeiten. Schon unter Augustus hatte Asinius Pollio zu Rom eine solche eröffnet; bei seiner Heimkehr aus den Kreuzzügen stiftete Ludwig IX in einem Saale der Pariser „Sainte-Chapelle" eine Sammlung theolo-

gischer Werke, in der sich Raths zu erholen alle Doctoren der Theologie berechtigt waren. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums schon besaßen die Kirchen Bibliotheken, d. h. einige lateinische Bibeln, päpstliche Decretalen und Meßbücher, an denen sich zu erbauen den gläubigen „Profanen" hinter einem Eisengitter erlaubt war. An mehren Orten sind noch die Ketten und Schlösser, mit denen das der öffentlichen Benützung vergönnte Brevier angeschlossen war, zu schauen; diese Vorsichtsmaßregel würde wahrhaftig selbst in unsern Tagen noch kein Anachronism seyn; denn unsere Staatsbibliotheken sind denn doch ungezweifelt Staatseigenthum; dennoch aber theilen die „Bevorrechteten" sich in deren Fetzen.

Die „Bibliothèque du Roi," zum Beispiele, wird förmlich geplündert, und indeß der unermüdliche Van Praet Tausende von Bänden, von denen nichts, als ihre Stelle in den lückenvollen Bücherfächern geblieben —, Tausende von Büchern, die man wie so manche im Mittelalter, besser angeschlossen hätte, wieder herbeizuschaffen sich abmüht, wandern in einsweg abermals Tausende von Bänden, die eben so auch weit besser unter Schloß und Riegel gelegen seyn würden, von dannen, um nimmermehr wiederzukehren. Zwar ist jeder abwesende Band in die Liste der ausgeliehenen ganz richtig eingetragen; allein dieß unentgeltliche große Lesecabinet wird, so zu sagen, als ein Patrimonial-Eigenthum betrachtet. Man darf nur Akademiker oder weitläufiger Cousin eines Thürstehers der Akademie seyn, um Bücher mitzunehmen, dieß der technische Ausdruck. Man ist darauf bedacht, und rechnet sich's zur Ehre, recht Vieles mitzunehmen, wenig aber wieder zurückzubringen; daher kauft man in Versteigerungen oder auf den Kay's öfters der Bibliothek so lange, daß Verjährung eingetreten ist, entliehene Bücher. Von den aus der „Bücherei" des Louvre, unter Karls VI ordnungsloser Regierung, entkommenen Werken will ich gar nicht reden; binnen dreiundvierzig Jahren reducirten nur sechzig entwendete,

oder entkommene Bände die Bibliothek des haushälterischen Karl V auf achthundert fünfzig; binnen fünfzig Jahren dagegen findet sich die Hälfte der königlichen Bibliothek ungefähr auswärts, dennoch ist man mit Erweiterung des Locals beschäftigt.

Ich weiß nicht, welchem ungetreuen Depositar unserer literarischen Habe man den Gebrauch des Ausleihens von Büchern, ohne Unterpfand oder Bürgschaft, verdanken möge? Aus Mangel an Energie und Besorgniß, sich eine Neuerung zu erlauben, blieben die Nachfolger jenes Verschleuderers unseres Nationaleigenthums dem einmal eingeführten Schlendrian getreu. Ich ziehe gegen diese unserer Bibliothek so verderblichen Begünstigungen mit um so tieferem Ingrimme zu Felde, da ich eine Theilnahme daran mir nie erlauben mochte. Wir werden sehen, was die Commissionen entscheiden werden; in der Regel aber entscheiden sie gar nichts! Vielleicht möchten betagte, kränkliche Gelehrte allein nur, zu Benützung der Bibliothek in ihrer Wohnung zu ermächtigen, das sonstige Ausleihen von Büchern übrigens lediglich auf Doubletten und unvollständige Exemplare zu beschränken seyn.

Was aber im Gegentheile geschieht? Oft werden sämmtliche, auf irgend eine Geschichte, eine Biographie, oder sonst einen wissenschaftlichen Gegenstand bezügliche Werke einem einzigen Autor anvertraut, bei dem sie Monate, Jahre, bis zu Vollendung seines Monopolwerkes, verbleiben. Schmeichelt er sich etwa, die Interessen seiner Schuld zu entrichten? So lange der glückliche Zuerstgekommene jene Materialien in Händen hat, er reise, sey inamovibler Richter zu Carpentras, oder Consul zu Trapezunt, sterbe und werde vergessen, unternehme man ja nicht die Concurrenz einer dieselben Belege erfordernden Arbeit; der Katalog schweigt, die Bücherfächer sind verwaist; wie einen Rival, der einer ganzen Bibliothek sich bemeisterte,

überbieten? Noch glücklich genug, wenn unser Monopolist nicht den Einfluß besitzt, oder die Vorsicht gebraucht, sämmtliche Bibliotheken von Paris zugleich zu plündern!

Beweise dieser Rüge mangeln wahrlich nicht. Der verstorbene Auger, Molière's gewissenhafter Herausgeber, behielt ganzer vier Jahre lang alle früheren Ausgaben, so daß wir, um in der Bibliothek einen andern Molière als den seinigen zu finden, seinen Tod abwarten mußten. Dem verstorbenen Daru standen, als er seine Geschichte der Bretagne schrieb, alle Werke, in denen jene in die der übrigen Provinzen Frankreichs eingreifende Geschichte auch nur einige Seiten füllen, zu Gebote; der eifrigste Freund der Bretagne selbst mußte, diese ganze Zeit über, ihrem Studium entsagen. So sind die verschiedenen Literaturzweige die Beute von fünfzehn bis zwanzig, durch Abgeordnete mit der Bibliothek correspondirenden Personen. Dadurch erklärt sich, daß man im Nachlasse mehr denn Eines Gelehrten, der sich zum Bibliothekar in petto qualificirte, bis gegen dreihundert Bände mit dem königlichen Stempel vorfand.

Die kraft des erneuten Gesetzes des Edicts Heinrichs II in der Bibliothek deponirten Werke gehen, in ihrer Neuheit, von Hand zu Hand, bis sie, wenn sie auf ihrer Wanderung sich nicht gar verlieren, beschmutzt und mitunter beschädigt, einrangirt werden; die „Hausfreunde“ machen den katalogirten, gestempelten und classirten neuen Ankömmling sich streitig; das Publicum erhält erst spät, selten, oder auch gar nicht, seinen Theil an ihm; muß dennoch aber stets den Namen herleihen. Romane, Theaterstücke, Brochüren und frivole Producte amusiren die Frauen, Mütter, Schwestern, Töchter und Verwandtinnen der Bibliothek-Angestellten; von allem dem erhält das Publicum nicht das Mindeste; denn das Reglement untersagt, eine gewisse Gattung, die Müßigen zu sehr an-

lockender Bücher auszuleihen; die königliche Bibliothek will nur fleißige, ernste Gäste; noch unlängst war der politische und religiöse „Index" dort permanent; die Bibliothek der allergroßmächtigsten Dame Censur Lieblinssalon.

Vor der Revolution stand die Bibliothek nur an zwei Wochentagen, am Mittwoche und Freitage von neun Uhr bis Mittag, dem Publicum offen; Neugierige und Fremde besuchten sie damals fast allein. Van Praet, den man füglich eine eingefleischte Bibliothek nennen könnte, trug viel dazu bei, die öffentlichen Besuchstunden auf alle Tage, von zehn Uhr bis drei, die Sonn- und Festtage und die Ferienzeit ausgenommen, auszudehnen. Die Julius-Revolution hat bis jetzt noch keine Abänderung, als den Zusatz einer Stunde, herbeigeführt; das beste Samenkorn aber bringt in schlechter Erde keine Frucht; man liest eine Stunde länger, damit Basta.

Bei Eröffnung der Thüren und Säle, im Sommer oder Winter, bei Wind und Regen, umlagert eine Wolke von Lesern die Tische; jeder eilt nach seinem Platze von gestern; verlangt sein Buch von gestern; wurzelt fünf Stunden lang, Viele mit leerem Magen, die Meisten mit leerem Kopfe, fest. Unter dieser schon in voraus gähnenden Menge sind die seltenen eigentlichen Gelehrten am kahlen Schädel, sinnenden Blicke, an ihrer Unbeweglichkeit und Ausdauer leicht zu erkennen. Die Fußtritte auf dem widerhallenden Boden, die verworrenen Stimmen, das Geräusch der Federn auf dem Papiere, das Umschlagen der Buchblätter, dieß alles ficht sie wenig an; sie isoliren sich im Geiste, und bemerken nicht, daß Schweiß ihr Hemd tränkt, oder ihre bläulichen Finger vom Froste erstarren. Diese Männer bringen der Literatur Ehre; sie sind es, die in ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit zum Ruhme führende Werke vollenden; sie sind unserer Bibliotheken eigentliche Besitzer, denn sie beuten, zum Frommen un-

serer Nationalehre, der Wissenschaften und unserer Genüsse, deren Schätze aus.

Andere Gelehrte haben der eitlen Lockung einer mehr oder minder problematischen Entdeckung ein ganzes Leben der mühseligsten Anstrengungen vergeudet; indeß ist die Hartnäckigkeit, mit der sie ihren Abweg verfolgen, doch immer ehrenwerth; blicke man ihnen über die niedergebeugten Schultern; ihr ameisenfleißiges Suchen und Blättern, das Knochengehäus ihres Schädels und die sociale Hülle ihrer Menschheit, werden sie leicht kundgeben.

Jener Cretin mit stierem Blicke, offenstehendem Munde und unterlaufenem Teint, eine kleine Mannsfratze auf gebrechlichem Kinderrumpf, in allen Jahrszeiten gleich lustig gekleidet, inventirt die „Sagas" in den lateinischen Commentatoren Dänemarks und Norwegens im sechzehnten Jahrhundert. Er würde die Runensprache, verstände sie nur Jemand, reden.

Jener dicke Mann, mit unmäßigem Bauche, rothem Gesichte und kurzen Beinen, strebt Mitglied einer Celtischen Akademie zu werden, um dadurch Anspruch auf die Wahlcandidatur zu erlangen.

Jener rüstige Greis mit lebhaftem Auge, hüpfenden Ganges, ewig in seinem ewigen, von Sonne, Staub, und Regen ins Unendliche nuancirten schwarzen Ueberrocke, sucht seit sechzig Jahren bereits, den „Stein der Weisen," und ist ihn zu finden immer im Begriffe. Allenthalben, selbst in der königlichen Bibliothek, sieht er hermetische Figuren; sie ist sein Laboratorium; unglücklicher Weise liefert die, Bücher ausleihende Regierung keine alchymischen und der Schwarzkunst angehörigen.

Jener Polyglottist, dessen französisches Wörterbuch den „Anglaises pour rire" entliehen ist, vervollkommnet sich in der Mantschu-Sprache; er will auch das Lappländische, wie der verstorbene G a i l das Griechische verstand, erlernen.

Jenes dürre, kahle Beingeripp in fast durchsichtigem Ueberrocke, calculirt und rechnet, und berechnet —, was? ist sein ängstlichst bewahrtes Geheimniß, vom Monate, wo die Tage um 64 Minuten wachsen, bis zu jenem, wo sie 58 abnehmen. Er verschlingt nüchtern schon mehr Zahlen, als ein Budget von anderthalb Milliarden in sich faßt; frühstückt Algebra, dinirt Geometrie, soupirt Trigonometrie, träumt Addition und Multiplication. Dieser Ausbund eines Mathematikers erfindet sicher noch dereinstens die Kunst, selbst ohne eingesetzt zu haben, in der Loterie zu gewinnen!

Jener, alle Worte des Dictionnairs durchstöbernde und vergleichende Alte reimt Charaden und Logogryphe; als der „Mercure" deren noch so gewaltig viele verbrauchte, war er Laharpe's und Suards patentirter Lieferant.

Jener Aesop, dessen Geist so verschoben als seine Taille, wird früh oder spät schlank und niedlich werden; er wartet nur auf sein Auffinden der Wundertinctur und Wünschelruthe; liest Cardanus, Albertus Magnus und „de Secretis" im Original, studirt Nestelknüpfen, Kaffeesatz, Bleigießen, und ist vor dem Scheiterhaufen gar nicht bange. In unsern Tagen verbrennt man nur die Register der indirecten Steuern.

Diesen Originalen zur Seite aber, wie ändert sich die Scene! Ein Schüler copirt die Uebersetzung eines Pensums; ein Mäkler studirt den „Almanach des vingt quatre mille adresses." Der Eine durchblättert, um die Zeit, deren Langweile ihn umbringen würde, zu tödten, ein Buch, dessen Titel er nicht einmal angesehen; der Andre ist auf einem Folianten eingenickt; wieder ein Andrer besieht sich die Bilder. Es ist in der That jämmerlich! Nicht als sollte man von jedem Leser ein Capacitätsattest, eine Familien-Autorisation, ein Certificat guter Studien verlangen; nicht als sollte man ein abgeschabtes, fettiges Kleid, Nägelschuhe und andre Anzeichen der Dürftigkeit zurückweisen, dieß wahrlich nicht; denn obgleich die Vaudevillisten im Cabriolet uns bespritzen; ob-

gleich Intrigue, um ihre Livreen glänzender zu galoniren, dem Verdienste seine Nahrung entzog; obgleich der Gelehrte arm und ohne Ehrsucht, blickte das ächte Genie zu allen Zeiten dennoch selbst aus zerlöcherten Ellbogen durch.

Ist aber dagegen, die Bibliothek in Kategorien zu ordnen, die Stunden zu vertheilen und die eigentlich Arbeitenden vorzüglicher zu begünstigen, denn so unmöglich? Eben so wesentlich wäre ein, nach Namen, Titeln und Materien geordneter, allgemeiner Katalog. Es ist in der That unbegreiflich, wie Van Praet jenem Treiben aller Tage, jeden Augenblickes, jenem Zifferwesen in Fragen und Antworten, allein zu genügen vermöge? — Der Bereich der in der Regel ausgeliehenen Bücher ist in der Art begränzt, daß das Wissen der Angestellten an einem minder gekannten Buche scheitert; anstatt ihre Unwissenheit grade heraus zu bekennen, messen dann diese Bücherträger mitunter der Bibliothek eine ihr nicht schuldzugebende Armuth bei. Man citirte mir einen guten Alten, der, des Treppen- und Leitersteigens müde, dessen sich immer zu enthalten weiß, der aus einem Saale in den andern geht, und mit leeren Händen und dem schlagenden Grunde, das verlangte Buch sey nicht da, zurückkommt. Leider scheint die durchaus absolutistische Verwaltung der Bibliothek jene so bornirten Intelligenzen, die über eine Büchernummer und einen Gefachbuchstaben hinaus nichts weiter kennen, in ihrer Beschränktheit noch zu bestärken; man reducirt diese Angestellten auf die Rolle bloßer Maschinen, und exercirt sie nur, das weitläufige Bibliothekgebäude von oben nach unten zu durchkreuzen. Noch mehr, man versicherte mir sogar, eigentliche bibliographische Kenntnisse seyen bei den Herren und Meistern der Bibliothek ein Grund zum Mißcredit und zur Ausschließung; dann aber könnte man den Dienst eben so wohl Lastträgern anvertrauen!

Die ganze furchtbare Bürde ruht auf Van Praet allein; er einzig nur kennt die Kataloge, vorbehaltenen Schränke,

Portefeuilles; ertheilt jeden Morgen, vier Stunden nach einander, den Abgeordneten der Bibliothek-Privilegirten Audienz; verabfolgt Passirzettel der Folianten, Quartanten, Octav-, Duodezbände für „Monsieur," für „Madame," für „Mademoiselle." Man geht, kommt, spricht, grüßt, beurlaubt sich. Die königliche Bibliothek könnte in der That durch entgeltliches Ausleihen von Büchern an Modistinnen, Näherinnen und Mitglieder der Akademie, ein einträgliches Geschäft betreiben!

Indeß sieht nicht alle Welt so wohlwollend sich aufgenommen; wer zum Behufe gelehrter, undankbarer Forschungen, nach einem seltenen, vor 1500 gedruckten, nur in geringer Zahl existirenden Buche fragt, gilt für einen Dieb, ein Original, oder etwa einen Liebhaber. Ihm enthüllt das unverletzliche Heiligthum die den Profanen unbekannten Schätze nicht; eher würde man einen vollständigen Brantome, als ein „Mysterium," eine Ausgabe von Verard, einen Elzevir erhalten. Vergebens nennt man sich, beut seine Adresse an, supplicirt allerdevotest, gibt als Bibliographen sich kund; alles verschlägt nichts; die höflichste Antwort ist etwa noch, das verlangte Buch sey nicht vorhanden. An einer nicht zu bemeisternden Weigerung scheitern alle und jede Gründe und Argumente. Das fragliche Buch mag allerdings vier- bis fünfhundert Francs kosten; steige man dagegen nach den Manuscripten hinauf; dort erhält man ohne alle Schwierigkei Karls des Kahlen Bibel, fünfzigtausend Francs im Werthe. Es ist um die Logik eine in der That schöne Sache.

Indeß will ich das Mißtrauen der Bibliothekare durchaus nicht tadeln, möchte im Gegentheile dasselbe nur besser angebracht sehen; denn täglich ereignen in der Bibliothek sich nur durch zweckmäßigere Aufsicht zu vermeidende Diebstähle; die Herausgehenden wären darum nicht eben zu visitiren, sondern Jeder hätte nur beim Weggehen die ihm mitgetheilten Bände zurückzugeben; und warum sollte man nicht, wie im

Thea-

Theater, Eintrittskarten ertheilen? Die wesentlichste Inconvenienz aber ist das tägliche Gemisch Neugieriger und Leser. „Einzige" Editionen verschwanden, Blätter wurden ausgeschnitten, Kupferstiche entwendet, Autographe ausgerissen; um die Miniaturen sich zuzueignen, verstümmelte man Manuscripte von unschätzbarem Werthe! Nur zu häufig erneut sich solcher Vandalism; schändliche Gewinnsucht spornt Nichtswürdige zu so ehrlosem Raube; doch waren sie es nicht, die die theologische Bibliothek des erzbischöflichen Palastes in die Seine warfen!

Mit Einem Worte, es scheint gewiß, daß die der Rue Richelieu *) zuströmende Menge der Bücherfreunde nur herzlich wenige zähle; Tagdieberei und Bedürfniß die Zeit zu tödten, führen jene Pflastertreter und „Flaneurs" ohne Asyl, die in den „Flibustiers" und „Causes célèbres" sich behagen, dorthin; heize man im Winter nur wacker ein, so wird eine ziemlich gut „componirte" Gesellschaft zum Wärmen sich einfinden. Diese meine Ueberzeugung steigert noch der Anblick der übrigen Bibliotheken, die, um jenen Müßiggängern, sich Langweilenden, Zeitvergeudern, nach jedem unentgeltlichen „Spectakel" Haschenden zuzusagen, vom Mittelpunkte der Stadt sich in zu großer Entfernung befinden. — Außerdem besuchen Männer, die mit ihrer Zeit haushalten, selten die königliche Bibliothek, wo man dem Bureau der Conservateurs gegenüber, in der Regel Schildwache zu stehen hat, und für diese Geduldprobe dennoch sich nicht entschädigt sieht; denn von zwanzig verlangten Werken sind selbst zwei complete nicht immer vorhanden; von der „Biographie universelle" kaum zwölf Bände zusammenzubringen. Keine Bibliothek, ich spreche dieß unbedenklich aus, sey sie auch noch so klein, kann schlechter conservirt und in solchem Grade vernachlässigt seyn, als die königliche, in der vielleicht 200,000

*) Dort ist das Local der königl. Bibliothek.

Bände ungleich, doppelt, geliehen oder verloren sind. Indeß herrscht jenes Chaos, das bei den gedruckten Werken sich noch immer steigern wird, wenigstens nicht in den Manuscripten, Kupferstichen und Münzen. *)

---

*) Im November 1831 erlitt diese Münz- und Antiquitäten-Sammlung durch einen, bei der Lage des Bibliothekgebäudes in der Rue Richelieu, einer der volkreichsten Straßen von Paris, fast unbegreiflichen Diebstahl mit Einbruch und Einsteigen, einen in der That unersetzlichen Verlust. Die Diebe mußten die innern Localitäten des Medaillen-Cabinets recht wohl kennen; wußten grade die nicht allein an materiellem Werth kostlichsten Gegenstände sehr klug auszuwählen; hielten sich übrigens nur an Gold, und ließen das Silber durchaus unberührt. Sie hatten zu ihrer Expedition sich Zeit genommen, und nach den am Morgen nach dem Einbruche vorfindlichen Spuren zwölf Wachskerzen gebrannt. Ein zurückgelassener ungeheurer Strick führte zum Signalement eines der Diebe; bei Ausmittlung dieser Spur ist es denn aber auch vor der Hand geblieben; weiteres war bisher noch nichts zu ermitteln. Der für die Wissenschaften zu besorgende, empfindlichste Verlust würde die Einschmelzung der geraubten unschätzbaren Schätze seyn; indeß ist derselbe leider nur allzuwahrscheinlich; denn Veräußerung einer Masse von Gegenständen solcher Art würde ohne dringendste Gefahr für die Diebe selbst, in keinem Lande der civilisirten Welt wohl irgend denkbar seyn. — Seit diesem Diebstahle übrigens hat das Bibliothekgebäude an seinem Eingange in der Rue Richelieu, eine Schildwache erhalten.

Hier das Verzeichniß der geraubten Gegenstände in Gold:

Eine Patera, sechs Zoll im Durchmesser, mit einem Basrelief am Boden, und am Rande incrustirten Medaillen aus den Zeiten der ersten Kaiser.

Ein goldgefaßter Becher, mit dem Bildnisse eines Sassaniden-Königs.

Die Kleinodien aus König Childerichs, bei Tournay entdecktem Grabe: Goldne Bienen, ein gravirter goldner Ring rc.

Ein goldner Siegelring Ludwigs XII.

Eine große goldene Medaille Ludwigs XIV, die Façade des Louvre darstellend.

53 Goldmünzen von Syrakus,

In der Manuscripten-Sammlung einen Texte entziffernden Hellenisten, irgend einen, Daten aufsuchenden Chronisten, einige in ein Sanskrit-Problem vertiefte Orientalisten abgerechnet, ewige Oede. Bei den Kupferstichen eine mit Cartons beschichtete Tafel, an der, wie bei einer ersten Vorstellung, die Plätze schon im voraus genommen sind; eine Partie ihrer Zeichenstunde hier obliegende Schüler; jedoch mindestens ein vollendeter, vollständiger Katalog. Im Münzcabinete: Engländer, Provinzbewohner, und hie und da ein archäologischer Dilettant.

Die übrigen Bibliotheken besuchen verschiedene, das Feuer im Winter, in den Hundstagen die Kühle liebende Classen von „Habitués." Nach Sainte-Geneviève geben die Zöglinge der Rechts-, der Medicin-Schule und die „Collegiens" sich Rendezvous; man verlangt die Encyklopädie, Hippokrates, Pothier und die lateinischen Classiker mit Uebersetzung; Niemand aber denkt daran, von den unter dem Dache in Gesellschaft der Spinnen und des Küchenrauchs hausenden Manuscripten den Staub abzuschütteln.

Die Gelehrten scheuen die lange Wanderung nach dem

---

3 Goldmünzen der Könige von Epirus; ein Neoptolem und zwei Pyrrhus.

Die Reihenfolge der römischen Kaisermünzen in Golde, die großen Gold-Medaillons mit einbegriffen, 95 Stück.

Die Goldmünzen von Sextus Pompejus bis zu Justin II, 5192 Stücken.

37 neuere Goldmünzen von Karl VII bis Ludwig XIII.
125 Goldmünzen von Ludwig XIV.
75 — von Napoleon.
4 — von Ludwig XVIII und Karl X.
30 — Frankreichs große Männer darstellend.
434 — Suite von Ludwig XIV und Ludwig XV.
65 — Suite der Päpste.

Man schlägt den Goldwerth sämmtlicher geraubter Gegenstände auf 500,000 Francs, den relativen, gegen anderthalb Millionen an.

„Arsenal“ nicht; dort nämlich kündigt alles das Walten eines ächten Bibliographen und Bibliophilen an; alles ist dort, die Employés ausgenommen, an seiner Stelle; noch im Grabe würde Marquis Paulmy sich erfreuen, wüßte er, daß seine Bücher und Manuscripte, gegenwärtig des guten Sully Appartements einnehmend, nicht, gleich jenen des Herzogs de la Vallière, zerstreut wurden.

Die aus der ehemaligen der Advocaten gebildete Stadtbibliothek empfiehlt sich, wenn auch nicht durch Mannichfaltigkeit ihres Inhaltes, doch durch den Eifer ihrer „Conservateurs.“

Die „Bibliothèque Mazarin“ gerieth, im Verhältnisse ihres Anwachsens, eben so in Verfall; vom gelehrten Naudé ist nur der Name dort zurückgeblieben; seine zehn Nachfolger haben ihn nicht ersetzt.

Die Bibliothek der Akademie gestattet nur, nach Präsentation, wie bei Hofe, den Zutritt; es ist ein Mumien-Verein von Coterie und Prärogative.

Ist es nun aber in einem Jahrhundert, wo man an jeder Straßenecke Lesecabinette *) findet; wo so unzählige Häuser Bibliotheken von 2 bis 3000 Bänden aufzuweisen haben, nicht unerhört, daß diese unermeßlichen Niederlagen der Wissenschaften und Literatur fast keines der zu wünschenden Resultate erzielen? Jene Bibliotheken, der Gegenstand des Neides und der Bewunderung der ganzen gelehrten Welt, leiden in ihrem Innern an unheilbaren Wunden; wie in erobertem Lande hat die Sinecure sich dort eingenistet; hinter einem

*) Die Zahl dieser Lesecabinette ist gegenwärtig in Paris in der That Legion. Für den Eintrittspreis von 4 — 5 — 6 Sous stehen dem Besuchenden, in eleganten, mit Gas glänzend erleuchteten, im Winter wohlgeheizten Localen die französischen Tag- und Abendblätter, englische, deutsche, niederländische, italienische Journale, alle „Nouveautés“ und mehr oder minder zahlreiche Bibliotheken, auf so viele Stunden ihm beliebt, nebst Feder und Tinte zu Gebote. Das Abonnement beträgt 4, 5 bis 6 Francs monatlich.

Bollwerke von Scharteken schleicht, oder richtet die Congregation ihr Haupt empor, langweilt sich oder schläft das Privileg; dort recrutirte Polignac Schreiber und Räthe. Wozu jener Generalstab invalider oder überflüssiger Bibliothekare? Warum eine so unzureichende Anzahl wirklich nothwendiger Angestellten? Der Staat zahlt blindlings; welche Frucht aber bringen uns alle diese Opfer? In den Unruhen der Ligue und der Fronde selbst, als die Buchhändler von der gesetzlichen Niederlegung zweier Exemplare sich dispensirten, war die königliche Bibliothek im „Collége de Clermont" und im „Couvent des Cordeliers" besser beaufsichtet. Jene Anzeichen des Verfalles bekunden — die Existenz eines Generalinspecteurs der Bibliotheken.

Warum besitzen wir nicht lieber was man „Bibliothèques des partisans" nannte, als die thörige Eitelkeit der Financiers an künstlichen Bücherrücken zu Tapezirung eines Maroquincabinets Gefallen fand? Jene lächerlichen Bücherfächer würden ganz denselben Zweck wie unsere, eine Armee von Incapacitäten und Nutzlosigkeiten besoldenden Bibliotheken erreichen; unsere literarischen „Thersiten" hätten dort ihr Pantheon!

Selbst die egoistische Verwaltung der Londoner Bibliotheken ist der unsrigen noch vorzuziehen; dort sind die Bücher von Niemanden zu berührende Heiligthümer; denn die Depositare sind dafür verantwortlich. In allen Zeiten haben die Engländer unsere Fehler benützt; wie sorgfältig bewahren sie die vom Herzoge von Bedford zu zwölfhundert Goldgulden erstandenen achthundert Bände Karls VI! Sie wahrlich werden die bei König Johann's Gefangennehmung, in der Niederlage von Poitiers, mit ihm erbeuteten Papiere seiner Canzlei nie veräußern!

Wie? Unserer, mehr Bände als alle Büchersammlungen des Alterthums vereint zählenden Nationalbibliothek sollte jämmerlicher, als hätten Barbarenhorden mit Feuer und

Schwert sie heimgesucht, mitgespielt werden! Die Bibliothek von Pergamus besaß 200,000 Bände; jene von Constantinopel 300,000; die von Alexandria 700,000 Manuscripte auf Baumrinde, in Wachs, auf Papyrus, Pergament, auf Schlangenhäute; unsere königliche Bibliothek zählt 600,000 gedruckte Bände, 100,000 Manuscripte und 20,000 Kupferstichsammlungen.

Verlange man aber in eben dieser königlichen Bibliothek nur eine der hundert Editionen von Rabelais; kaum werden einige, in Ausgabe und Format verschiedene Bände, gleichsam als „Echantillons," mit Mühe aufzufinden seyn.

P. L. Jacob, Bibliophile.

Die „Abbaye aux Bois." — Madame Recamier.

Es gibt begünstigte Orte, deren Ruf allen Stürmen der Zeit, allen politischen Erschütterungen des gegen sie geschleuderten Zerstörungs-Anathems unerachtet, trotzt. Es gibt befreundete, durch Reminiscenzen des Friedens und der Heiligkeit beschirmte Asyle, an deren Fuße die sie zu verzehren bereite Flamme erlosch, und die zu Zertrümmerung ihrer alten Mauern von d'Aumale und Heinrichs IV Hugenotten-Kriegern schon geschwungene Axt sich senkte. An ihren Thoren verbrausten, ohne sie zu gefährden, selbst die Stürme der Revolution, und ihren geweihten Bering betrat kein Kosak vom Borysthenes.

Noch heute bestehen in Paris einige jener bevorrechteten Gebäude; nicht ihre Isolirung indeß ist es, die gegenwärtig ihre Sicherheit begründet. Eines derselben besonders sah seit schon sehr langer Zeit jenen seinen Namen *) ihm verleihenden altergrauen Baumschlag fällen. Die „Abbaye aux Bois" beschattet kein dichter Wald mehr. Enge, düstere, stets mit Koth angefüllte, von einer armen, durcheinanderschreienden Volksclasse bewohnte Gassen ersetzen jene schattenreichen, kühlen Alleen, in denen nur die Glockentöne des Münsters, der

*) Die „Abbaye aux Bois" ward vom heil. Bernhard gestiftet, und war eine Dependenz von Clairvaux. Sie war eine königliche Abtei, ihre Aebtissin immer eine Dame hohen Ranges; die letzten vor der Revolution waren eine Richelieu und Chabrillant.

Gesang einer befiederten Capelle, oder das Rauschen des Windes im Blätterdache widerhallten. Jene der „Abbaye aux Bois“ verliehene Spende des **Friedens** und der **Ruhe** aber vermochten ihr nicht geraubt zu werden, und umtoste das Weltgetümmel ihre Eisengitter, dann flüchtete ihr süßer Friede hinter die hohen Mauern ins Innere des Münsters.

Im Jahre 1812 bestimmten meine Gesundheitsumstände mich zu einer Reise in das Bad von Aix in Savoyen. Da ich meine Töchter der unmittelbaren Leitung ihrer, um deren einziger Mentor zu seyn, noch zu jugendlichen Erzieherin nicht überlassen wollte, entschied ich mich, während meiner kurzen Abwesenheit, einem Kloster sie anzuvertrauen, und begann sofort, das mir, zu Bewahrung meiner theuersten Kleinode, das am geeignetesten scheinende auszumitteln.

Ich besuchte viele Klöster. Napoleon hatte damals der Befugniß, solche Anstalten wiederherzustellen, große Ausdehnung verliehen; in der Nachbarschaft von Sainte-Geneviève besonders war ihre Zahl bedeutend. Keines dieser Klöster aber sagte mir zu; schon gab ich die Hoffnung auf, als eine Freundin mich zu einem mit einem Kreuze gekrönten großen Gitter, mit der Bemerkung: „Hier werden Sie, was Sie suchen, finden,“ geleitete.

Es war die „Abbaye aux Bois.“ Wir durchwandelten einen großen Hof, in dessen Hintergrunde eine Nonne, deren Miene heitre Laune ausdrückte, uns eine Pforte öffnete. Meine Begleiterin begrüßte sie als „Schwester“ M ha, und frug nach „Madame de Navarre.“ Die Pförtnerin schloß eine nach dem herrliche Gärten umschließenden großen Münster führende zweite Pforte auf. Sie bemerkte uns, die Gärten seyen jetzt grade, weil die Eleven in der Classe, unbelebt, und führte uns in einen kleinen, höchst einfachen Salon, in dem sich „Madame de Navarre,“ des Klosters Vorsteherin, alsbald einfand.

Sie war eine Dame hohen Wuchses, *) und mußte einst ausgezeichnet schön gewesen seyn. Im ersten Augenblicke schienen ihre Züge streng; bei sorgfältigerer Prüfung aber entdeckte man darin jene ernste Ruhe des Unglücks, jenen Stempel geistigen Leidens, das die Seele dem Antlitz so tief einprägt, daß in der Folge keine noch so hoch gesteigerte Wonne des Gemüths dessen Spuren zu verschleiern vermag.

In Spanien hatte ich Nonnen im vollen Luxus ihres Costüme's gesehen; „Madame de Navarre" aber frappirte mich durch den Adel, mit dem sie in dem ihrigen erschien. Ihr langes Gewand von schwarzem Etamin umschwebte sie ganz so graziös, als eine, die elegante junge Dame umhüllende Blouse à la Vallière. **) Ausgezeichnet schöne Hände blickten aus den weiten Aermeln des Kleides mehrmals hervor, um den Schleier zurückzuschieben, und mit einem breiten rothen Moirébande, an dem ein großes silbernes Herz niederschwebte, zu spielen.

„Madame de Navarre" war eine Dame von ganz vorzüglichem Geiste. Sie ließ mich alles in Augenschein nehmen, zeigte mir alles in den kleinsten Details; unterließ dabei aber die Bemerkung nicht, daß ihre Betriebsamkeit dieß alles geschaffen, und seit ihrer Rückkehr in die Abtei dazu durchaus nicht der mindeste Fonds angewiesen worden sey. Sie hatte damals über fünfzig Eleven, und die Organisation des Instituts war bewundernswürdig. Daher auch stand, ehe ich die Abtei verließ, der Entschluß, meine Töchter „Madame de Navarre" anzuvertrauen, bei mir fest.

Eine, gleich mir, „Madame," der Mutter des Kaisers, attachirte Dame, die Baronesse Saint-Sauveur, Toch-

*) Abbé R., übrigens ein Muster von Frömmigkeit, äußerte einst: „Madame de Navarre" unter ihren geistlichen Schwestern, scheint Kalypso im Kreise ihrer Nymphen."

**) Damalige Modetracht.

ter des Prinzen von Masserano, hatte mir von jener Abtei bereits mit großen Lobpreisungen gesprochen. Ihre beiden Töchter befanden sich in jenem Institute; kein Tag verfloß, an dem sie dieselben nicht besuchte. Sie kannte die mütterliche Sorge der Vorsteherin für die ihr anvertrauten jungen Mädchen, und ihrem Urtheil war unbedingter Glaube beizumessen.

Damals kannte man übrigens die „Abbaye aux Bois“ nur als ein heiliges Asyl, dem eine Familie ihre gesammten Lebenshoffnungen mit Zuversicht anvertrauen konnte; nur auf das Wohl ihrer Kinder sorgsam bedachten liebenden Müttern allein war sie bekannt. In unsern Tagen verhält sich dieß anders. Der Name „Abbaye aux Bois“ ist populär geworden; ihr Ruf unter allen Volksclassen allgemein. Wer zum erstenmale dahinfährt, hat seinen Leuten nur den Namen zu nennen, und darf nicht besorgen, erst nach dem Wege von ihnen befragt zu werden. Der mit einem Empfehlungsbriefe unter der Aufschrift: „A l'Abbaye aux Bois“ versehene Provinzbewohner hat ihn nur seinem Cabrioletkutscher zu zeigen, und wie von selbst schlägt dessen Rozinante den Weg nach der Rue de Sèvres ein. Will ein alter Priester, ein Seminarist den ehrwürdigen Pfarrer, oder jungen, schönen Vicar besuchen; der Fiaker oder Omnibus-Conducteur führen ihn ohne irgend eine andere Andeutung, als nach „Abbaye aux Bois,“ an die „Grille.“ Wie die Herzogin v. Crussol jenen Engländer, der das Hotel d'Uses nicht zu finden wußte: „Rue Montmartre, neben dem Kastanienhändler,“ bedeutete, könnte man dem, der die „Abbaye aux Bois“ nicht auszumitteln wüßte, sagen: „Rue de Sèvres,“ neben dem Strohmatten-Verkäufer.“

Wodurch aber denn eigentlich ward dieser Abtei binnen so kurzer Zeit ein solcher Ruf, diese so allgemeine Bekanntheit? — Jene beiden kleinen Fenster ganz dort oben, über jenen großen, breiten der Treppe, sind die eines der kleinen

Zimmer des Gebäudes; diesem Stübchen entstammt der Ruf der „Abbaye aux Bois." Von dort herab kam er, ward er populär: wie sollte er dieß aber auch nicht, da alle Classen der Gesellschaft wußten, daß dieß Zimmerchen ein Wesen bewohnte, dessen Tagen alle Freuden abgestorben, das dennoch aber jedem Kummer ein Trostwort, der Linderung jeden Leidens irgend eine magisch wirkende Tröstung, jedem Unglück Hülfe zu spenden wußte? Wessen Mitleid erflehte Couder, *) als er aus der Tiefe seines Kerkers dem Blutgerüste entgegensah?

„Gehe," bat er seinen Bruder," „geh' zu Madame Recamier, sag' ihr, ich sey vor Gottes Throne unschuldig, sie wird mich verstehen!"

Bleich, an allen Gliedern bebend, in Verzweiflung, kommt in der Mitternachtstunde der Bruder des Unglücklichen zu Madame Recamier in eben jenes Stübchen, das Mathieu de Montmorency, der an jedem Abend dort den, seit er das Steuer eines Schiffes, dessen meuterische Bemannung seiner friedlichen Lenkung mit jedem Augenblicke widerstrebt, ihm so nöthigen Trost bei dem Ideale einer treuen Freundin aufsucht, gerade verlassen. Madame Recamier kennt eines Montmorency's Herz; kennt dessen Willen, Gutes zu üben; sie spricht dem Bruder des armen Verurtheilten Muth ein. Kaum graut der Tag, so ist sie schon im Ministerium, spricht mit ihrem Freunde, interessirt den Menschen, sucht den Minister zu erweichen; hier jedoch fand sie Widerstand; Montmorency huldigte der unbeflecktesten Rechtlichkeit, und schuldete als Justizbeamter dem Gesetze Gehorsam.

Madame Recamier drang nicht länger in den Freund; sie sah, daß er, bei seinem tiefen Schmerz, ihre Bitte zu verweigern, so handeln zu müssen glaubte. — „Ich aber," sprach sie, „habe das Gesetz nicht zu befragen; mir gebeut

*) Er war in Bories Processe kompromittirt.

Pflicht der Christenliebe, einen Unglücklichen zu retten.“ Und Couder ward gerettet. Die edle Frau gesellte ihrer milden Handlung jenen Mann, der Talent und Herzensgüte zugleich besitzt, zu: Ballanche unterstützte ihre Schritte, und das Blutgerüst verschlang ein edles Leben weniger.

Jene kleine Celle, in der eine Frau, deren Ruf ein mehr denn europäischer war, Ruhe und eine anständige Zufluchtsstätte gesucht, stellte eine dem Studium des Menschengeistes dargebotene, fast wunderhafte Erscheinung dar. Gewöhnlich vergißt die Welt Jene, die ihren Fêten nicht mehr zusagen; nicht dieß aber war das Geschick jener Dame, die mitten im Gewühl der Freude für eine Klage des Schmerzens noch mehr Gefühl, als für jener Genüsse hegte. Das kleine Stübchen im dritten Stockwerke der „Abbaye aux Bois“ war nicht allein das stete Wallfahrtziel der Freunde von Madame Recamier, sondern, als habe die Zauberkraft einer freundlich gesinnten Fee die Mühe des Steigens erleichtert, wünschten dieselben Ausländer sogar, die um den Zutritt in das elegante Hotel der Chaussée d'Antin als eine Gunst sich beworben, auch jetzt noch eine solche Begünstigung. Es bot ihnen ein eben so merkwürdiges Schauspiel, als irgend eine unserer gefeierten Pariser Sehenswürdigkeiten, in einem Raume von zehn Fuß Breite, auf zwanzig Länge, alle Meinungen unter dasselbe Panier vereinigt, zusammen in Frieden, und die Hand sich bieten zu sehen. Chateaubriand erzählte Benjamin Constant von America's ungekannten Wundern; Montmorency hörte, mit der ihm so eigenthümlichen Urbanität, mit jener alles, was seinen Namen führt, so auszeichnenden ritterlichen Politesse, Madame Bernadotte, die Schwedens Thron zu besteigen im Begriffe stand, eben so an, als dieß bei Adelheid von Savoyen, der Tochter Humberts „mit den weißen Händen,“ der Wittwe Ludwigs des Dicken, die mit einem Montmorency vermählt war, der Fall gewesen seyn würde. Kein, dem Manne der Freiheitstage

nur irgend widriges Wort entschlüpfte jenem der Zeiten des Feudalismus.

Auf dem nämlichen „Divan“ Nachbarinnen, ward die Duchesse des Faubourg Saint-Germain der „kaiserlichen“ Duchesse artig; in dieser, in ihrer Art einzigen Celle eine, auch nur die entfernteste Reibung; das sanfte Lächeln, das milde Wort der Gebieterin dieses engen Raumes gab ihren gesammten Umgebungen den Ton an.

Als ich Madame Recamier in jenem Zimmer wiedersah, war ich nach langer Abwesenheit eben wieder nach Paris zurückgekehrt. Ich hatte sie um einen Dienst zu bitten, und fuhr in voller Zuversicht zu ihr hin. Zwar wußte ich durch unsere gemeinschaftlichen Freunde wohl, bis zu welcher Stufe von Kraft ihr Muth sich gesteigert; als ich sie jedoch in jenem Stübchen, fast unter dem Dache, erblickte, entsank mir der meinige; sie dagegen erschien so ruhig, so ungetrübt als in den goldstrahlenden Salons der Rue Montblanc.

Wie? seufzte ich, immer Leiden! Mein feuchtes Auge verweilte auf ihren Zügen mit einem Ausdrucke, den sie begreifen mußte. Ach! meine Erinnerungen überflogen die Kluft der Jahre, träumten in die Vergangenheit sich zurück! Dieß Weib, die des Rufes, die Zierde im Blüthenkranze des Jahrhunderts zu seyn, genossen, sah seit zwanzig Jahren ihr Leben Schmerzen preisgegeben, die, ihr Herz rastlos bestürmend, es allmählich tödten mußten!

Als Frau v. Staël nach Coppet verbannt ward, folgte ihr Madame Recamier; sie besitzt eine jener Seelen, welche Freundschaft ohne Hingebung nicht fassen können; die ihrige erkaufte sie so theuer! Sieben Jahre lang trennte die von einem eisernen Willen beliebte Schranke sie von ihrem Vaterlande. So lange „Corinna“ Coppet bewohnte, tröstete sie ihre Freundin, und ward von ihr getröstet. Endlich aber erschien der Tag der Trennung; Madame Recamier ward die traurige Begünstigung, ihre Vaterstadt zu bewohnen.

Ich befand mich damals, zu Wiederherstellung meiner Gesundheit, im Bade von Aix; so sehr mich aber auch die Sehnsucht, bei Beendigung der Badezeit meine Kinder wiederzusehen, nach Hause zog, konnte ich mir über Lyon zu reisen nicht versagen, und beschloß, bei der Verbannten einige Tage zu verweilen. Uebrigens lag darin kein Verdienst; denn ihre vertrautesten Freunde, Montmorency, Catelan, Camille Jordan, reisten mehrmals im Jahre von Paris zu ihr nach Lyon.

Ich stieg, um Madame Recamier, die im Hotel de l'Europe logirte, näher zu seyn, ebenfalls dort ab. Sie bewohnte ein zugleich als Salon und Schlafgemach dienendes großes Zimmer. Als ich in dieß, von einer Lampe, deren Licht auf jenes noch immer entzückende Antlitz fiel, schwach erleuchtete Gemach eintrat, empfand ich ein in mir noch lange sich erhaltendes Gefühl. Im ersten Augenblicke fand ich keine Worte, einer Frau gegenüber, die der Despotismus, im Bedürfnisse sich zu rechtfertigen, leichtsinnig und frivol genannt, die ich aber groß, stark, durch ihre Resignation und die Würde ihres Benehmens, über Jene, die auf einen Ocean sie immer umtobender Stürme geschleudert, triumphirend vor mir sah.

Mich begleiteten zwei Freundinnen, deren eine, Madame Lallemand, Madame Recamier nie gesehen, wohl aber nach ihr gewordenen Mittheilungen eine äußerst vortheilhafte Meinung von ihr hegte. Nichtsdestoweniger fand sie sich nicht wenig überrascht, als sie dieser Dame in höchst einfacher weißer Robe, die Haare mit einem Schildkrötenkamme, ihrem einzigen Schmucke, aufgesteckt, ansichtig ward! Eigentlich hatte auch ich etwas mehr Auswahl in ihrer Tracht erwartet; ich glaubte nämlich durch Langweile sie zu einiger Coquetterie verleitet. Ich bemerkte dieß Madame Recamier.

„Ich langweile mich," entgegnete sie, schwermüthig lächelnd, nie; ich empfange Briefe von meinen Freunden,

antworte, denke an sie . . ., zuweilen auch entsinkt mir der Muth, dann weine ich; Sie sehen mir fehlt, mich zu langweilen, die Zeit."

Noch frische Spuren von Thränen waren Belege ihrer Worte.

Als ich selbst, durch frühere Erinnerungen und unversiegte Anziehungskraft bestimmt, die „Abbaye aux Bois" zu meinem Asyle erkor, bewohnte Madame Recamier ihr früheres kleines Zimmer nicht mehr; sie hatte eine geräumigere Wohnung bezogen.

Der Tod hatte die Reihen der sonst bei ihr vereinten politischen Kämpfer gelichtet; von allen ihren Freunden war fast Chateaubriand allein nur noch der Ueberlebende. — Aber auch ihm schlug die Stunde königlicher Mißgriffe und königlichen Undanks. Er war weise, entsagte trügerischem Scheinglück, und kehrte vom ungewissen „tribunicischen" Einflusse zum zuverlässigeren des Talentes und Genie's wieder zurück. Dort waren — kein Ministerium, wohl aber die Oberpriesterschaft, Scepter und Krone ihm beschieden. Welche Accente vermochten die seinigen zu übertäuben, wenn er den Anführer der Hebräer, mit seiner Donnerstimme, sagen ließ:

„Anathème à ta race volage,
Jacob! si par tes mains tu te fais une image etc." *)

Sein Flammenblick verlieh den prophetischen Worten des Gesetzgebers Israels siegreiche Wahrheit; jener Salon der „Abbaye" ward dann ein Heiligthum, in welchem den poetischen Ergießungen des Genie's alles in andächtigem Schweigen lauschte. Der mystische Dornbusch leuchtete und flammte; in seinem Glanze erblickte Chateaubriand die Jünger seiner Schule, mit jenen sein Genie begleitenden herrlichen Talenten gemischt. Sie sind nicht zahlreich; Lamartine, Villemain gebührt in ihrer kleinen Schaar der Vorrang.

---

*) Moyse. act. IV. sc. 2.

In demselben Salon aber, wo Chateaubriand gestern Dichterkönig war, ward er am folgenden Tage ein ganz schlichtes Wesen, dessen Unermeßlichkeit sich nur errathen ließ. Er spielte dann mit Themistokles Canaris, jenem Sohne des griechischen Helden, der die Wohlthat, von seinem blutgetränkten Vaterlande fern, in die Elemente der Civilisation eingeweiht zu werden, Chateaubriand*) verdankt.

Dann erzählt Chateaubriand, wie er im Wigham des Wilden das Friedenscalumet geraucht; im Olivengarten der Stadt, die den Heiland kreuzigte, und in jener des Papstes, auf den Trümmern des Forums, gebetet; wie seine unstäten Wanderungen von den Quellen des Scamanders, durch des Eurotas Rosenlorbeeren zum Gipfel des Eurotas und unter die Thürme der Akropolis ihn geführt. Ferner erzählte er uns, wie er in der Pferdhütte eines Hirten übernachtet, die Buttermilch eines Hochländers in Schottland getheilt, eines englischen Pairs edle Gastfreiheit genossen; wie er in des schönen Andalusiens Thälern die junge Spanierin wiederholen lassen: Der wahre Held müsse allem vorziehen:

„Son dieu, son roi, sa maitresse et son honneur!“ **)

So widmete Chateaubriand, stets rastlos wißbegierig, die Jahre der Jugend seinen Wanderungen durch die Welt; er wollte das spätere Recht, von seinen Erinnerungen alles zu heischen, sich erzielen. Zu Erreichung dieses edlen Zweckes betrat sein Fuß

*) Madame Recamier theilt in jedem Sinne diese edle Sorge. Oft war ich Zeugin ihrer ächt mütterlichen Zärtlichkeit für diesen jungen Griechen. Möge er seinen Wohlthätern mit Dank lohnen; ich wünsche dieß zu Ehren des Namens seines Vaterlandes, dem ich nicht fremd bin. (Die Herzogin v. Abrantes ist griechischer Abkunft.)

**) „Les adieux de Rodriguez Diaz de Bivar à Ximena de Gormaz,“ Romanze, von Chateaubriand dem Spanischen nachgebildet, ist von Alvimare und Garat componirt. Nur des letzteren Composition ist gelungen.

Fuß alle Länder, sprach seine Zunge alle Idiome, studirte das Auge seines Geistes alle Gebräuche. Aus diesen, von überlegenem Talente gesammelten umfassenden Kenntnissen bildete er sich eine Quintessenz, die ihm das Vermögen, die Menschen, richtiger ungezweifelt, als irgend Jemand unter jenen, die er im Vaterlande, dem Lieblinge seines Herzens, dem Ziele seiner abenteuernden Fahrten, wiederfand, zu beurtheilen verlieh.

Wir sahen bereits, daß in der „Abbaye aux Bois" auch andere als nur literarische Interessen verhandelt werden, und Leidende einen Blick der Hoffnung nach ihr richten dürfen. Während meiner, behufs meiner Memoiren unausgesetzten Beschäftigung mit allem auf die Familie des Kaisers Bezüglichen, entdeckte ich einige Belege, deren Benützung mir hier an ihrer Stelle scheint.

Die Königin von Spanien (Josephs Gemahlin) mußte durchaus nach Frankreich zurückkehren. Sie schrieb an Madame Recamier, um durch ihre Vermittlung die Erlaubniß, nach Paris zu kommen, zu erlangen. Chateaubriand war damals Minister, und die mit der Rechtlichkeit seines Charakters bekannte Königin setzte in das Gelingen ihres Gesuchs volles Vertrauen. Da jedoch ein, jene ganze unglückliche Familie, selbst in ihren tugendhaftesten Mitgliedern, umfassendes Gesetz bestand, war die Sache schwierig. In Chateaubriands Brust aber waltete jenes Gefühl edlen Mitleids mit dem Unglück, das später die rührenden Worte ihm eingab:

„Des Hébreux triomphans le magnanime chef
Craindrait-il une femme esclave de nos armes,
Qui mange un pain amer détrempé de ses larmes?
Sur le compte des grands je ne suis pas suspect:
Leurs malheurs seulement attirent mon respect.
Je haïs ce Pharaon que l'éclat environne;
Mais s'il tombe, à l'instant j'honore sa couronne.
Il devient à mes yeux roi par l'adversité etc."

Chateaubriand schenkte dem dringenden Interesse einer Unglücklichen Gehör; seine zu Rathe gezogene Pflicht gebot ihm keine Furcht vor einem schwachen Weibe. Zwei Tage nach Empfang des Gesuches schrieb er Madame Recamier: Madame Joseph Bonaparte könne, jedoch unter einem fremden Namen, nach Frankreich zurückkehren, und erkundigte sich, wo sie sich befinde, um durch Durand de Mareuil, unsern damaligen Minister zu Brüssel, ihr die Erlaubniß, unter dem Namen einer Gräfin v. Villeneuve, nach Paris zu kommen, zugehen zu lassen. Zugleich schrieb er auch an Fagel.

Ich führe diese Thatsache mit um so größerem Vergnügen an, da sie die Bittstellerin, und den sie verpflichtenden Minister, jene durch ihr edles Vertrauen —, diesen durch seine Humanität, in gleichem Grade ehrt.

Auch Madame d'Hautpoul empfing Gelehrte, und lud zu „literarischen Soirées" ein. Diese Vereine verliehen der „Abbaye" eine Zeit lang den Ruf eines zweiten „Hotel de Rambouillet," der bei Einigen auch durch noch einen andern, das Uebergewicht in der „Abbaye" sich anmaßenden „Salon" sich erhielt.

Auf die Damen jenes Salons angewandt, ist der Ausdruck „anmaßend" eigentlich nicht richtig. Madame de Seran, die eine derselben, besitzt zu viel ausgezeichneten Geist, um irgend eine Anmaßung, welche sie auch sey, sich zu erlauben; die andere aber, Madame de Gouvello, ist eine jener der Vollkommenheit so nahe, als unsere Natur dieß nur immer erlaubt, stehenden Frauen. Sie war in ihrer Jugend sehr reizend, und zeichnet, trotz ihres Alters, durch eine von den Jahren nicht ausgeschlossene Schönheit sich noch immer aus.

Der Salon dieser beiden Damen ist der Vereinigungspunkt fast aller bejahrten Personen der „Abbaye." Alle, nicht nur der Pfarrei angehörigen Geistlichen, sondern auch die von Saint-Sulpice, Saint-Thomas-d'Aquin und aller um-

liegenden Klöster betrachten die Besuche bei jenen Damen als ihre Pflicht.

An ihren ständigen Zusammenkünften nehmen zehn bis zwölf die „Abbaye" bewohnende andre Damen Theil. Unter einigen geistreichen und liebenswürdigen zeichnen die Comtesse de Lort und Madame Michel sich aus; junge Priester finden in diesem Cirkel sich nicht. Zuweilen besuchen ihn unerwartet Graf Audenarde, der Frau von Gouvello Neffe, und der in der eleganten, wie in der gelehrten Welt gleich gesuchte Graf Rivière, einer der werthesten Freunde des Herzogs von Bourbon, einer jener Männer, die zu kennen jedermann sich glücklich preißt.

Plötzlich ward die fast klösterliche Ruhe dieses Salons in seltsamer Weise unterbrochen. Comtesse B . . . y, die im Vendeekriege gedient, und zweimal darin verwundet worden, dem Erschossenwerden sich ausgesetzt gesehen, jetzt aber mit Literatur sich sehr emsig beschäftigte, bezog die „Abbaye."

Comtesse B . . . y ist ein offnes, recht gutmüthiges „Mannweib"; hat aber nur das Unglück, zugleich Schriftstellerin und Factionschef zu seyn. In ihr lag Feuerstoff genug, dreißig „West"-Pfarreien zu insurgiren; wahrlich überreichlich mehr, als es zum Sturmläuten in unserem Pfarrsprengel bedurfte!

Plötzlich erscholl der bisher so friedliche Salon jener beiden Damen von ungewohnten Discussionen, und ward zu einer Kampfbahn, in der die Combattanten nicht eben immer leise sprachen.

„Wie?" zürnte Madame d' Hautpoul, „mir das? mir zu sagen, ich habe gelogen; ich solle schweigen . ., ich, schweigen?!"

„Allons donc!" bemerkte mir ihrerseits Frau v. B . . . y „ich habe sie, obgleich ich vielleicht wohl daran gethan hätte, nicht schweigen geheißen; bemerkte ihr nur, daß sie eine höchst langweilige Geschichte zum zwanzigstenmale wiederhole."

Jene beiden Damen waren Keratry nicht gewogen. Glücklicherweise wußte er dieß nicht; denn er würde es ungezweifelt bedauert haben. Als er daher eines Abends mit seiner jungen Gemahlin, einer jugendlichen, anmuthigen Frau, mit sehr interessanten Augen, von reizendem Teint, elegantem Wuchse, kurz einem, mit Bescheidenheit und Schüchternheit, ohne „Niaiserie" vergesellten, mich in hohem Grade ansprechenden Ensemble, bei Madame Recamier einen Hochzeitbesuch abstattete, ahnte er von jener „fürchterlichen" Feindschaft nicht das Mindeste.

Frau v. B...y war weder schüchtern noch bescheiden; denn sie zählte bereits ihre Fünfzig. Sie befand sich an jenem Abend bei Madame Recamier. Um die Unterhaltung mit dem jungen Ehepaare in angenehmer Weise anzuknüpfen, erzählte sie erstlich Frau v. Keratry, deren Verwandte in der Bretagne sie gekannt, die Geschichte eines, ihrem Großvater, oder ihrer Großmutter versetzten mächtigen Säbelhiebs; dann strafte sie Keratry, obgleich dieser mit ihr eben gerade gar nicht sprach, ohne alle Umstände gerade heraus Lügen. Keratry war im ersten Augenblicke dermaßen überrascht, als höre er einen Minister von der Tribune herab, von der Deputirtenkammer einen Zusatz von hundert Millionen zum Budget verlangen; indeß faßte er sich schnell, und war eben im Begriffe, der Dame verdientermaßen zu entgegnen, als im Tone übelster Laune fortfahrend, Frau v. B...y bemerkte: „Wissen Sie wohl, daß in Ihrer Deputirtenkammer, auf der Linken Seite besonders, recht viele alte, häßliche Deputirte sitzen?

„Madame," erwiderte Keratry, sich erhebend, mit recht maliciösem Lächeln, „wenn Sie und die Ihrigen, jüngere zu wählen erlaubten, würden wir recht hübsche junge Leute Ihnen anzubieten haben."

Frau v. B...y schwieg, das Beste, was sie thun konnte; die Replik würde schwierig gewesen seyn. Madame

d'Hautpoul hätte die Comtesse, um dieser glorreichen Kühnheit willen, fast liebgewonnen; indeß reichte dieselbe zu ihrer Zulassung in die literarischen Soirées der zweiten Etage der „Abbaye" dennoch nicht hin.

Jene Soirées waren von eigenthümlichem Charakter, das Alter der Frau v. Hautpoul verlieh ihr, zur Oberältesten aller „Femmes de lettres" ihrer Bekanntschaft sie stempelnd, eine Art „Patronats" nicht nur über jene, sondern auch über eine Menge junger Dichter, die in jenen Zusammenkünften ihre jugendlichen Schwingen versuchten. Am Abend zuvor schon, ehe ich ihre Soirée zum erstenmale besuchte, nannte sie mir eine Menge unbekannter Namen, die ihrer Behauptung nach aber sämmtlich Genies bezeichneten.

Indeß befanden sich unter diesen jugendlichen Geistern auch einige ausgezeichnete. An einem Abend besonders waren diese, bei Entscheidung einer Frage über Tod und Leben, in der That uns von Nutzen. Es galt die Vorlesung eines Trauerspiels, dessen, zwar unserer Geschichte, aber einer entfernten Epoche derselben, entnommenes Sujet dem Autor ungezweifelt viele Mühe verursacht hatte. Die Vorlesung ging nur höchst langsam von Statten; alles empfand die peinlichen Anstrengungen des Verfassers, durch eine eigentlich nichts exponirende Exposition seine Arbeit zu erläutern, mit ihm. Beim dritten Acte endlich nahm er dieß selbst wahr, und stellte seinen Vortrag ein. Jetzt verlieh Frau v. Hautpoul, als geistreiche Dame, uns wieder Leben und Bewegung. Vials, Munterkeit und Feinheit sprühendes, liebenswerthes Genie erweckte Leben und Gedanken von Neuem. Liebenswürdiger Dichter, besitzt er zugleich ausgezeichnetes Schauspielertalent. Wie lebendig weiß er jede Erscheinung vor unsern Blick zu zaubern; wie getreu und wahr schildert er den Schauplatz der Handlung! Er versetzt uns in das Dorf, wo die „Rosière" gekrönt wird; wir hören der Glocke Silberton erschallen; erblicken den „schönen Amtmann" mit seiner mäch-

tigen Perücke, hören seine Prunkrede. — Und der Richter von Ispahan! Wer eine entzückende Dichtung hören, in herrlichen Versen den ganzen mährchenhaften Zauber Abulcasem's und der heiteren Fictionen des Orients, mit der Stimme des Gemüths und reiner Sittlichkeit gepaart, wiederfinden will, der verabsäume ja nichts, um Vials köstliche Erzählung vom „Richter Ispahans" von ihm zu hören.

Auch Eduard d' Anglemont und Lesguillon kamen, jener durch seine meisterliche Magie der „Morgana," dieser durch seine reizenden Producte, unserer Wiederbelebung zu Hülfe; Briffault dagegen verweigerte hartnäckig dazu beizutragen; er war bereits in diesem Salon im Elemente seines Ruhms, und erfreute uns nie durch den Vortrag auch nur einer einzigen Strophe. Ich bedauerte dieß recht sehr; denn ich kannte noch nichts von ihm, und hätte ihn so gern gehört.

Zuweilen besuchte Frau v. Genlis die literarischen Soirées der „Abbaye." Noch kurz vor ihrem Tode brachte sie mit Anhörung guter und schlechter Verse fünf volle Stunden, in ihrem Alter gewiß sehr verdienstlich, zu. Sie präsidirte als Königin des Festes, von ihren Freunden, ihren „Protégés" des Parnasses, umgeben, allen Dichtergesängen, und schien den, Tabarin's würdigen Albernheiten gleiche Aufmerksamkeit, wie Vials köstlichen Versen, zu schenken. Sie hatte für alles ein gleich gütiges Lächeln, und drückte durch Kopfnicken ihren Beifall aus.

„Wie liebenswürdig gegen alle Welt ist die Genlis!" bemerkte mir am Morgen Madame d' Hautpoul; „welche Ueberlegenheit des Talents, ma chère! Läge in ihrer Laune nur nicht so viel „Sauvagerie," ich würde Madame Recamier veranlassen, sie recht oft zu bitten;" „Chateaubriand würde dabei gewinnen," setzte sie, eine Prise nehmend, mit bedächtiger Miene hinzu.

Wollte Frau v. Hautpoul nicht selbst fantasquer Laune seyn, dann war sie eine der anmuthigsten Zierden ihrer Soi-

rées. Eine ihrer kleinen Dichtungen „La Violette“ ist allerliebst, rein, frisch und duftig, wie das liebliche Blümchen, dessen Namen sie führt. Da die Dichterin Verse wunderbar vorträgt, so gewährt diese so graciöse Poesie, in ihrem Munde vorzüglich, unendliches Vergnügen. Sie verfaßte auch eine Supplik in Versen an Vicomte de Larochefoucault, dessen Großmutter die „Abbaye“ bewohnte. Sie war einem armen Chorknaben, der seine Aufnahme bei Choron nachsuchte, in den Mund gelegt. Diese kleine Dichtung ist meisterlich gelungen. Obgleich das Gesuch an und für sich gerecht war, gestaltete Larochefoucault durch die liebenswürdige Weise, in der er den Wunsch des armen Knaben gewährte, diese Gewährung fast zur Gunst. Dieß kann übrigens nicht auffallen; jener ganzen Familie sind Verbindlichkeit, Tugenden, Herzensgüte angeboren.

Die „Abbaye aux Bois“ zählt übrigens in ihrem Beringe noch andre Vereinigungspunkte der Musen. Die Gräfin Eugène d'Hautefeuille, selbst sehr anmuthige Dichterin, hat ihnen, seit sie die „Abbaye“ bewohnt, ein neues Asyl verliehen. In ihren Soirées finden ebenfalls Vorlesungen statt; allein nichts währt dort zu lange, und die Gesellschaft ist nicht allzu zahlreich; indeß möchte darin doch noch manches auszumerzen seyn. Die Gräfin selbst verdient einen poetischen Verein zu präsidiren; ihre zugleich ausgezeichnete und gefällige Muse zeigt jedem den richtigen Weg; läßt ihm aber dabei die Hoffnung, ihr nachzustreben.

Welches aber auch die von der Zukunft dieses neuen „Athénée“ dargebotenen Hoffnungen, welches die vom Patronate eines, durch seine „Anciennetät“ respectableren Talentes zu hoffenden Früchte auch seyn mögen, sind es dennoch nicht diese Reize, die der „Abbaye“ die Blicke nicht nur der gesammten literarischen, sondern auch der Kunstwelt, zuwenden. Der eigentliche Lichtpunkt geht von der unteren Etage aus. Von dort verbreitet der Ruf eines angehenden

Talentes, wenn es gekannt zu werden verdient, sich weithin. Alles, was die Feder, den Pinsel, den Meißel führt, durchläuft seine Stufenbahn von Celebrität im Salon der Recamier in der „Abbaye." Vor einigen Jahren noch, im kleinen Oberstübchen, war der vertrauten Freundschaft allein nur der Zutritt vergönnt; damals mangelte zur Zulassung aller jungen Genialitäten, deren Unerfahrenheit den reifen, herrlichen Talenten, die jener Dame vertrauter Kreis vereint, zu nahen sich sehnt, der Raum.

In den gewöhnlichen Soirées der Recamier läßt sich die Wirkung solcher Annäherung recht anschaulich erkennen. Dort sieht man, in der Kraft und zugleich Schlichtheit ihres Talentes, jene an Jahren jungen, an Wissen reichen Genies, deren Intelligenz dennoch das Gutachten und die Aufklärungen ihrer „Väter" in der Wissenschaft wünscht, ohne zu disputiren, discutiren, und, auf einer ausgezeichneten Stufe literarischer Kenntnisse, bescheiden an sich selbst zweifeln. So sah ich Ampère, im Besitze umfassenden Wissens, mit diesen seinen Vorzügen die gutmüthige, naive Munterkeit eines Kindes und den liebenswürdigsten, feinsten Geist paaren. Eines Tages las er uns eine Arbeit von höchstem Interesse über die Gesetze, Sitten und Literatur Scandinaviens; er war ernst, sinnend, wie der mit Erforschung der Mysterien der „Eribigia=Saga," übrigens nur einer Episode eines umfassenden Werks über die nordische Literatur, der Frucht seiner Studien und jugendlichen Nachtwachen, beschäftigte Gelehrte es nicht wohl anders seyn konnte. Am andern Tage dagegen erzählte er uns die Geschichte eines „kleinen Bucklichten" mit einnehmender Grazie; er lachte, wir lachten, wie man in der guten Zeit zu lachen pflegte. Indeß entsprach ihm zur Seite dieser so ergötzlichen Munterkeit, mit dem besten Gemüthe eines trefflichen Mannes, Ballanche, im Besitze aller Schätze der herrlichsten Intelligenz; der Mann, der mit poetischer, bezaubernder Metaphysik ausgestattet, die Ergie-

ßungen seines Talentes, um in unserem Kreise der Beste, der Liebenswürdigste zu seyn, zu zügeln versteht.

Neben Ballanche, der kleine Mann mit so edlen, sanften Zügen, die vollendetste Ruhe in seinem ganzen Wesen, ist eben jener Dugas de Montbel, dessen gelehrte Forschungen über Homer dessen Nichtexistenz zu beweisen streben. Suche, wer den liebenswürdigsten Geist mit der gründlichsten Wissenschaft vergesellt sehen will, zum Vortrage seiner Abhandlungen über jenen Gegenstand Montbel zu bewegen.

Jener junge Mensch, schlanken Wuchses, selten, aber zuweilen satyrisch lächelnd, etwas bitteren Ausdruckes, ist Saint-Marc de Girardin. Ob er der so bekannten Familie gleichen Namens verwandt, weiß ich nicht, daß er den ausgezeichneten Geist aller diesen Namen Führenden besitzt, ist indeß gewiß.

Dort, der auch noch junge Mann, mit kräftiger, für Tugend glühender Sprache, schneidendem Accente, etwas starkem Schädel, bei seiner kleinen Taille dennoch breiter Brust, (sein Blick verkündet, daß aus Beiden nur treffliche Ideen und große Gedanken hervorgehen), ist Dubois, der frühere Redacteur des „Globe."

Der Mann, unfern von ihm, mit fast mehr als ernstem Antlitz, aber tausend Funken sprühendem Geiste, dessen kritische Geißel alles ihm mittelmäßig Erscheinende unbarmherzig mitnimmt, wie ermildete, so ernst und beißend seine Rede in der Regel auch seyn möge, dieselbe in Mittheilung der köstlichen Producte André Cheniers! Der Mann nennt sich — Delatouche.

In jener Gruppe ragt Humboldt hervor, der große Gelehrte, dessen Name allein schon einen ganzen Panegyricus einschließt; er gehört, in einem Werke über Paris, darum hieher, weil ein Mann solcher Art allen Ländern angehört.

Drouineau gewährte uns, durch den Vortrag seines „Don Juan" einen köstlichen Abend!

Die Namen: Magnien, Bertin, Artaud, de Norvins, Villemain an und für sich, überheben jeder Lobpreisung ihrer Talente.

Vor dem Beginne ihrer diplomatischen Wanderungen fanden sich in jenen Soirées auch zwei, der Eine durch seinen vorzüglichen Geist, der Andre durch seine, auf die Nachwelt übergehenden trefflichen Werke, ausgezeichnete Männer: Saint-Aulaire und Barante, ein. — Zieht aber irgend ein neues Werk höherer Bedeutung, oder die Gemälde-Ausstellung in dem Louvre an, dann suche man L'Ecluse zum Redeflusse zu vermögen. Häufig findet er sich im Kreise aller jener eben bezeichneten Notabilitäten, und sein feiner, tief eindringender Geist theilt dann über Kunst und Wissenschaft uns bisher entgangene Ansichten mit.

Jene, kaum achtzehnjährige Schöne scheint, mit ihrem kindlich naiven Blicke, ihrem lebenvollen Auge, eine Tochter Andalusiens; keineswegs —, sie ist ein Nordlands-Kind, eine Tochter „Armorica's:" Elisa de Mercoeur." Kaum im siebzehnten Jahre trug sie schon in Madame Recamiers Salon eine, in der That höchst gelungene Dichtung, ihre eigene Schöpfung, ihr Trauerspiel: „Les Abencerages" vor. Wie aber könnte ich, bei Aufzählung der in jenen Soirées, um „Corinnens" Freundin sich gruppirenden Notabilitäten, den Grafen August de Forbin, diesen durch seine Courtoisie und Liebenswürdigkeit in den höheren Cirkeln so beliebten, in der Literatur durch seine Werke, im Kunstgebiete durch seine trefflichen Erzeugnisse so geschätzten Jüngling übergehen?

Der junge Mann dort, mit dunkelglühendem Auge und rabenschwarzen Locken . . ., betrachte man seine Züge, seinen Mund besonders, wenn ein etwas boshaftes Lächeln ihn ein wenig verzieht; sehe man in seinem, den Freunden so mild strah-

lenden Blicke, eine Art von Hohn und Malice vorherrschen, es ist Balzac. Zwar zählt er erst dreißig Jahre; indeß entflossen der Bände bereits schon gar manche seiner Feder! — In eben jenem Recamier'schen Salon las er den ersten Theil eines seiner Werke, eines seltsamen, merkwürdigen Geistesproducts, *) das nicht jeder Geist zu beurtheilen berufen, das aber der ausgezeichneten Schönheiten gar manche enthält.

Ferner finden wir dort Keratry, den geistreichen Verfasser der „Théories du Beau;“ Lebrun, den Dichter (Verpflanzer) der „Marie Stuart.“

Jener Andre, sey's, daß er für eine Hungers verschmachtenden Thronerbin unsere Thränen entlockt; sey's, daß er, Capitän Kopp im Innern seiner Taverne uns zeigend, das herzlichste Lachen uns entlockt, die Zierde unserer Schaubühne ist Alexander Duval.

Jener junge Mensch von hohem Wuchse, mit ansprechenden Zügen, geistreichem Gesichte, aber maliciösem Lächeln, der alte Legenden und gelehrte Inschriften uns lachend entziffert; der mit eben so natürlicher Gewandtheit in einem alten Gemälde die ächte alte Grundlage des großen Meisters entdeckt, ist Lenormand, der Neffe des Hauses. — Das niedlichste aller Blondköpfchen mit seidenzarten Locken, Elfenbeinstirne und Sylphidenwuchse, Gerard's „Psyche,“ ist Madame Lenormand, Madame Recamiers Nichte und Zögling, maliciöses Kind und geistreiches junges Weib; boshaft ohne Bösartigkeit; zugleich die sorgsamste, liebevollste Mutter . . . Sie und ihr Gatte erlaben jedesmal bei ihrem Anblicke mir das Herz; in diesem jungen Haushalte waltet das wahre Glück, und wahrlich bedarf's keines langen Studiums zur Ueberzeugung: Sie lieben sich, sind unaussprechlich glücklich!“

Der Gedanke an Gerard's „Psyche“ vergegenwärtigt

*) „La Peau de chagrin.“

mir eine andre Schöpfung desselben Künstlers, dessen göttlicher Pinsel unter so vielen seiner Meisterwerke dieses der „Abbaye" geliefert. Wohl hundertmal vertiefte ich mich in Gerard's „improvisirende Corinne," und immer noch zolle ich ihr neuen Tribut meiner Bewunderung. Diese junge Italienerin lebt. Unter der durchsichtigen, etwas bräunlichen, dem Pfirsich ähnlichen Sammethaut sehen wir purpurnes, gluthvolles, begeisterndes Blut wallen; diese ätherischen, dem Beschauer aus dem Rahmen dennoch so gerundet entgegentretenden Formen —, dieser die Lyra erfassende herrliche Arm; eben wähnt man ihre Töne erklingen zu hören..., und der Kopf, wie entzückend der halbgeöffnete Mund, das feuchte Auge —, in allen Zügen, im ganzen Ensemble athmen Jugend, blühendes, frisches Leben, Kraft und Genie!

Frau v. Staël, deren Gemüthe alle Mysterien sich erschlossen, hatte im bewundernswürdigen Charakter ihrer „Corinna" nichts fingirt, nur sich selbst geschildert. Jenes herrliche Gemälde, das Madame Recamiers Salon Gerards Pinsel verdankt, verbürgt diese Behauptung. Corinnens wunderbar schönes, geistreiches Auge, das der Künstler fast durchaus getreu auf die Leinwand zauberte, spricht in dieser Beziehung entscheidender als alle Worte —; in diesem Blicke glüht ächte Begeisterung. Eines Tags saß eben jener „Corinne" gegenüber ein junges Mädchen und trug Verse vor. Mit Grazie bewegte sich ihr von blonden Locken umwehtes Köpfchen auf dem blendenden, gleich dem Halse eines Schwans, gerundeten Nacken; ich fand in ihrem ganzen Wesen ein Etwas von der Sibylle Dominichino's, zugleich aber die Unbefangenheit des erblühenden Mädchens.

Sie las Verse ihrer eigenen Dichtung „Madeleine." In der Regel liest der Dichter seine Poesien, wenn auch sonst richtig und mit Sinn, dennoch etwas monoton, und mit leiser, einigermaßen dumpfer Stimme.

Obgleich Mademoiselle Gay die Gewißheit, zu gefallen,

zu entzücken, hegen darf, mußte dennoch das sie umgebende Auditorium sie etwas einschüchtern. Denn außer den von mir bereits genannten, Madame Recamier's vertrauteren Cirkel bildenden Personen, bildeten ihn alle literarischen, den Künsten und Wissenschaften angehörigen Notabilitäten. An der Thüre lehnend, ließ Chateaubriand auf der jungen Muse jenen Blick, der ihr zugleich Stolz und Schüchternheit einflößen mußte, verweilen; indeß ein stummer, aber gleich imposanter Zeuge mit unverwandtem Auge sie fixirte, schien Corinna auch heute noch über diesem großen Kreise zu schweben, und ihn, wie, hätte ihr Leben seine glänzende Bahn vollendet, sie gethan haben würde, zu präsidiren. Wie würdig hätte der Sänger der „Märtyrer" diesen glänzenden Beruf mit ihr getheilt!

In der die junge Dichterin umdrängenden Masse erblickte man den eigentlichen Gelehrten zur Seite, die Mehrzahl der ausgezeichneteren Geister unserer „großen Welt:" Pasquier, de Montlosier, Duc de Doudeauville, de Remusat, der auf der Rednerbühne ein neues Talent mehr entwickelte; de Forbin, Seguier (vielmehr „Monsieur le premier), Parceval-Grandmaison, Anatole de Montesquiou, de Sion, Elzear de Sabran, Augustin Perier, die beiden Brüder Jussieu, Paul David, dessen richtig und fein urtheilender Geist ihn zum gefährlichen Aristarchen stempelt; sind seine Aussprüche nicht immer günstig, so erscheinen sie dagegen stets treffend und gerecht; nie sah ich Geschmacklosigkeit nachdrücklicher, als durch ihn, rügen.

Unter allen jenen, zu Anhörung der Worte des „Teufels" aus einem, mit Perlen geschmückten Rosenmunde zu vernehmen, sich drängenden Köpfen, gewahrte ich auch Isabey, unsern allerliebsten Miniaturisten, mit eben jenem Blicke, jenem mimischen Ausdrucke, den wir Alle an ihm kennen.

Das innigst empfundene, allen übrigen schmeichelhaften Emotionen, die die junge Dichterin heute erfüllen mußten, von ihr gewiß vorgezogene Gefühl war ungezweifelt jenes der, von Madame Recamier ihren Erfolgen gewidmeten, liebevollen Muttersorge. Es war ein jedem fühlenden Herzen so behaglicher Anblick, ihre graciöse Gestalt ganz verstohlen von einer Zuhörergruppe zur andern schlüpfen, Lobsprüche einernten, sie herbeiführen, und die Ernte dieser, eine Mutter so bezaubernden Worte der glücklichen Madame Gay überbringen zu sehen. Und in all diesem Thun und Treiben der Recamier waltete so viele Simplicität; es war, als sey sie jener Mutter ihr Glück theilende Schwester. Zuweilen auch ruhte ihr Blick auf den Bildnissen Montmorency's und der Frau v. Staël, als beklage sie, daß des Einen liebenswürdigem Geiste, der Anderen Genie, so zaubervoller Genuß nicht mehr geworden.

Indem ich, gleich einem zweiten Asmodi, die Dächer unsrer alten Abtei abhebend, in das erlaubte Innere ihrer Cellen und Salons die Leser einführte, habe ich gewiß einiger Personen vergessen, selbst einige Namen ungenannt gelassen; indeß hoffe ich in dieser Beziehung um so mehr Nachsicht, da ich andrerseits, um jene Vergessenheit wieder auszugleichen, vielleicht das Verlangen, in die „Abbaye aux Bois" Zutritt zu erhalten, angeregt habe. Genieße man des Glücks, diesen Wunsch gewährt zu sehen, und ich bin der Verzeihung gewiß!

Herzogin v. Abrantes.

Der Jardin des Plantes.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet. (Horat.)

Où donc est le bonheur? Dans cette grande ville
Quel antre ou quel palais a-t-il pris pour asyle?
Dans quel coin de la terre, un sage insoucieux
Voudrait faire sa vie en attendant les cieux?
Est-ce dans ce palais aux neuves galeries,
Le Louvre de juillet, modernes Tuileries?
Est-ce dans les châteaux où va l'oisiveté
Passer un tiède hiver, qu'on appelle un été?
Dans les brillans salons où de pâles bougies
Éclairent les festins et les molles orgies?
Dans le calme boudoir que l'ange de mes voeux
Parfume de sa chair et de ses blonds cheveux?
Est-ce enfin dans ces lieux tout purs de solitude,
Où le pâle génie incliné par l'étude
Rêve dans l'avenir un fantastique nom?
Interrogez votre ame, elle répondra: Non:
Non; et le chercher là serait une chimère;
Partout l'heure est pésante et l'existence amère;
Si les hommes ont fait un seul endroit heureux,
Hélas! les insensés ne l'ont pas fait pour eux:
C'est cet angle riant que devinait Horace,
Ce royaume de fleurs où vit une autre race,
Balsamiques gazons, délicieux abris
Qu'abandonne la Seine en entrant dans Paris.
Doux Éden! On dirait que le saint patriarche,
Comme dans l'Arménie y déposa son arche,
Et que pour en sortir, un peuple d'animaux,

De la blanche colombe attend les verts rameaux.
C'est le grand réservoir où toute vie abonde;
Le verdoyant congrès des arbustes du monde,
Où tout homme qui rêve à son pays absent,
Retrouve ses parfums et son air caressant.

Nous aussi, que de fois, lorsque l'hiver s'avance,
Nouveaux Potavéris de la tiède Provence,
Loin de la cité noire, ensemble nous allons
Visiter la *chaumière* aux factices vallons:
Alors, tous deux rêveurs, assis au belvédère,
En voyant sous nos pieds passer le dromadaire,
En respirant dans l'air tant de parfums connus,
Tant d'atomes aimés, des beaux pays venus,
Surtout quand sous les pins de la roche voisine
Nous aspirons un vent qu'embaume la résine,
Alors, l'illusion qui charme nos esprits
Fait luire notre mer aux plaines de Paris.

Là, depuis que Buffon, à l'histoire immortelle,
Étalait gravement son jabot se dentelle,
Un peuple, sous ses rois, eut un calme éternel;
Là, le gouvernement fut toujours paternel;
Grace à des lois d'amour, le pésant quadrupède
Vit encor sous Cuvier*) comme sous Lacépède;
L'oeil investigateur qui prévoit les besoins,
A partout réparti l'égalité des soins:
Le vautour du perchoir, l'oiseau des marécages,
Le tigre dont la langue use le fer des cages,
L'hyène qui bondit sur ses barreaux épais,
Y conservent entre eux leurs articles de paix.
Fasse le ciel un jour que l'homme les copie!
Eux seuls ont pu résoudre une grande utopie,

Et

*) Cuvier's Name findet sich in diesem Gedichte mehrmals wiederholt. Im Gebiete der Naturgeschichte kann dieß nicht auffallen. Die Bemerkung, daß bei Wiederholung dieses so berühmten Namens kein Schatten satyrischer Anspielung auf diesen ersten Gelehrten Europa's in unseren Gedanken liegen konnte, ist ohnehin wohl überflüssig.

Et depuis l'éléphant jusqu'à l'humble ichneumon
Ils sont tous résignés aux lois de Saint-Simon.
Aussi, que leur bonheur ressemble à l'ironie,
Quand l'homme du faubourg, dans sa triste agonie,
A cette heure où le jour touche presque à sa fin,
Vers leurs grilles de fer vient promener sa faim:
Il entend résonner sous ces longs réfectoires
Un craquement confus de becs et de mâchoires;
Eux, n'ont pas eu besoin de dire au gardien:
Donnez nous aujourd'hui le pain quotidien;
Tout mange: le lion, prince de ces convives,
Des taureaux réservés dépèce les chairs vives;
Le tigre, au front chagrin, engloutit en hurlant
Les os broyés du boeuf qu'on lui jette sanglant;
Puis ces monstres repus gagnant le fond de l'antre
Tombent, la griffe en croix, étendus sur le ventre,
Et leur langue de fer lèche dans leurs naseaux
Les débris onctueux de la moelle et des os.
Tous les autres sujets de cet heureux empire,
L'hyène au poil terreux, noctambule vampyre,
Ours, panthère, jaguar, léopard, loup-cervier,
A l'heure du festin bénissent tous Cuvier.

Sous de plus doux abris même transport éclate;
Là, dînent des haras la famille écarlate,
La pigarque au perchoir comme sur un balcon,
L'aigle au front de vieillard, *) l'astucieux faucon,
La buse, épouvantail des timides volières,
L'éblouissant condor venu des Cordillères:
Plus loin l'orang-outang au geste scandaleux,
La mandrille au museau ridé de sillons bleus,
Tous les types grossiers de la nature humaine.
De ces hôtes pervers là finit le domaine;
Dans un Tartare noir Cuvier les enchaîna;
Là règne un bruit pareil au soufle de l'Étna,
Un concert de pieds lourds et d'affreuses risées.

Heureux les bons! ils ont leurs calmes Élysées,
Labyrinthe de fleurs où jamais le passant

*) Der weißköpfige Adler.

Ne respire un parfum de chair morte et de sang:
Voyez, dans son enclos, l'autruche souveraine;
Le cygne au blanc timon, à la molle carène;
Le casoar vêtu de son duvet soyeux;
Le paon qui sur son aile a fixé tous les yeux;
La cigogne à l'oeil doux, hôtesse citadine,
Pensant aux vieilles tours d'Alep ou de Médine;
L'oie au pas inégal, à l'amble cahoté;
Le marabout hideux qui pare la beauté,
Et le coq trop connu, triviale merveille,
Qui, les gouvernant tous, à l'aube les éveille.
Ils ont un vent plus frais et des soleils plus doux;
D'aériens abris sous des hangars indous,
De limpides bassins où leur tête se mire;
Ainsi qu'aux bords des lacs du riant Cachémire,
Ils ont des pavillons suspendus sur les eaux,
Des coupoles d'osier, des tapis de roseaux,
Et la feuille natale à leurs forêts ravie
D'un mensonge odorant berce leur douce vie.

Ainsi du froid Paris habitans fortunés,
Ils retrouvent les lieux où leurs pères sont nés;
Peuple aux tranquilles moeurs, famille frugivore;
Ils suivent, par instinct, les lois de Pythagore:
C'est le grave bison au regard soucieux;
La giraffe qui broute en regardant les cieux;
L'onagre du désert, fils de la Paléstine;
L'éléphant que gouverne une main enfantine,
Et qui trouble, en soufflant, l'onde de ses canaux;
La chèvre de Thibet que dépouille Ternaux;
Le zèbre rayonnant, la docile chamelle
Autruche à quatre pieds, et qui vole comme elle;
Le dromadaire osseux cher aux enfans d'Ali;
Le cerf qui, dans ce parc, ne craint point d'Halali;
Et tous, pour assouvir leur faim quotidienne,
Mangent de quoi nourrir quelque ville chrétienne,
Et, pour leurs calmes nuits, trouvent au bord de l'eau
Un palais, rouge à l'oeil, comme Fontainebleau.

C'est là qu'est le bonheur! quel inconnu génie
Fondera parmi nous cette belle harmonie?

Quand donc tous ces penseurs, qui dans la nuit rêvant,
Jettent le lendemain tant de phrases au vent,
Expliquant un secret en phrases consolantes
Feront de toute ville un beau jardin des plantes,
Où chaque citoyen colossal ou petit
Mangera tous les jours selon son appetit;
Où quelque roi Cuvier, à face paternelle,
Les tiendra tous égaux sous l'ombre de son aile,
Et leur enlèvera par sa prodigue main
Les soucis éternels d'un douteux lendemain?
Quoi! depuis six mille ans on tourmente des plumes,
On invente, on écrit, on forge des volumes,
Et quand on a trouvé le secret, une fois,
De rendre un peuple heureux avec de bonnes lois,
De dorer nuit et jour sa facile existence,
De prévoir ses besoins mieux que la Providence,
De le nourrir sans frais, de soulager ses maux,
Juste, il faut que ce soit un peuple d'animaux!

Barthélemy et Méry.

Der Bibliomane.

Wer kannte nicht unsern guten Theodor, dessen Grabe „sit tibi terra levis!" zum Himmel flehend, ich hier einige Blumen streue?

Seit zwanzig Jahren hatte Theodor, um zu arbeiten, oder eigentlich um nichts zu thun, sich aus der Welt zurückgezogen; welches von Beiden, war eigentlich ein großes Geheimniß. Er dachte und dachte; Niemand aber wußte, was er eigentlich ausdachte. Nur unter Büchern verbrachte er sein Leben; darum glaubten Einige, er verfasse ein Buch, das alle übrigen Bücher entbehrlich machen werde; indeß täuschten sie sich ganz offenbar. Theodor hatte aus seinen Studien zu viele Belehrung gezogen, um nicht zu wissen, daß ein solches Buch seit drei Jahrhunderten bereits existire; es ist das dreizehnte Capitel von Rabelais erstem Buche.

Theodor sprach nicht mehr, lachte, spielte, aß, besuchte keinen Ball, keine Komödie mehr. Das in seiner Jugend von ihm geliebte schöne Geschlecht zog Theodors Blicke nicht mehr auf sich; höchstens galt sein Blick nur dem Fuße; und zog irgend eine elegante Chaussure von brillanter Farbe, seine Aufmerksamkeit auf sich, dann seufzte er schmerzlich: „Viel Maroquin verschleudert!"

Früherhin hatte Theodor der Mode gehuldigt; die Memoiren dieser launenvollen Göttin belehren uns, daß er der Erste gewesen, der trotz Garat's Autorität, der die Cravate rechts geknüpft, und trotz des, auf deren Knüpfen in der

Mitte bestehenden großen Haufens, solche links geknüpft habe. Jetzt aber kümmerte Theodor um die Mode sich gar nicht mehr. Seit zwanzig Jahren hatte er mit seinem Schneider nur einen einzigen Disput. „Herr," bemerkte er ihm eines Tags, „vergessen Sie noch einmal, mir in Quarto Taschen machen zu lassen, so sind wir geschiedene Leute!"

Die Politik, deren in der That possirliche Wechselfälle das Glück so vieler Pinsel geschaffen, vermochte Theodor nie auf länger als einen Augenblick seinen Meditationen zu entziehen. Seit Napoleons thörichtem Feldzuge im Norden, der das russische Leder vertheuerte, hatte sie ihm nur üble Laune bereitet. Frankreichs Intervention bei Gelegenheit der spanischen Revolution jedoch billigte er. „Eine herrliche Gelegenheit," äußerte er damals, „Ritterromane und Cançoneros von der Halbinsel mit zurück zu bringen!" Die Expeditions-Armee kümmerten indeß jene bibliographischen Schätze gar wenig; dieß aber ärgerte unsern Theodor in hohem Grade. Sprach man ihm vom Trocadero, so entgegnete er mit ironischem Lächeln: „Romancero," und galt dadurch für liberal.

Bourmont's denkwürdiger Feldzug nach Afrika's Küsten entzückte Theodor. „Dem Himmel sey Dank," bemerkte er, sich freudig die Hände reibend, „wir werden die Levante-Maroquins nun wohlfeil haben können!" Diese Aeußerung stempelte ihn zum Carlisten.

Verwichenen Sommer spazierte Theodor, ein Buch durchblätternd, in einer volkreichen Straße. Ehrliche Bürgersleute, die etwas taumelnd, so eben aus dem Wirthshause kamen, ersuchten ihn ziemlich ungestüm, im Namen der Meinungs-Freiheit: „Vivent les Polonais!" zu rufen. „Herzlich gern!" entgegnete Theodor, dessen Herz der ganzen Menschheit so warm schlug; „darf ich aber fragen, bei welchem Anlasse?" — „Weil wir den Holländern, die den Polen, unter dem Vorwande, daß sie die Jesuiten nicht mögen,

den Krieg erklären!" erwiderte der in der Geographie und Logik gleich bewandte Philanthrop. „Lieber Gott!" seufzte Theodor mit schmerzlich gefalteten Händen, „so bezögen wir ja der Holländer herrliches Papier nicht mehr!" — Der Philanthrop zerschmetterte unserem Theodor mit einem Stockschlage das Bein!

Drei Monate bettlägerig, beschäftigte sich Theodor mit Durchgehung von Bücher-Katalogen; bei seiner leidenschaftlichen Hinneigung zu Extremen erhitzte diese Lecture ihm das Blut im höchsten Grade.

Während seiner Genesung selbst blieb sein Schlaf noch immer furchtbar unruhig. In einer Nacht weckte seine Frau, mitten in der Beängstigung des Alpdrückens, ihn auf. „Du kommst eben recht," stöhnte er; „ich wäre vor Schmerz und Entsetzen gestorben. Mich umgaben Ungeheuer, bei denen ich gewiß kein Erbarmen gefunden hätte!"

„Welche Ungeheuer aber, bester Theodor, kannst du, der Niemanden jemals das mindeste Leid zugefügt, zu fürchten haben?"

„Es war der Schatten Purgold's, der mit seiner gräßlichen Scheere von meinen brochirten „Aldus" anderthalb Zoll wegschnitt, indeß Heudier meine schönste „Editio princeps" in Scheidewasser tauchte, und sie, ganz ausgetilgt, wieder herauszog; sie sind, ich habe dieß zu glauben meine guten Gründe, gewiß im Fegfeuer!"

Theodors gutes Weib glaubte, er rede Griechisch; denn, war den drei mit griechischen Werken seiner Bibliothek, deren Blätter übrigens noch zusammenklebten, belasteten Fächern zu glauben, so verstand er diese Sprache. Uebrigens öffnete er jene Werke niemals; begnügte sich, ihren Rücken und ihre Flächen seinen Freunden zu zeigen; wußte aber Druckort, Drucker und Jahrzahl mit der allerzuverlässigsten Genauigkeit anzugeben.

Da Theodor sichtlich schwand, berief man seinen, zu-

fällig geistreichen und philosophischen Arzt. Er erkannte eine imminente Cerebral-Congestion, und erstattete über diese Krankheit im „Journal des sciences médicales," worin er er sie als „Monomanie du maroquin," oder „Typhus des Bibliomanes" bezeichnete, einen sehr gelehrten Bericht; die Akademie indeß befaßte sich, da jene Krankheit mit der „Cholera" gerade in Concurrenz gerieth, nicht damit.

Man rieth dem Leidenden Bewegung an; da diese Idee ihm zusagte, machte er am folgenden Tage schon zeitig sich auf den Weg. Ich war allzusehr um ihn besorgt, verließ ihn daher keinen Schritt. Wir wanderten den Kay's zu; ich glaubte, der Anblick des Flusses werde Theodor erheitern; allein seine Blicke hafteten fest auf den Parapet's. Sie waren indeß damals von den „Bouquinisten" dermaßen verlassen, als hätten an diesem Morgen grade jene Vertheidiger der Presse, welche die Bibliothek des „Archevêché" in der Seine ersäuft, sie heimgesucht. Auf dem „Quai aux Fleurs" waren wir glücklicher. Dort wimmelte es von Bouquins; aber „welche Bouquins!" Alle Werke, deren Lob die Journale seit einem Monate ausposaunt, die aber aus dem Redactions-Bureau oder dem „Fonds du Libraire" unfehlbar in die Reihen der „Zehn-Sousbände" dorthin gerathen: Philosophen, Historiker, Poeten, Romanschreiber, Autoren jeder Gattung und jeden Formats, durch die pompösesten Ankündigungen vergöttert, wandern in die ambulanten Parapets-Buchkrämerladen, und erleben dort das unfehlbare Ziel ihres kurzen Aufschwunges! Zwischen den Werken fünf bis sechs meiner Freunde durchblätterte ich meine eigenen Velinbände.

Theodor seufzte; nicht aber meinen, dem durch das ziemlich transparente Wachslinnendach des Buchhändlers durchsickernden Regen preisgegebenen Geisteskindern galten seine Seufzer.

„Was," stöhnte er, „ist aus dem goldnen Zeitalter dieser Parapet-Bouquinisten geworden?! Bei ihnen, bei ihnen

gerade sammelte mein berühmter Freund Barbier so viele Schätze, daß er eine, mehre tausend Artikel zählende Bibliographie davon zu entwerfen vermochte. Hier wandelten Stunden lang, mit reicher, gelehrter Ausbeute der weise Monmerqué auf seinem Wege nach dem Justizpalaste, und der weise Labouderie auf dem seinigen zur Stadt hinaus. Hier erbeutete der ehrwürdige Boulard tagtäglich so unzählige Seltenheiten für die Schatzkammer seiner ungeheuren Bibliothek! Jetzt aber —, wie jämmerlich! nur neuere Literatur, die der alten nun und nimmermehr nur das Wasser reichen wird; deren Leben, gleich jenem der Fliegen des Flusses Hypanis, mit vier und zwanzig Stunden verfliegt —, eine Literatur, jener Kohlenschwärze und jenes Löschpapiers, das ihr mit Widerwillen noch kaum einige erbärmliche Drucker zugestehen, ganz würdig. Verdienen jene Maculaturen, die, seit sie die Kiepe des Lumpensammlers verlassen, ihre Bestimmung fast gar nicht geändert haben, etwa den Namen Bücher? Diese Kay's sind in der That nichts mehr als die Morgue unserer contemporänen Celebritäten."

Abermals entstieg Theodor'n ein Seufzer; auch ich seufzte, aber — um seinetwillen.

Ich suchte ihn fortzuziehen, denn seine mit jedem Schritte sich steigernde Exaltation drohte ihm tödtlich zu werden. Es mußte in der That ein wahrer Unglückstag seyn, denn alles wirkte, seine Schwermuth zu steigern, zusammen.

„Da sieh," sprach er, als wir auf dem Quai Malaquais dahin wanderten, „Ladvocat's pompöse Façade! Ist er nicht der wahre „Galiot du Pré" der entarteten Literatur des neunzehnten Jahrhunderts? Er hätte in besseren Zeiten zu leben verdient; seine bedauernswerthe Thätigkeit aber, hat sie nicht die neueren, zum ewigen Nachtheil der alten Werke aufs empörendste vermehrt? Ist Ladvocat nicht der ewig unverzeihliche Begünstiger unserer Lumpenpapier-Fabriken, der ignoranten Orthographie und manierirten

Vignette; der unheilbringende Gönner der akademischen Prose und Mode-Poesie; als hätte Frankreich seit Montaigne keine Prose, seit Ronsard keine Poesie besessen? Dieses Bibliopolen-Palais ist das trojanische Pferd, in dem alle Räuber des Palladiums sich bargen; die Pandora-Büchse, aus der alle Uebel auf unsere Erde herabkamen! Doch liebe ich diesen Cannibalen, und werde in sein „Teufelsbuch" ihm ein Capitel liefern; aber ich erlebe es nicht mehr!"

„Dort," fuhr unser armer Theodor fort, „der Buchladen des würdigen Crozet, des liebenswerthesten unserer jungen Buchhändler; der Mann, der einen Band von Derome dem Aeltern von einem Derome des Jüngern am richtigsten zu unterscheiden weiß; der letzten Generation eigentlicher Bücherfreunde, wenn sie mitten in unserer Barbarei noch je irgend wieder aufkommen sollte, letzte Hoffnung! Heute aber ist der Genuß seiner Unterhaltung mir versagt; er befindet sich in England, wo er, vermöge gerechter Repressalien, unseren gierigen Spoliatoren von Soho-Square und Fleet-Street, die seit zwei Jahrhunderten auf ihrer undankbaren eigenen Muttererde vergessenen unschätzbaren Trümmer unserer herrlichen Sprache zu entreißen strebt! Macte animo, generose puer!

„Dieß," nahm er nach einer Pause das Wort wieder, „der „Pont des Arts;" auf seinem, kaum einige Zoll breiten Geländer werden nimmer jene dreihundertjährigen Folianten in Schweinsleder, mit schweren Kupferbeschlägen, die zehn Generationen bereits durch ihren ehrwürdigen Anblick erfreuten, zur Schau ausgestellt, ruhen; eine in der That recht räthselhafte Passage, auf einem, nicht mit Emblemen der Wissenschaften gezierten Wege, zur Akademie! Möglich, daß ich irre; mir scheint aber, die Erfindung dieser Art von Brücke biete dem Gelehrten den flagrantesten Beweis des Verfalles der ächten Wissenschaften dar!"

„Dort," fuhr Theodor, als wir über den Louvre-Platz

kamen, immer unermüdet fort, „das weiße Aushängeschild eines andern thätigen und sinnreichen Buchhändlers; lange erfüllte es mich mit innigem Behagen; seit Techener aber auf die Idee gefallen, mit Tastu's Schrift auf blendend weißem Papiere, in coquetter Cartonnirung, die gothischen Wunder des Jehan Bonfons von Paris, Jehan Mareschal — von Lyon, und Jehan de Chaney von Avignon nachzudrucken, und jene fast unauffindbaren Kleinigkeiten durch köstlichen Nachdruck zu vervielfältigen, erblicke ich jenes Schild nie ohne peinliche Gefühle. Es gibt nichts, Freund, was ich dem Papiere von schauderhafter Weiße nicht vorzöge, es müßte denn das seyn, wozu es unter dem Preßschwengel wird: das jämmerliche Gepräge der Träumereien und Albernheiten eines eisernen Jahrhunderts!"

Theodors Seufzer wurden immer schmerzlicher; er verschlimmerte sich mit jedem Augenblicke.

So gelangten wir endlich in die Rue des Bons-Enfants, in den reichen Bazar der öffentlichen Versteigerungen Silvestre's, ein bei den Gelehrten in hohen Ehren stehendes Local, das binnen eines Vierteljahrhunderts mehr unschätzbare Merkwürdigkeiten nach einander beherbergte, als die Bibliothek der Ptolemäer aufzuweisen hatte, die, was unsere historischen Radoteurs auch sagen mögen, von Omar vielleicht gar nicht verbrannt worden.

„Wie unglücklich," bemerkte ich Theodor'n, beim Anblicke aller der unsern Blicken dort sich darbietenden herrlichen Bände, „wer solche Werke verkauft?"

„Sie sind todt," entgegnete unser Freund düster, „oder überleben es nicht!"

Der Saal aber war leer. Nur der unermüdliche Thouret befand sich da, und facsimilirte mit der beharrlichsten Genauigkeit, auf sorgsam zubereiteten Karten die Titel jener Werke, die seinen täglichen Nachforschungen gestern etwa entgangen seyn mochten. Ueberglücklicher, der in seinen

Cartons, nach Materien classificirt, die getreuesten Nachbildungen der Titelblätter aller bis jetzt bekannten Bücher besitzt! Mögen in der ersten nahe bevorstehenden Revolution, welche der Perfectibilität Fortschritte als gewiß uns ankündigen, alle Erzeugnisse der Druckerkunst untergehen, was kümmert's ihn? Kann er der Nachwelt doch den vollständigen Katalog einer Universalbibliothek überliefern. Gewiß erheischte es ein bewundernswerthes Divinations-Vermögen, den zeitgemäßen Augenblick, das Inventarium der gesammten Civilisation zusammenzutragen, so lange in voraus schon zu ahnen: denn in einigen Jahren wird von ihr gar nicht mehr die Rede seyn!

„Verzeih' mir Gott, bester Theodor," nahm der ehrliche Silvestre das Wort, „Sie haben sich um einen Tag verrechnet: gestern war der letzte Versteigerungstag; die Bücher, welche Sie da sehen, sind sämmtlich verkauft, und erwarten nur die Träger.

Theodor schwankte und erbleichte; der ihn treffende Schlag erschütterte auch mich in tiefster Seele.

„So geht's!" stöhnte er ganz zerknirscht; „daran erkenne ich mein mich immer verfolgendes Unglück! Wem aber, sagen Sie mir wenigstens, gehören diese Perlen, diese Demanten, diese unschätzbarsten aller Schätze, deren Besitz die Bibliothek eines de Thou, eines Geolier verherrlicht hätte?"

„Wie gewöhnlich, bester Theodor!" entgegnete Silvestre, „jene köstlichen Classiker in Original-Ausgaben; jene alten herrlichen, von berühmten Gelehrten mit eigenhändigen Randglossen versehenen Exemplare; jene piquanten philologischen Seltenheiten, von denen Akademie und Universität selbst nie gehört, mußten Sir Richard, gleichsam wie von Rechts wegen, zufallen; so überlassen wir dem englischen Leoparden in der That sehr zuvorkommend, das Griechische und Latein, das wir nicht mehr verstehen! — Jene herrlichen natur-

historischen Sammlungen, diese Meisterwerke der Methode und Ikonographie, gehören dem Prinzen v. Eßling, dessen Liebe zum Studium ein edel erworbenes, unermeßliches Vermögen durch dessen Benützung noch mehr adelt. — Jene alten, so zierlichen, allerliebsten, so wohl erhaltenen „Facetien" sind das Eigenthum ihres liebenswürdigen, genialen Freundes Aimé-Martin. — Wer jene glänzenden, pompösen Maroquin's erstanden, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen? Sie gehören dem Shakespeare, dem Corneille des Melodram's, *) dem gewandten und oft beredten Organ der Leidenschaften und Tugenden des Volkes. Am Morgen noch hatte er diese Werke etwas in Mißcredit setzen lassen; am Abend aber wog er sie mit Gold auf; brummte dabei aber, wie ein angeschossener Keuler, zwischen den Zähnen, und maß die Concurrenten mit seinem, von dunkeln Brauen beschatteten, tragischen Auge."

Theodor hörte nicht mehr. Er hatte einen Band erfaßt, und maß und maß mit seinem „Elzeviriometer," d. h. einem, fast in's Unendliche eingetheilten Halbfuß-Maßstabe, nach dem er den Preis, und leider auch den inneren Werth seiner Bücher, anschlug. Zehnmal legte er den verwünschten Band hin, ergriff ihn zehnmal wieder; verificirte zehnmal seine ihn so tief niederbeugende Berechnung, murmelte einige mir unverständliche Worte, ward todtenbleich, und sank bewußtlos in meine Arme. Ich hatte die größte Mühe, ihn zum nächsten, zufällig anhaltenden Fiacre zu bringen.

Alle meine Mühe, das Geheimniß seines so plötzlichen, unbändigen Schmerzes ihm zu entlocken, blieb lange fruchtlos. Er erwiderte keine Sylbe, sprach nicht, hörte mich nicht. Der Bücher-Typhus, sein Paroxism! war mein Gedanke.

Ich preßte Theodor an meine Brust, fuhr, ihn auszuforschen, fort. Endlich brach er sein düstres Schweigen:

---

*) Hugo Victor.

„Freund,“ schluchzte er, „ich bin der Unglücklichste aller, die da leben! Jener Band, höre und schaudere! ist der Virgil von 1676 auf großem Papier; ich glaubte, dessen Riesenexemplar zu besitzen; dieses aber ist ein Drittel Linie höher als das meinige; feindliche oder voreingenommene Gemüther könnten sogar eine halbe Linie Unterschied finden! — Ein Drittel Linie, großer Gott!“

Ich war, wie vom Blitze getroffen; ich begriff, daß das Delirium ihn bereits befiel.

„Ein Drittel Linie!“ wiederholte er, wie Ajax oder Capaneus, die Faust grimmig gen Himmel ballend.

Ich bebte an allen Gliedern.

Allmählich versank unser armer Freund in die tiefste, schwermüthigste Abspannung; von Zeit zu Zeit der Ausruf: „Ein Drittel Linie!“ war sein einziges Lebenszeichen! „Zum Henker mit allen Büchern und dem Typhus!“ seufzte ich im Stillen.

„Beruhige dich doch, Freund,“ flüsterte ich, so oft die Krise sich erneute, ihm zärtlich ins Ohr: „was hat, sey's auch im Delicatesten auf Erden, ein Drittel Linie auf sich?“

„Nichts auf sich?!“ zürnte er, „ein Drittel Linie in einem Virgil von 1676?! Ein Drittel Linie erhöhte bei de Cotte den Preis des Nerli'schen Homers um hundert Louisd'or! Hat ein Drittel Linie des das Herz dir durchbohrenden Dolchs nichts auf sich?!“

Alle Gesichtszüge des Aermsten verzerrten sich; seine Arme erstarrten; die Beine erfaßte ein furchtbarer Krampf. Der Typhus ergriff sichtlich bereits die Extremitäten; ich hätte wahrlich auch nicht ein Drittel Linie mehr weiter von Theodor's Wohnung entfernt seyn mögen!

Wir hielten. „Ein Drittel Linie!“ jammerte er dem Portier zu.

„Ein Drittel Linie!“ ächzte er der öffnenden „Bonne“ entgegen.

„Ein Drittel Linie!“ schluchzte er in den Armen seiner Gattin; seine heißen Thränen strömten.

„Mein Papagai ist fortgeflogen, Papa!“ klagte ihm seine kleine Tochter.

„Warum ließ man den Käfig offen?“ frug Theodor. „Ein Drittel Linie!“ setzte er hinzu.

„Im Süden ist's unruhig, in der Rue du Cadran auch,“ bemerkte die das „Journal du soir“ eben lesende alte Tante.

„Was Teufel fällt dem Volke ein?“ erwiderte Theodor. — „Ein Drittel Linie!“

„Ihr Pachthof bei La Beauce ist abgebrannt,“ bemerkte, ihn zu Bette bringend, ihm sein alter Diener.

„Muß, wenn die Ländereien es verlohnen, wieder aufgebaut werden. — Ein Drittel Linie!“

„Glauben Sie, es sey bedenklich?“ frug mich die Amme.

„Hat Sie denn,“ versetzte ich, „das Journal des sciences médicales nicht gelesen? Nur sogleich einen Priester herbei!“

Glücklicherweise trat der Pfarrer grade eben ein. Er kam, über tausend literarische und bibliographische Sächelchen, die er über sein Brevier nicht so ganz vergessen hatte, mit Theodor hergebrachterweise zu plaudern. Als er jedoch dessen Puls befühlt, dachte er daran nicht mehr.

„Liebes Kind,“ sprach er mit feierlicher Salbung, „unser Leben ist nur eine Pilgerfahrt, schwindet gleich dem Rauche dahin; beruht ja die Welt selbst nicht auf ewigen Grundfesten; auch sie muß, wie alles Endliche, enden.“

„Haben Sie,“ fiel Theodor ein, „hinsichtlich dieses Gegenstandes, den Tractat über den Ursprung und das Alter der Welt gelesen?“

„Ich weiß davon,“ war des ehrwürdigen Seelenhirten Antwort, „nur was die Genesis besagt; habe jedoch vernommen, daß ein Sophist des vorigen Jahrhunderts, Mirabaud mit Namen, über besagte Materie ein Buch verfaßt.“

„Sub judice lis est,“ unterbrach den Geistlichen aufwallend Theodor. „Ich habe in meinen „Stromates“ bewiesen, daß die beiden ersten Theile der „Welt“ von jenem traurigen Pedanten, der dritte Theil aber von Abbé Mascrier seyen.“

„Aber, mein Gott,“ bemerkte die alte Tante, ihre Brille lüftend, „wer denn aber hat America erschaffen?“

„Davon,“ entgegnete der Pfarrer etwas verlegen, „ist nicht die Rede. — Glauben Sie, liebes Kind, an die heil. Dreifaltigkeit?“

„Wie sollte ich,“ fuhr Theodor auf, „an den berühmten Band de Trinitate von Servet nicht glauben? Ich selbst sah ja, ipsissimis oculis, bei Maccarthy ein Exemplar, das dieser in der Versteigerung von La Vallière zu siebenhundert Livres erstanden, um die mäßige Summe von zweihundert fünfzehn zuschlagen!“

„Von dem Allem, mein Sohn,“ bemerkte der Geistliche, schon ziemlich aus der Fassung, „handelt sich's nicht. Was halten Sie, mein Sohn, von der Göttlichkeit Christi?“

„Recht, recht; verstehen wir uns nur! Ich behaupte gegen männiglich, daß „Toldos-Jeschu,“ woraus jener ignorante „Pasquin“ Voltaire so viele, nur der „Tausend und eine Nacht“ würdige Mährchen geschöpft, eine boshafte rabbinische Albernheit sey, der in keiner Bibliothek eines Gelehrten auch nur ein Plätzchen gebührt!“

„A la bonne heur!“ seufzte der Pfarrer.

„Man müßte denn dereinstens,“ fuhr Theodor fort, „jenes Exemplar in charta maxima, dessen, wenn ich mich recht erinnere, David Clement in seinem inedirten Wuste erwähnt, wieder auffinden.“

Dießmal seufzte der Pfarrer sehr vernehmlich, erhub sich, ganz bewegt, von seinem Sitze, und erklärte, über Theodor sich hinbeugend, ihm rund heraus: Er sey von jenem Typhus, dessen das Journal des Sciences médicales

gedenke, im höchsten Grade befallen, und habe sich einzig nur mehr mit seinem Seelenheil zu beschäftigen.

Theodor hatte sich im Leben nie hinter jene anmaßende Negative der Ungläubigen, dieses Wissen alberner Menschen, verschanzt, die gute Seele aber in den Büchern das eitle Studium des Buchstabens zu weit getrieben, um zum Eindringen in deren Geist sich Zeit zu lassen. Selbst bei voller Gesundheit hätte eine Doctrine das Fieber, ein Dogma den „Tetanos" ihm zugezogen; in der Moraltheologie hätte er vor einem Saint-Simonisten die Segel gestrichen. Er kehrte sich nach der Wand um.

Lange ließ er keinen Laut von sich hören; wir konnten ihn verschieden glauben, hätte ich, an sein Lager tretend, ihn nicht leise murmeln gehört: „Ein Drittel Linie! Gott der Gerechtigkeit und Güte! Wo wirst du dieß Drittel Linie mir vergüten; wie kann deine Allmacht selbst die irreparable Dummheit eines Buchbinders wieder gut machen?"

Ein Freund, ebenfalls ein Bibliophile, kam zum Besuche. Man sagte ihm: Theodor liege im Sterben, delirire schon dermaßen, daß er den dritten Theil der Welt Abbé Mascriers Werk glaube, habe aber seit einer Viertelstunde bereits die Sprache verloren.

„Davon will ich mich überzeugen," erwiderte der Bibliophile.

„An welchem Fehler der Pagination," frug er Theodor, „erkennt man die gute Edition des Elzevirschen „Cäsar" von 1635?"

„Statt 149,153."

„Wohl, und den Terenz aus derselben Officin?"

„Statt 104,108."

„Wetter!" bemerkte ich, „die Elzevirs hatten in jenem Jahre mit den Ziffern Unglück; gut, daß sie damals Ihre Logarithmen nicht druckten!"

„Ganz vortrefflich, Freund!" rief der Bibliophile; „hätte

„hätte ich deinen Leuten da glauben wollen, lägest du schon am Grabesrande!“

„Ein Drittel Linie!“ stöhnte Theodor mit immer mehr erlöschender Stimme.

„Ich kenne dein Unglück,“ fuhr jener fort, „ist aber nichts gegen das meinige. Denke dir, vor acht Tagen entging mir in einer anonymen Bastard-Versteigerung, die man nur durch die Affiche an der Thüre erfährt, ein Boccaz von 1527, so schön als der deinige, in venetianischem Velinband, mit den spitzen a, der „Index“ überall, und kein Blatt erneut!“

Alle Geisteskräfte Theodors concentrirten sich in einem Gedanken: „Bist du aber auch sicher, daß die a gewiß spitz waren?“

„Wie Hellebardenspitzen.“

„Kein Zweifel also, es war die „Vintisettine“ selbst!“

„Sie selbst. Wir hatten an diesem Tag grade ein ganz charmantes Diner, herrliche Weiber, Colchester-Austern, Champagner. Ich kam drei Minuten nach dem Zuschlage.“

„Ha!“ tobte Theodor, „wenn die „Vintissetine“ versteigert wird, dinirt man nicht!“

Diese letzte Anstrengung erschöpfte den den Aermsten noch durchzuckenden Lebensrest, den jenes Gespräch, gleich dem, einen erlöschenden Funken umspielenden, Hauche noch erhalten hatte. Noch einmal lallte er: „Ein Drittel Linie!“ Es waren seine letzten Worte.

Seit dem Augenblicke, wo wir ihn aufgegeben, hatte man die Bettstelle an seine Bibliothek geschoben. Jeden Band, nach dem sein umflortes Auge sich zu sehnen schien, nahmen wir heraus, und ließen seine Lieblinge geraumere Zeit vor ihm ausgebreitet. Gegen Mitternacht verschied er zwischen einem Deseuil und Padeloup, einen Thouvenin inbrünstig an sein Herz gepreßt:

Von einer zahlreichen Versammlung trostloser Antiquare

und Bouquinisten gefolgt, begleiteten wir die Leiche, und zierten seine Ruhestätte mit folgender, vom Heimgegangenen, nach jener Franklins, selbst parodirten Grabschrift:

„Hier liegt
In diesem Holz-Einbande,
Ein Exemplar in Folio
Der besten Ausgabe
Des Menschen,
Geschrieben in einer Sprache des goldnen Zeitalters,
Die die Welt nicht mehr versteht.
Es ist nun
Eine Scharteke,
Verdorben,
Maculatur
Von Nässe beschädigt,
Defect,
Mit zerrissenem Titelblatte,
Von Würmern zernagt,
Vom Moder fast ganz unkenntlich.
Man wagt nicht,
Die verspätete Ehre
Einer neuen Ausgabe
Dafür zu hoffen.

Ch. Nodier.

Eine Fête im Palais=Royal.

(Junius 1830.)

An Herrn Ladvocat.

Sie bestehen darauf, verlangen, daß ich meinem Journale das Blatt entnehme, worin jene merkwürdige, so zu sagen, auf der Gränzscheide zweier Monarchien stattgefundene Fête, von der sich nicht wohl sagen läßt, ob sie die letzte des vorigen, oder die erste des jetzigen Königthums gewesen, sich geschildert findet? Sie wollen, daß dieses Ihr neues Werk, das Product aller unserer Autoren, alle „Regime's" umfasse; daß einige Seiten selbst dem Untergegangenen gewidmet seyen; daß Ihr „Paris" auch seine Gräber aufzuweisen habe; durch die Reminiscenz eines Blattes wollen Sie unsere Restauration, unserer neueren Geschichte ernsteste Epoche bezeichnet sehen? Soll ich Ihnen gehorchen? Nur widerstrebend unternehme ich den Versuch. Sollte diese meine Skizze für ein „Sittengemälde" nicht von zu hoher Wichtigkeit seyn? In welchem Style wollten Sie die Tänze, von deren fröhlichem Jubel Herculanum vielleicht am Vorabend seines gräßlichen Unterganges widerhallte, schildern? Und dennoch wissen Sie, daß die jener Fête so schnell gefolgte Katastrophe mir nichts weniger als unerwartet war; wissen, daß ich mitten im Gewühl jener rauschenden Tänze das Donnerbrüllen des Vulcans, der Herculanum verschlang, vernahm!

Gerade, was Sie von mir verlangen, fällt mir in hohem Grade schwer. Unsere politischen Starkgeister scheinen

mir, hinsichtlich des Königthums die vulgären Ansichten anderer Zeiten zu hegen, und Fürsten aus anderem Stoffe als die übrige Menschheit, geschaffen zu wähnen. Ich hege keine solchen Vorurtheile. In meinen Augen sind Fürsten Menschen gleich andern. Ich denke, wenn unsere Bestimmung oder unser Ehrgeiz uns ihnen näher gestellt, müssen wir, ganz wie unsre übrigen Bekannten, wenn diese widerwärtige Schicksale heimsuchen, im Unglücke auch sie behandeln. Glauben wir, nachdem es unter dem Dache des glücklichen Bürgers uns behagt, und wir im Unstern mit roher Verunglimpfung ihn überhäufen, uns zu entehren, muß es dann nicht höchst wunderbar erscheinen, wenn so Viele, die vor den Bourbons, auf dem Gipfel ihrer Macht, in aller Demuth sich gebeugt, ihre Huldigungen von gestern durch ihre Verfolgungen von heute genau auszugleichen sich verpflichtet glauben? Auch für Könige verlange ich Gleichheit.

Noch mehr, wenn ich ganz offen seyn soll: um Ihnen gefällig zu seyn, vor jenem ganzen königlichen Hause, das des Schicksals so merkwürdiger Spielball, der Annalen unseres Vaterlandes alte Trümmer gestürzt, wieder aufgerichtet, vom Sturme abermals niedergeschmettert, tiefer hinabgeschleudert, weiterhin als alle unglücklichen Fürsten, die auf der Erde jemals gelebt, verschlagen sich gesehen, auftretend, erfaßt mich eine mir sonst unbekannte Schüchternheit. Mir imponirte die Königskrone nicht; fast allen meinen Huldigungen vergesellte sich Opposition. Der Krone des Unsterns dagegen zolle ich nur Ehrfurcht.

Sie sehen, welcher Gefahr Sie und Ihr Buch sich aussetzen. Vermag auch diese von Ihrem Verlangen Sie nicht abzuhalten, so schließen Sie einen Moment das Auge; denken Sie die Welt und Sie selbst einige Monate sich zurück: Karl X regiert noch; auf seinen Wink bedecken, indeß eine seiner Armeen in Messeniens Gefilden, zu Griechenlands Wiedergeburt, noch lagert, achthundert Segel das mittel-

ländische Meer, und wogen seine Fahnen und Züchtigungen jenen Gestaden, wo Ludwig der Heilige den Tod, Karl V Unstern fand, zu. Europa staunt, nach Frankreichs langem Ungemach, zu Eroberung jener Küsten, nach denen Ludwig XIV und Georg III nur ihre Blitze zu schleudern sich begnügt, Karl X sich rüsten zu sehen. Die Bourbons von Neapel ergreifen, dem Chef der drei Kronen tragenden alten Dynastie in seiner vollen Glorie einen Besuch abzustatten, jenen Augenblick. Franz I hat eine seiner Töchter nach Spanien, das sie zu seiner Königin verlangt, begleitet; eine zweite glänzt am französischen Hofe. Unsere glücklichen Provinzen durchreisend, wie sehr empfindet er die Gränzscheide der Pyrenäen; wie viel beneidenswerther erscheint ihm, die Loose zweier stammverwandten Könige vergleichend, die zweite Stelle im Louvre als die erste im Escurial!

Wie edle Gäste vom reichen, mächtigen Wirthe werden die erlauchten Neapolitaner von Frankreichs Könige empfangen. Im ganzen Umfange seines Reiches unentgeltlich bewirthet, umgibt sie auf seinen Wink unser ganzer Luxus. Er selbst in Person macht die Honneurs der Hauptstadt, ihrer Umgebungen, Palais, Denkmale und Merkwürdigkeiten. Vielleicht hatte er Frankreich nie so in der Nähe gesehen; er schien die Schätze seines herrlichen Landes zu inventarisiren. Konnte er seiner trefflichen Armee vergessen? Mit gezogenem Degen defilirt er vor der Königin, und officiell fragt am folgenden Tage der Moniteur: was jene Armee, die ihres Königs Degen entblößt gesehen, nicht vermögen werde? Nach Rosny, Saint-Germain, Versailles, um die Reminiscenzen Ludwigs XIV, Heinrichs IV, des Heiligen Ludwigs, aller seiner Ahnen, mit ihnen zu besuchen, begleitet der König die hohen Reisenden. Auch zu den Orleans-Bourbons führt er die Bourbons Neapels. Ob das Palais-Royal, Ludwig XIV als Kind, den die Fronde daraus vertrieb, ausgenommen, vor Karl X einen König Frankreichs in seinen Mauern erblickt, ist

mir unbekannt. Karl X wenigstens hatte bis dahin es noch nicht betreten. Im Junius 1830 stattete er dem Herzoge von Orleans seinen ersten Besuch dort ab.

Zu jenem Besuche wird das Palais-Royal vollendet. Die Arbeiten von fünfzehn Jahren endlich krönend, legt der erlauchte Eigenthümer kurz vorher, als die Glücksgöttin, dem Erbe seiner Söhne die Tuilerien und Palais-Bourbon, Versailles und Chantilly zugesellen soll, an das Vaterhaus die letzte Hand. An jene lange Reihe von Zimmern, in denen einsichtsvoller Luxus, Gemälde, Statuen, alle Denkmale der Kunst rastlos versammelt, reihen sich neue ungeheure Säle, eine Galerie, in denen geistreiche Gemälde die Geschichte des Königssitzes selbst den Blicken des Beschauers vergegenwärtigen. An jenem festlichen Abend verherrlicht ächt königliche Pracht mit Draperien, Blumen, mit der blendendsten Beleuchtung, diese unermeßliche Reihenfolge von Prunkgemächern. Wo die Salons enden, beginnen andere Feenwerke: ein schwebender Garten, mit den köstlichsten Teppichen verziert, blühende Orangenbäume, von kolossalen Candelabern beleuchtet; die so elegante, so reiche Terrasse ist zum erstenmale eröffnet. Auf einer Seite beut sie dem Auge, unter dem sie theilenden Glasgewölbe, den herrlichsten, belebtesten aller Bazars; auf der andern, unter des Beschauers Füßen, einen andern, ungeheuer größeren, den eigentlichen Garten, in dem Feuerguirlanden von Baum zu Baum, von Arkade zu Arkade schweben, dar. Zu diesem Feste sind nicht Hof und Stadt allein gebeten; der Herzog hat es zugleich auch zu einem populären, allgemeinen, gestempelt; auch das Volk ist geladen, und hat, diesen ganzen ungeheuren Bering gedrängt erfüllend, zuerst sich eingefunden.

Seit sieben Uhr schon drängen die Gäste der Fête, über viertausend an der Zahl, sich am Eingange des Palais. Auch dort umwogt die schaulustige Volksmasse das Spalier vor der bis nach der ganzen Länge der Kays sich hinziehenden Equipa-

genreihe, begafft durch den Kutschenschlag die Toiletten der Damen mehr als ihre Reize, und kümmert sich mehr um der Männer Stickereien als ihre Verdienste. Eine in der That abenteuerliche Leidenschaft der Menge ist ihr Vergnügen am Schauspiele ihr nicht beschiedener Freuden, ihre Bewunderung eines erborgten Glanzes; besonders aber ihr Respect für den Cicerone, der jeden Orden zu benennen, jedem Costüme sein Amt und seine Würde, jedem Gesichte seinen Titel, mit kecker Stirne zuzutheilen weiß. Einen unverkennbaren Beweis der wirklichen Gutmüthigkeit des Volks, wenn man auf dessen Entartung es nicht grade anlegt, ist, daß der Anblick des in höheren Sphären über ihm entfalteten Pomps seiner gesammten Masse auch nicht die mindeste mißgünstige Aeußerung entlockt. Es begrüßt in jenen glänzenden Auszeichnungen die ihnen beigelegten Schlachten, Arbeiten, Dienste, an denen, wie es weiß, ihm sein Theil ebenfalls geworden. Eine Art Instinctes widerlegt in seinem Gewissen die Demagogen, die als seine Feinde jene Machthaber ihm darstellen, in deren Schatten die Civilisation, höhere Sicherheit, Unabhängigkeit, Arbeit, Aufklärung, Sitten, mit Einem Worte, höhere Wohlfahrt und Würde ihm gewährend, zu ihm herabsteigt. Ich erinnere mich gar wohl, daß bei jenen kaiserlichen feierlichen Audienzen, wo das Volk mit so vielem Stolze: „Das ist ein König!" ausrief, auch ich mich öfters in die neugierige Masse mischte, und gleich ihr bewundernd gaffte. Seit ich jedoch der Paläste Inneres erschaut, liebe ich nur Abgeschiedenheit, Studien, Freiheit. Im ersten Lebensalter ist unser ganzes Dichten und Trachten nur Ruhm, dann Ruhm und Liebe, später Liebe und Ruhe. Ist irgend ein sterbliches Wesen vom Himmel so verwahrloset, daß Ruhe allein ihm genüge?

Unter der Restauration war ein vorzüglich glanzvoller Reiz der Feten, daß dabei nicht, wie in unseren Tagen, die Tracht des gewöhnlichen Lebens zugelassen ward; daß nicht, wie

unter dem Kaiserreiche, Militär- und Civilcostüm sich daraus verbannt sahen. Nur bei seinen Levers duldete Napoleon Beides. Das „Habit français“ allein war in seinen „Cercles,“ jenen seiner Minister und Großbeamten, admittirt. Ueberdem verlangte er Stahldegen am Gehänge, Haarbeutel und den ganzen Apparat der alten königlichen Zeiten. Es ist eine bekannte Sache, wie es einem jungen Colonel erging, der, am Morgen aus Spanien zurückgekehrt, am folgenden Tage nach Rußland abreisen sollte, und in der Verlegenheit, eine Einladung der Kaiserin abzulehnen, oder der Etiquette seinen Schnurbart zu opfern, zu Befolgung jener seltsamen „Constitution de l'Empire“ auf die Idee fiel, den kriegerischen Schnurbart mit der Livree früherer Zeiten zu vergesellen. Den Kaiser brachte diese Verletzung der Gesetze der alten Monarchie dermaßen in Harnisch, als hätte solche die seinige in ihren Grundfesten untergraben.

Die Restauration selbst zeigte sich minder „pointilleus.“ Jeder Souslieutenant der Infanterie, jeder Dorfmaire hatte in die Tuilerien Zutritt; auch würde, ohne die Herzoge von Bassano und von Gaëta, die aller alten „Regimes“ Frankreichs letzte Repräsentanten schienen, das „Habit carré“ damals schon ganz verschwunden seyn. Dabei war die unendliche Vielfältigkeit der Stickereien, Orden, Waffen, Farben von in der That magischer Wirkung. In diesem Vereine der großen Welt des ganzen civilisirten Erdballs, nicht nur durch das diplomatische Corps, sondern auch die durch Frankreichs damalige tiefe Ruhe angezogene Masse reicher Fremden repräsentirt, vergesellte Europa seinen Pomp mit dem vollen Lustre des unsrigen, seine Orden und Insignien mit den unsern; Admiral Codrington's leuchtender Uniform zur Seite glänzte der jungen Grafen Appony elegante „Hongraise.“ Nie wird den Blicken der französischen Hofwelt ein so reiches, so köstliches Schauspiel wieder dargeboten werden. Damals zum letztenmale sah man den Luxus jener, den Hofdienst

distinguirenden zahllosen Costüme, an Reichthum sämmtlich wetteifernd, zur Schau dargeboten. — Die Söhne der Pairs dagegen hatten das ihnen erst jüngsthin zugetheilte apfelgrüne Kleid verschmäht; in der That auch war diese Distinction et was spät erfolgt.

Soll ich die, in Luxus und Geschmack sich überbietenden Toiletten der Damen bei dieser Fête schildern? Bei uns in Frankreich sind dergleichen nur ganz alltägliche Wunder; würden auch Revolutionen den Reichthum verschlingen; die Eleganz bliebe; es bliebe ein noch weit reizenderes Schmuckkästchen: Jugend, Grazie, Schönheit.

Die neunte Stunde schlägt. Der Herzog eilt durch das Gedränge dem Saale der Garden zu; verweilt, seine durch die Menge sich Bahn suchenden ältesten Söhne zu erwarten, einen Augenblick, und steigt dann, den König zu empfangen, die Stufen schnell hinab. Zugleich schritt, in ihrer milden Majestät, vom Kranze ihrer lieblichen Kinder umgeben, die Herzogin durch die ehrerbietig sich theilende Menge, dem Empfange des Königs zu. „Mademoiselle" d'Orleans befand sich an der Seite ihrer erlauchten Schwester; oben an der Treppe verweilten die Prinzessinnen, den Monarchen zu erwarten. Alles drängte sich, den König, mit ihm jene ganze Dynastie, an deren Spitze er erscheinen sollte, früher zu sehen, hinzu. Trommelwirbel verkündete, daß Karl X die Schwelle jenes Palais so eben betrete, wo bald ganz andrer Donner erschallen, in dessen Façade so kurze Zeit nachher die Kugeln seiner Grenadiere schmettern sollten. Er trat mit dem Könige von Neapel in den Hof ein. Der Herzog empfing beide Monarchen beim Aussteigen aus dem Wagen. Von jenen drei Fürsten sollte wenige Wochen später der eine sich entthront sehen, der andere ein Raub des Todes werden, der dritte einen Thron besteigen! Mit ihnen kamen die Königin von Neapel, der Prinz von Salerno, die Dauphine, der Dauphin, „Madame" und die eilf Prinzen und Prinzessin-

nen von Orleans, die ihren erlauchten Gästen sich angeschlossen. Rührung ergriff die ganze glänzende Versammlung. Von allen Bourbons fehlten nur die Condés; und auch sie vermißte man bereits nicht mehr. Jenes, in Chantillys Einsamkeit vergessene Heldengeschlecht überlebte sich nur noch, um einem letzten, gräßlichen Schlage des Schicksals bald zu erliegen.

Der erhabene Zug durchwandelte die zwanzig Salons. Alle Großbeamten beider Kronen, die Damen beider Höfe, die Minister, schritten vor jenem Vereine der Nachkömmlinge Roberts des Starken und Heinrichs IV einher. Die Minister! Sie schienen das Leichenbegängniß dieser ganzen tausendjährigen Monarchie anzuführen. Ich erkundigte mich um den Namen eines unter ihnen. Es war Guernon de Ranville. Seine Züge waren mir nicht bekannter, als sein Leben, noch kurze Zeit zuvor, es Frankreich gewesen; eine Laune der Glücksgöttin zog diesen jungen Mann aus seiner glücklichen Ungekanntheit, um ihn als freiwilligen Märtyrer von Verirrungen, deren Mitschuldige seine Vernunft nicht gewesen, vom Gipfel der Größe in einen Kerker hinabzustürzen! Die beiden Chefs des Ministeriums lächelten dem Feste. Hätten sie um sich her geblickt, sie würden nicht gelächelt, würden in der Zukunft gelesen haben.

Indeß lag in Polignac's Heiterkeit etwas Erzwungenes; es bekundete, daß Besorgnisse in seine Seele endlich Zugang gefunden. Noch sehe ich die Stelle, wo er, bei Martignac, den, als die Monarchie untergrabend, seine Freunde als Minister gestürzt, seinen beredten Gegner lebhaft grüßte. Das Leben beider war noch nicht zu Ende; beide sollten sie der Nachwelt angehören.

Der König führte die Königin von Neapel; aufrichtige Munterkeit, lebhafter Stolz leuchteten aus allen seinen Zügen. Auch die Herzogin v. Berry, im glücklichen Gefühle ihre Familie auf Frankreichs Boden wiederzusehen, schien von Freude erfüllt; sie führte ihre kleine Prinzessin an der Hand. Alle

Welt staunte, daß der Herzog v. Bordeaux bei der Fête fehlte. An der Seite seiner Tochter schritt der König von Neapel, obgleich noch nicht bejahrt, gleich einem gebrechlichen Greise, der vom Tode bereits die ersten, dem Grabe ihn weihenden Stöße empfangen, einher; er schien sein nahes Loos zu ahnen. Gedachte der Zukunft oder der Vergangenheit die Tochter aller unserer Könige? Sie gewann, Festen beizuwohnen, ihrem Widerstreben ab; war jedoch im festlichen Kreise nur eine Fremde; schritt in tiefe Gedanken verloren einher, als erinnere sie sich anderer Züge, anderer Prunkfêten; finde unter Glücklichen sich nicht heimisch, und fühle zur Rückkehr ins Exil sich bereits wieder auf dem Wege. Unglückliche Prinzessin, die auf dem ersten Throne der Erde nur geboren scheint, um Alle, die da leben, durch die Unbegränztheit ihres Unglücks, dem nur ihre hohe Resignation und ihr in allen Stürmen unerschütterlicher Muth die Wage halten, zu überbieten! — Dem Dauphin fiel die Menge anwesender Oppositions-Mitglieder auf; er äußerte dieß.

Die Opposition befand sich in der That bei dieser Fête in Masse. Ihre Redner, Journalisten, ihre in Ungnade gefallenen Generale, ihre Minister aller „Regimes" waren in Menge zugegen. Der Herzog hatte die durch Opposition berühmt gewordenen Männer, zu seinen Soirées zu bitten, sich zur Ehre erachtet, und diese Sitte seit der Ernennung des Ministeriums Karls X vom Jahre 1828 sich angeeignet. Bei seinem Spiele, in seinen Levers sah man von Generalen, Deputirten, ihn umdrängt, die seitdem von unsern fünfzehn Jahren Schmach, Erniedrigung, Sklaverei gesprochen; begriffen sie in jenen fünfzehn Jahren auch diese Stunden?

Einst hörte ich de Thiars über erstickende Hitze klagen; in der That auch war die ganze linke Seite anwesend. „Bon," bemerkte der König, „morgen aber wird es im Palais Bourbon noch heißer werden!" Er spielte auf eine stürmische Discussion, die an diesem Tage in der Deputirtenkammer sich

dort eröffnen sollte, an. „Sire," entgegnete Benjamin Constant mit seiner geistreichen Gracie, „Beides läßt sich durchaus nicht vergleichen; hier herrscht nur ein Gefühl; morgen aber einstimmig zu seyn, vermögen wir dem Könige nicht zuzusagen."

Nie jedoch hatte man im Palais-Royal die Repräsentanten der Opposition, jene des Handels, der Industrie, der Künste n größerer Anzahl, als gerade an jenem Abend, gesehen; es schien eine Art Besitznahme, und fiel aller Welt auf. Der Herzog hatte, außer der Menge von Functionärs jeder Classe, gleich denen, die von ihren Vätern einen Namen ererbt, Alle, die sich einen solchen selbst erworben, für „präsentirt" erachtet. Selbst auf die polytechnische Schule hatte er seine Einladungen erstreckt. Nur zwei populäre Corporationen fehlten: die Nationalgarde und Deputirtenkammer: die Kammer war aufgelöst; die Pariser Nationalgarde existirte längst nicht mehr; Karl X mußte sich, mehr als jemals, König fühlen. Die Monarchie sah sich ohne Schranken, aber auch ohne Stützen. Der das Schiff an das Gestade fesselnde Anker verhindert sein Auslaufen, aber auch zugleich seinen Untergang.

An der Terrasse angelangt, führte der Herzog die Königin dahin; alle Welt folgte. Es war eine köstliche Nacht. Des Mondes Silberlicht erhöhte den Zauber der großartigen, erhabenen Scene. Wer ahnte damals, als der Fürsten so viele, einen mächtigen König an ihrer Spitze, vor dem in fröhlichem Getümmel dieß Schauspiel so harmlos genießenden Volke dahin schritten, daß unter dem Balcon selbst der eigentliche Schiedsrichter der Verhängnisse des Staates, der, Kronen und Scepter verleihende und zertrümmernde Gebieter durcheinanderwoge? Indeß ging diese „Entrevue" beider Souveräneteten, die sich selten so nahe, von Angesicht zu Angesicht, gesehen, auf die allererfreulichste Weise ab. Man hörte lächelnd oben sogar die Fragen Neugieriger, was es mit der

rothen Kleidung des Prinzen von Salerno wohl für eine Bewandtniß haben möge? Der König sandte oft wiederholte Grüße hinab; der Freudenruf: „Vive le Roi!“ entgegnete. Zum letztenmale vernahm Karl X die süßen Töne!

Einen Augenblick nachher kam der König bei mir vorüber. Mit dem Ausdrucke lebhaftester Freude, nach dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel hinausdeutend, sprach er zu mir: „Herrliches Wetter für meine algier'sche Flotte!“ Unglücklicher Fürst, deine Flotte führt Bourmont an den Fuß des Atlas, und bringt — die dreifarbige Cocarde zurück!

Motivirten ächt französische Ideen dieses glänzende Unternehmen nicht allein; sollte Ruhm verwerflichen Absichten dienen; hoffte man von eben diesem Ruhme unserer Freiheiten Beeinträchtigung, dann bekundete die Vorsehung sich furchtbar gerecht! Jenem Gestade, auf dem der heil. Ludwig den Tod fand, wehte die weiße Fahne nur zu, um gleich jenem großen Könige, dort zu erliegen. Wünschen wir uns indessen Glück, daß jener Fahne, der unserer Väter, fünfzehn Jahre hindurch der unsrigen, ein solches Grab ward! Von Frankreich bereits geächtet, beschattete sie noch des befreiten Griechenlands und des eroberten Africa's Gefilde. Die Freiheit verschmähte sie; der Ruhm aber hatte über sie sich nicht zu beklagen; sie blieb bis zu Ende ihm getreu.

Ein in der That seltsames Jahrhundert, das unsrige! In dem Augenblicke, *) wo ich dieß schreibe, wandelt eben jener Piratenchef, dessen Züchtigung Karl X verfügte, mitten unter uns; besucht unsere Schauspiele; speist bei unsern Ministern, wohnt den Debatten unserer Kammern bei, lockt, wo er auf Promenaden sich zeigt, das Volk in Schaaren hinter sich her; erscheint in eben dem Palais-Royal, wo Karl X an jenem Abend seinem auf den Schwingen der Winde geschleuder-

*) Damals war Hussein-Pascha noch in Paris. Er reiste im November 1831 ab.

ten Blitzstrahle in Gedanken folgte: der Dey von Algier lebt in unsern Mauern; Karl X durfte in ihrem Beringe nicht einmal ruhig sterben!

Nachdem der König und sein Hof das gehorsame, ruhige, glückliche Frankreich in solcher Weise gewißermaßen diese letzte Revue passiren lassen, kehrte man in die Appartements zurück. Beide Könige, die Königin von Neapel, die Prinzessinnen und Prinzen ließen im Hintergrunde des mit den Schlachten von Jemappes und Montmirail verzierten großen Saales sich nieder; schon begegneten in demselben Beringe sich die dreifarbige Fahne und Karl X.

Die Tänze begannen. „Madame" und der Herzog von Chartres, der Herzog von Nemours, die so eleganten, so reizenden, so königlichen jungen Prinzessinnen von Orleans, eröffneten sie. Alles setzte sich in Bewegung; rauschende Musik der brillantesten Orchester, Fanfaren, das wogende Geräusch des Tanzes vergesellten ihren Taumel der Magie so vieler vereinten Größe und Pracht. Alle berühmten Namen Frankreichs waren hier versammelt; alle Parteien erblickten in diesem unermeßlichen Kreise ihre Häupter; alle Talente, welcher Fahne sie auch huldigten, waren in diesen Räumen zusammengedrängt. Alles, das Vaterland Verherrlichende, von welcher Epoche her es auch datirte, erstrahlte in seinem reinsten Glanze; das Vaterland selbst, mit allem es Ehrenden, erschien; das gesammte alte Frankreich, mit der Blüthe des neueren gepaart, beglückt und stolz, jene drei Zweige eines, im Anbeginne unserer Geschichte wurzelnden Baumes zu umschlingen. Den Abkömmlingen aller Geschlechter, die mit ihrem Ruhme den Lauf der Jahrhunderte verherrlicht, zur Seite, erblickte man die Chefs jener neuen Familien, der Erbinnen aller erhabenen Erinnerungen unserer vierzig Jahre kriegerischer und bürgerlicher Siege. Es war ein herzerhebendes, unaussprechlich wonnevolles Schauspiel, Frankreichs große Familie zu denselben Festen vereint, denselben Gesetzen

huldigen, derselben Zukunft unbekümmert zuschreiten zu sehen. Unbekümmert? Nein, das nicht; düstre Ahnungen hatten der Gemüther viele bereits ergriffen; selbst die dem Throne zunächst stehenden Großen sprachen mitunter ziemlich laut es aus: der Thron schwebe über einem Abgrunde. Mehr denn Ein Minister des Auslandes beichtete seinen Freunden Europa's lebhafte Besorgnisse, und sprach von den durch die Weisheit der Mächte versuchten Bestrebungen:

„Cet esprit de vertige et d'erreur,
de la chûte des rois funeste avant-coureur,“

von uns abzuwenden. Mit jenen Worten selbst drückte einer jener Diplomaten seine Befürchtungen mir aus.

Ich hatte kurz zuvor mit einem der Cabinetsmitglieder über den von der königlichen Autorität unternommenen Kampf gesprochen. „Wir geben keinen Fuß breit nach," äußerte er mir; ein inhaltschweres Wort, das ich bald lauter wiederholen hörte. „Wohlan," war meine Antwort, „dann geben Sie und der König Frankreichs Gränze auf!" Eben jener Minister, *) der die Lage der öffentlichen Angelegenheiten übrigens keineswegs ohne Besorgnisse erwog, befindet sich gegenwärtigbürgerlich todt bei seinem geächteten Könige in Holyrood.

Bald nachher kam ich bei dem, über den erlesenen Pomp seines Festes einen unbändigen Schwall von Complimenten empfangenden Herzoge vorüber, und erlaubte mir die am Morgen von allen Blättern wiederholte Aeußerung: „Ein ganz neapolitanisches Fest; Monseigneur, wir tanzen auf einem Vulcane!"

Der, hinter den Sesselreihen der Könige und Prinzessinnen stehende Fürst erfaßte mich beim Arme, und erwies mir die Ehre, mich zu sich zu ziehen. Die Unterhaltung, welche er mit mir anknüpfte, niederzuschreiben, trage ich zwar kein Bedenken; bemerke den Lesern jedoch, daß ich von meinen

---

*) Baron Capelle.

eigenen Worten, so viel möglich, beseitige; sie vermögen nur, insoferne sie jene des damaligen Herzogs erklären und motiviren, einiges Interesse zu gewähren. Diese gehören der Geschichte an; ich theile ohne Indiscretion, wie ohne Rückhalt, sie hier mit.

„Auch ich" erwiderte mir der Herzog, „glaube an den Vulcan; an mir wenigstens liegt die Schuld nicht; ich darf mir nicht vorwerfen, dem Könige die Augen zu öffnen nicht versucht zu haben; niemand aber findet Gehör, und Gott weiß, wohin dieß alles noch führen wird!"

„Meiner Ueberzeugung nach, Monseigneur, sehr weit. Daher auch erfaßt mein Herz bei allem Glanze dieses so belebten, herrlichen Festes tiefe Trauer. Wo wird, frage ich mich, binnen sechs Monaten dieser so brillante Verein, wo werden jene, so glücklichen Fürsten, wo jene, im Tanze sich berauschende Prinzessin (Madame galopirte mit dem Grafen Rudolph Appony eben an uns vorüber) —, was wird dann aus unserem ganzen Vaterlande geworden seyn? Noch früher vielleicht schon zerfallen wir in Aechtende und Geächtete."

„Was geschehen werde, weiß ich gewiß ebenfalls nicht; weiß nicht, wo sie alle in sechs Monaten seyn werden; soviel aber weiß ich wenigstens, wo ich dann bin; in jedem Falle bleiben wir, meine Familie und ich, hier in diesem Palais. Mir genügt, durch Anderer Verschulden, zweimal mich ins Exil hinausstoßen gesehen zu haben; ich gehe darauf nicht wieder ein. Möge die Gefahr auch noch so groß seyn, ich weiche nicht von hier; trenne mein und meiner Kinder Loos nicht von jenem meines Landes; dieß mein unwandelbarer Entschluß. Ich berge meine Gesinnungen keineswegs. Neulich noch, zu Rosny, äußerte ich vieles von meinen Gedanken über dieß alles; der König von Neapel dort, beurtheilte unsere Lage sehr richtig; dieser, obgleich vier Jahre jünger als ich, so gebrechliche Fürst besitzt sehr viel Geist und Einsichten. Aeußere

Ver-

Verhältnisse nöthigen ihn, absoluter König zu seyn; seinen Neigungen sagt dieß übrigens durchaus nicht zu. — Es war zu Rosny von einer Unterhaltung mit Ihnen die Rede."

„Ich äußerte, Monseigneur, man führe die Monarchie dem Abgrunde zu, und bin nicht minder überzeugt, daß des Thrones Sturz, auf ein Jahrhundert vielleicht hinaus, Frankreichs ganzes Wohl und seine sämmtlichen Freiheiten gefährden wird."

„Zwar betrübt mich die vom Könige eingeschlagene Bahn in so hohem Grade als Sie; indeß erwecken mir die Resultate nicht so schwere Besorgniß. In Frankreich herrscht große Liebe zur Ordnung. Eben dieß Frankreich, das man nicht verstehen will, ist ganz trefflich, ist bewundernswürdig. Mitten unter so vielen Provocationen, welche Ehrfurcht gegen die Gesetze: die schmerzlichen Erfahrungen der Revolution sind allen Gemüthern noch gegenwärtig; man will deren Eroberungen, verabscheut aber ihre Verirrungen. Ich bin überzeugt, eine neue Revolution wird unserer früher erlebten durchaus nicht gleichen."

„Monseigneur glauben an eine Revolution von 1688? Als England aber das Reich der Legitimität beseitigte, blieb ihm die Aristokratie als Element der öffentlichen Ordnung; dieses besitzt eine so mächtige Kraft, daß es jedes andre ersetzt. Bei uns dagegen ist nichts Aehnliches. Das Wenige, was wir an Aristokratie besitzen, stürzt mit den Bourbons; man wird zum zweitenmale „reine Bahn" machen; die reine Demokratie aber glaube ich zu irgend einer Begründung nicht tauglich."

„Sie bringen, Hr. v. Salvandy, die Wirksamkeit der in Folge der Parcellirungen des Vermögens eingetretenen größeren Verbreitung der Aufklärung nicht genug in Anschlag. Seit vierzig Jahren hat die Welt ihre Gestalt geändert. Die Mittelclassen sind zwar nicht des Gesellschafts-Vereines gesammter Inbegriff; aber seine Kraft und Seele. Sie hegen

für Ordnung ein ganz vorzügliches Interesse, und paaren mit den zu Beurtheilung der Bedürfnisse eines großen Reichs erforderlichen Einsichten die zu Bekämpfung und Bemeisterung bösartiger Leidenschaften nöthige Macht. Wenn die Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder besitzt, ist Jacobinismus nicht mehr möglich."

„Ich hegte immer, Monseigneur, die Ansicht, und erlaube mir, dabei noch immer zu beharren, es sey ein gefährlicher Irrthum, unter die Garantien der Ordnung den Gesammtbesitz zu begreifen. Bei uns ist das Eigenthum dermaßen zertheilt, daß auch es seine, allen Ueberlegenheiten mißgünstige, allen Staatsgewalten feindliche Volksmasse hat. Ich würde, da das Uebergewicht der Zahl für sie streitet, und sie durch Gleichstellungsversuche ihren Haß gegen die höheren Classen beständig zu befriedigen strebt, besorgen, daß auch sie zur Anarchie, wenn man damit nicht etwa schon begönne, uns sehr rasch zurückführen wird."

„Bedenken Sie aber doch nur, daß aufrichtige Begründung der constitutionellen Regierung alles ist, was das Land verlangt; mehr will man nicht. Alles Unheil entsprang aus der Unmöglichkeit, alle Resultate der Revolution, die Charte insonderheit, vollständig anzuerkennen. Unrichtige Vertheilung der Glücksgüter, Würden und des Ranges, zugleich mit der schlechten Erziehung des alten Regimes, dieß wars, was die Verirrungen der Revolution herbeiführte; auf diesem Standpuncte befinden wir uns nicht mehr. Meine politische Ueberzeugung ist, daß man mit ächt constitutionellen Gesinnungen alles zum Guten lenken würde. Diesen Grundsätzen blieb ich unabänderlich getreu. Als ich am Hofe beider Sicilien ein Asyl fand, wollte man, um mir die Hand meiner Gemahlin zu bewilligen, mich zu Concessionen vermögen; ich erklärte jedoch meine Ansichten als unwandelbar; erklärte, daß ich meine Kinder darin erziehen, daß ich dieß in ihrem eigenen Interesse sowohl, als in jenem der Wahrheit, thun würde. Das alle

Schwierigkeiten der Politik herbeiführende Unglück der Fürsten ist, daß sie die Völker nicht gehörig kennen, andre Meinungen, andre Ideen als dieselben hegen; dieß das Motiv, das mich bestimmte, meinen Söhnen eine öffentliche Erziehung geben zu lassen, und sie ist mir in jeder Beziehung vollkommen wohl gelungen. Meine Söhne sollten zugleich zu Prinzen und Bürgern sich bilden; sollten sich nicht aus besonderem Stoffe geschaffen glauben; ihren Blick sollte jener von Erziehung und Hofleben gewebte Schleier nicht trüben; sie sollten die Gewohnheiten sittenverderblicher Umgebungen sich nicht aneignen; sollten nicht durch von Kindheit auf eingesogene Neigung mit einer ihre eigene besondere Coterie bildenden, sie zu täuschen interessirten, übrigens fast immer sich selbst trügenden Welt sich innig verbinden. Dieß war mein Ziel, und ich bin überzeugt, daß man der Ausführung meines Vorhabens, in allen Zeiten und Lagen, nur Beifall zollen kann."

Ich breche ab; das Gespräch war von langer Dauer; im beschränkten Raume dieses Artikels wage ich davon nichts weiter niederzuschreiben. So zum Beispiele kam die Rede im Detail auf das Departemental- und Communalgesetz. Der Herzog unterstützte seine Ansichten durch England, der Schweiz, den Vereinigten Staaten entnommene Vergleichungen. Se. k. Hoheit bekundeten sich weit liberaler als ich.

Der Herzog hatte sich niedergelassen und mir einen Sitz an seiner Seite angewiesen. Wir befanden uns gerade hinter dem Könige; hätte er uns Aufmerksamkeit geschenkt, er konnte alles hören. Ein merkwürdiger Moment! Diese beiden, sich so nahen Fürsten trennte bereits eine ungeheuere Kluft, über der eine Krone schwebte.

Jetzt verbreitete sich das Gerücht, im Garten sey ein bedenklicher Tumult ausgebrochen; das Volk bedrohe das Palais mit Einäscherung; die Stühle seyen bereits zertrümmert, in Brand gesteckt, dienten der Masse zu Waffen. Die Stühle des Palais-Royal sind historisch; im Jahre 1789 hatten sie

den Rednern unter freiem Himmel zu Rednerbühnen gedient, und sollten dieser Bestimmung bald wieder dienen. Auf dem Balle war man im Anfange ernstlich besorgt, diese Besorgniß indeß nur von kurzer Dauer; man erfuhr, es sey nur eine lärmende Volksfreude; eine Freude aber, die, was des Volkes Grimm zu seyn vermöge, andeutete.

Eine Stunde nach Mitternacht erhuben die Könige sich zum Aufbruche. Langsam durchschritt Karl X die Wogen dieser edlen, eleganten Auswahl seines Volkes, die ihn — zum letztenmale umgab. Nur im getreuen, düster schweigsamen Lager von Saint-Cloud, im Volkszuge von Rambouillet, in jener lautlosen Volksmasse der, gleich den Fluthen des rothen Meeres, seinem Abzuge sich öffnenden und hinter seinen Schritten eine ewige Schranke abschließenden Städte, sollte er künftig Frankreich noch erschauen. Nur einen Augenblick nach seiner Entfernung wurden die Tänze unterbrochen; das Verschwinden des Königthums änderte im ferneren Verlaufe dieses Abends nichts; er verlängerte sich durch den Zauber des Balles, und ein Souper aus „Mille et une Nuits" bis lange nach Sonnenaufgang. — Karl X schien Scepter und Schwert in eigener Person nach dem Palais-Royal gebracht zu haben.

Frankreichs Opposition, seine Gelehrten- und Kunstwelt verschwanden allmählich. Am Morgen waren nur noch der Faubourg Saint-Germain, der Hof, die Damen, eine brillante Jugend, kurz das Frankreich der Reminiscenzen und Illusionen zurückgeblieben; jenes elegante, stolze Frankreich, in dem alle Gaben des Geistes und der Gracie erglänzen; wo Herzensadel jenen des Geblütes fast immer wieder neu belebt; wo der Reichthum so häufig der zartesten Menschenliebe und Humanität sich vergesellt; wo Kunstliebe, Cultur der Wissenschaften, der Zauber vielseitiger Bildung, alle Ideen unserer Tage in Umlauf setzend, zugleich alle Reize des Conversations-

tones früherer Zeiten bewahren; wo wir die Männer auf allen Schlachtfeldern des Kaiserreichs erblickt; wo die Damen, mit jener höheren Erziehung, welche eine Sevigné, Lafayette, Staël, Duras gebildet, ausgestattet, glänzen; wo die innigste Anhänglichkeit an die Institutionen des Vaterlandes weit bedeutender, als man unterstellt, vorgeschritten. Die Aussicht eines „Staatsstreiches" erfüllte die gesammte große Welt mit gleichem Entsetzen; dieß der Grund, warum der Thron wehrlos zusammenstürzte. Man wollte sich betäuben, sich noch täuschen; hoffte weise Entschlüsse, und schuf sich, weil man sie mit so innigster Sehnsucht wünschte, daran zu glauben, tausend Gründe. Das Loos des Verhängnisses aber war bereits gefallen; jede Seigerbewegung drängte jener Stunde, die zehn Jahrhunderte der Monarchie verschlingen sollte, mit raschem Ungestüme uns zu.

Eine neue, vom Herzoge mit mir angeknüpfte Unterhaltung fesselte auch mich. Ein ewiger „Cotillon," von „Madame" mit dem Herzoge von Chartres in einer anstoßenden Galerie getanzt, zog alle noch anwesenden Zuschauer herbei; die ermüdete Herzogin, Madame Adelaide, die jungen Prinzessinnen, der Prinz von Salerno, der von den erlauchten Gästen allein noch bis jetzt ausgehalten, blieben mit dem Herzoge, fast drei Viertelstunden lang, in der completesten Einsamkeit. Bei dieser Gelegenheit wenigstens wird man den Höflingen keine Divinationsgabe beimessen können!

Während jener Zeit hatte der Prinz von Salerno an der Unterhaltung Theil genommen. Er frug, warum die kaiserlichen Schlachten von Montmirail und Champeaubert in den Salons figurirten? „Um Jemappes und Valmy" bemerkte ich, „minder auffallen zu lassen!" — „Keineswegs" entgegnete der Herzog, „jene Schlachten zieren diese Salons nur darum, weil ich alles Französische liebe."

Eben erschien „Madame" am Arme des Herzogs von Chartres wieder, drückte ihrer königlichen Tante die Hand, und brach auf. Der Tanz hatte aufgehört. Jene letzte Aeußerung des Herzogs beschloß den Abend; sie bildete den Schluß des Festes, einer neuen Monarchie Programm!

Schloß Graveron, 1 Oct. 1831.

N. A. de Salvandy.

Der Cabrioletkutscher.

Wer hat nie den auffallenden Unterschied zwischen dem Pariser Fiacre und dem Cabrioletkutscher wahrgenommen? Der Fiacre figurirt immer ernst, unbeweglich, kalt, die Unbilden der Witterung mit dem Gleichmuthe eines Stoikers ertragend, auf seinem Kutschbocke; mitten in dem ihn umgebenden Gewühle durchaus passiv, erlaubt er sich höchstens zuweilen den Spaß, einem passirenden Cameraden einen leichten Peitschenhieb zu appliciren; er kennt keine Liebe zu seinen beiden klapperdürren Mähren; hat für die Geplagten, die er recht derb durcheinander rüttelt, beim Ein- und Aussteigen kein freundliches Wort; höchstens verzieht sich bei den classischen Worten: „A l'heure, au pas, et toujours droit!" sein Gesicht zu einem grinsenden Lächeln. Er ist Egoist, unbeholfen, altfränkisch, flucht aber neufränkisch bei allen Teufeln. Ein ganz anderes Wesen ist der Cabrioletkutscher. Wem seine freundlichen Einladungen, sein ganzes Benehmen kein Lächeln entlocken, der muß wahrlich höchst finstrer Laune seyn. Unser Mann schiebt dem Eingestiegenen Stroh unter die Füße, und „Nôtre Maitre" bekommt noch, es regne, schneie, oder hagle, seine Pferdedecke; nur der schwarzgalligste Hypochonder kann dem Cabrioletkutscher bei seinen tausend Fragen, Ausrufungen und historischen Citaten eine Antwort, oder wenigstens irgend eine, noch so kurze Erwiederung versagen. Der Cabrioletkutscher hat die Welt gesehen, hat in der Gesellschaft gelebt: vorgestern hat er einen Candidaten zur Akademie auf

seinen neununddreißig Visiten à l'heure herumgeführt und vom Candidaten etwas Literatur weggekriegt; gestern kutschirte er à la course einen Deputirten nach der Kammer und erschnappte etwas Politik; heute führte er zwei Studiosen, diese sprachen von Medicin und Operationen, nun ist unser Kutscher gar etwas Mediciner und Chirurg geworden; kurz, er ist in Allem oberflächlich, weiß aber von Allem etwas, ist kaustisch, nicht ohne Witz, gesprächig, trägt eine nicht ganz unmodische Mütze, und hat immer irgend einen Vetter oder Freund, der ihm gratis in irgend ein Theater verhilft.

Der Fiacre ist der Mann der alten Zeit, verkehrt mit den Leuten streng nur soviel, als sein Gewerbe mit sich bringt, ist derb, aber ehrlich. Der Cabrioletkutscher ist die lebendige Halbcivilisation, „läßt sich gehen," und seine Moralität erinnert ungefähr an jene Basils im „Figaro." Häufig wählen die Kneipwirthe zu ihrem Schilde einen Fiacre, mit seinem wachstuchenen oder Lederhute, seinem blauen Mantel, die Peitsche in der Rechten, eine Börse in der andern Hand, mit der Ueberschrift: „Au cocher fidèle." Einen Cabrioletkutscher sah ich mit ähnlichen symbolischen Moralitätsattributen noch nie dargestellt; gleichviel, ich hege nun einmal für diese Leute ganz besondere Zuneigung, vielleicht, weil ich in ihren Cabriolets selten eine Börse zu vergessen habe. Sinne ich nicht gerade über ein Drama, fahre nicht zu einer, mich langweilenden Probe, komme nicht aus einem Schauspiele, in dem ich gegähnt habe, so plaudere ich mit meinem Cabrioletier, und amüsire mich zuweilen in zehn Minuten mehr und besser, als in den vier Stunden eines langweiligen Abends. Ich habe mir aus jenen Reminiscenzen zu fünfundzwanzig Sous in der That eine Art „Album" angelegt; eine derselben besonders wird mir unvergeßlich bleiben.

Cantillon führt das Cabriolet Numer 221. Er ist ein Vierziger, mit charakteristischem, scharf gezeichnetem Gesichte. Damals, als er mir die Geschichte, die der Leser

sogleich erfahren soll, erzählte (es war am 1 Januar 1831), trug er einen Filzhut mit dem Reste einer Borte, einen verschossenen Ueberrock von früherer Modefarbe, mit Spuren ehemaliger Livree, Stiefeln mit Resten einst eleganter Stülpen. Seit eilf Monaten indeß müssen alle diese Reste verschwunden seyn. Der Grund dieser Differenz zwischen Cantillons Costüm und dem gewöhnlichen seiner Collegen wird dem Leser aus meiner Geschichte bald einleuchten.

Es war, wie gesagt, am 1 Januar 1831, zehn Uhr Morgens. Ich hatte mir den Reiseplan zu meinen Besuchen, was man, in Paris besonders, nothwendig selbst thun muß, entworfen, und die Liste der Freunde geschrieben, die man beim Jahreswechsel in Person mit einem herzlichen Kusse, oder wenigstens einem biedern Händedrucke begrüßt, und denen man nie eine Karte hinterläßt. Mein Diener hatte mir ein Cabriolet besorgt und Cantillon gewählt, der seinen Borten-, Livree- und Stülpenresten diesen Vorzug verdankte. Außerdem war sein Cabriolet von nicht gemeiner Farbe, und verrieth in manchen, obgleich verwitterten Spuren ein ehemals glänzenderes Loos. Ich setzte mich ganz behaglich auf einem recht comfortablen Kissen zurecht. Cantillon schob seinen einst elegant gewesenen Carrik mir auf die Knie, schnalzte mit der Zunge, sein Pferd setzte sich, ohne Beihülfe der Peitsche, in ordentlichen Trab, und machte während der ganzen Fahrt jene Mahnerin entbehrlich. „Wohin, nôtre maître?“ fragte Cantillon. „Zu Charles Nodier, nach dem Arsenal.“ Cantillon antwortete mit einem Kopfnicken, das so viel hieß, als: ich weiß nicht allein wohin, sondern auch, wer der Mann ist. Ich war gerade mit meinem Antony*) beschäftigt und sann, da das Cabriolet sich äußerst bequem fuhr, über das Ende des dritten Acts, das mir gewaltig zu

*) Ein auf dem Theater de l'Odéon häufig mit Beifall dargestelltes Drama des Verfassers.

schaffen machte. Ich war in meine Ideenwelt, in Reflexionen über die Schicksale von Geistesschöpfungen, die nach langen, oft peinlichen Geburtswehen zur Welt gefördert, nur zu häufig an einem und demselben Abend das Licht erblicken und zu Grabe gehen, vertieft. Indeß bemerke ich endlich doch, daß der Nachbar mein so beharrliches Schweigen übel aufnahm. Meine starren Blicke schienen ihn zu beunruhigen, meine Zerstreuung ihn heimlich zu ärgern; er bot Alles auf, mich, wie er glaubte, zu mir selbst zu bringen. Bald mahnte er: „Mon maître, der Carrik fällt!“ Ich zog ihn, ohne ein Wort zu erwiedern, an meinen Knieen herauf. Bald blies er sich fröstelnd in die Finger; ich barg, immer schweigend, meine Hände in die Taschen. Pfiff er die „Parisienne,“ so schlug ich immer stumm, maschinenmäßig den Takt dazu. — Beim Einsteigen hatte ich ihm gesagt, wir werden vier, fünf Stunden zusammenbleiben; darum war der Gedanke, daß ich diese ganze Zeit über ein dem Redseligen so schauerliches Schweigen beobachten möchte, Cantillon ganz unerträglich. Endlich gebärdete er sich so ängstlich, daß sein Unbehagen sich mir selbst mittheilte. Ich öffnete den Mund, um den ehrlichen Burschen anzureden; sein Gesicht erheiterte sich, zu seinem Unglücke aber flog mir gerade eben jetzt die Idee, deren ich zu Beendigung meines dritten Acts bedurfte, durch den Sinn; ich kehrte mich rasch wieder weg, drückte mich in meine Ecke und murmelte vergnügt vor mich hin: „Gut so!“ Cantillon glaubte, es spuke mir im Oberstübchen, und seufzte. Wenig Minuten später hielt er sein Pferd an und mahnte: „Hier!“ Wir waren an Nodiers Wohnung.

Nach einer halben Stunde etwa kam ich wieder heraus; mein Cantillon ließ mit zierlichem Anstande den Tritt nieder. Ich stieg wieder ein, nach einigen Brr! saß ich abermals in meinem behaglichen Winkel, suchte fortzuträumen, sprach aber sehr freundlich zu meinem Wagenlenker: „Taylor, Rue de Bondy.“ Rasch benutzte Cantillon den Moment, der meine

Zunge löste und fragte: „Herr Charles Nodier, ist das nicht ein Herr, der Bücher schreibt?“ — „Allerdings; aber wie weißt Du das, mein Sohn?“ — „Ich habe, als ich noch,“ dabei seufzte er aus tiefer Brust, „bei Herrn Eugen war, einen Roman von dem Herrn gelesen. Er handelte von einem jungen Frauenzimmer, dem man den Liebhaber guillotinirt hat. — „Therese Aubert?“ — „Richtig! Kennte ich den Herrn nur, ich wollte ihm wohl 'ne Geschichte erzählen, die einen prächtigen Roman gäbe.“ — „Ei?“ — „Nichts Ei! Wüßt' ich mit der Feder, wie mit der Peitsche umzugehn, schriebe ich die Sache selbst.“ — „So erzähle doch!“ — „Ihnen?“ entgegnete Cantillon blinzelnd; „wer weiß, ob's bei Ihnen so angewandt wäre?“ — „Und warum?“ — „Sie schreiben wohl keine Bücher?“ — „Bücher nicht, aber Schauspiele, und Deine Geschichte könnte mir vielleicht zu einem Drama dienen.“ — Cantillon blickte mir forschend ins Auge. — „Haben Sie vielleicht „die Galeerensklaven“ geschrieben?“ — „Nein, mein Freund.“ — „Wofür haben Sie denn eigentlich geschrieben?“ — „Bis jetzt nur für das „Théâtre français“ und das „Odeon.“ — Cantillons Nasenrümpfen sagte mir ganz klar, daß ich bei ihm gewaltig viel verloren; indeß sann er einen Augenblick und brach dann los: „Einerlei! Ich war meiner Zeit mit Herrn Eugen „aux Français,“ und habe Herrn Talma als Sylla gesehen; er war der Kaiser, wie er leibt' und lebte; das ganze Stück gefiel mir auch, ist aber gegen „die Galeerensklaven“ doch nichts. — Sie schreiben also Tragödien?“ fragte Cantillon nach einer Pause, mich von der Seite scharf ins Auge fassend. — „Nein, mein Freund.“ — „Was aber denn eigentlich?“ — „Dramen.“ — „Aha! Sie sind ein Romantischer. Neulich führte ich einen Akademischen nach der Akademie, der nahm die Romantischen recht tüchtig mit. Er macht auch Tragödien und hat mir ein Stück aus seiner letzten recitirt; sei-

nen Namen weiß ich nicht; 's ist ein Großer, mit einem Ehrenkreuz und rother Nasenspitze. Sie müssen ihn ja wohl kennen?" — Ich nickte. — „Und Deine Geschichte, Freund?" — „Ja, sehen Sie, traurig genug ging's her; es kostete zwei Menschen das Leben." — Cantillons tiefe Rührung, mit der er diese Worte sprach, steigerte meine Neugier. — „Allez toujours, mon brave!" mahnte ich indeß den langsamer Fahrenden. — „Allez toujours! bald gesagt. Wenn mir aber das Wasser, wie jetzt, in die Augen tritt, dann will's mit dem: Allez! nicht recht fort!"

Ich blickte, seltsam ergriffen, nach meinem Nachbar hin. „Ja, sehen Sie," nahm er nach einer Pause das Wort wieder, „ich war, wie Sie an meiner ehemaligen Livree da sehen können, nicht immer Cabrioletkutscher. Vor zehn Jahren etwa trat ich bei Herrn Eugen in Dienste...; Sie haben Herrn Eugen nicht gekannt?" — „Welchen Eugen?" — „Nun, welchen Eugen? Ich habe ihn niemals anders nennen hören und habe seine Eltern nicht gekannt; er war groß, wie Sie, von Ihrem Alter; ein sehr hübscher junger Mensch, nur aber trübselig, wie — eine schwarze Seidenmütze; hatte dabei denn doch zehntausend Francs Einkommen; ich glaubte aber immer, er leide an der englischen Krankheit, „Spleen," wie sie's nennen. Gut also, ich trat bei ihm in Dienste. Immer ein Wort wie's andere: „Cantillon, meinen Hut; angespannt, Cantillon; kommt Alfred de Linar, so bin ich nicht zu Hause." Sie müssen wissen, dem Herrn Alfred war er gar nicht grün; der war ein Roué; Sie wissen, was ich meine, ein Roué war er. Da er im nämlichen Hotel wohnte, lag er uns immer auf dem Nacken und war dem Herrn zur Ueberlast. Einmal kam er nach Hause und fragte nach dem Herrn; ich sage: „Er ist nicht zu Hause." Paff! da hustet mein Herr; Alfred hört's. Bon! er geht in seine Stube und brummt: „Dein Herr ist ein Grobian!" Ich behielt den Grobian für mich und sagte dem Herrn nichts,

— Apropos, notre bourgeois, welche Nummer, Rue de Bondy?" — „Nummer 64." — „Haoh! Hier!" — Taylor war nicht zu Hause; ich kam augenblicklich wieder heraus. Und wie ging's weiter?" fragte ich, als ich wieder eingestiegen war. — „Aha! die Geschichte? — Wohin nun, nôtre maître?" — „Rue Saint Lazare, Nummer 58." — „Aha! zu Mademoiselle Mars; auch eine famöse Actrice. — Also zur Geschichte. Am nämlichen Abend führe ich den Herrn zu einer Soirée in der Rue de la Paix, und rangire mich, Hup! in die Queue. Es schlägt Zwölfe; der Herr kommt in einer barbarisch bösen Laune heraus; er und Alfred waren aneinander gerathen; sie hatten ärgerliche Worte gewechselt. „Der Geck!" schalt mein Herr, als er einstieg; „er soll gezüchtigt werden!" Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß der Herr wie ein Sanct Georg schoß und focht. Wir kommen auf die Brücke, wo die großen Statuen sind*) (damals waren sie noch nicht da), und fahren hinter einem Frauenzimmer her, das so jämmerlich stöhnte, daß wir es, trotz des Fahrens, hörten. „Halt!" ruft der Herr und ist im selben Augenblick, wie der Blitz, schon aus dem Wagen.

„Es war eine Nacht, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Das Frauenzimmer voraus, der Herr hintennach. Mit einem Male bleibt sie mitten auf der Brücke stehen, springt auf die Brüstung und hinunter. Mein Herr hinten nach; denn schwimmen konnte er wie ein Fisch.

„Ich raisonnirte so: Bleibst du im Cabriolet, so hilft es ihm nichts; springst du nach, hilft's ihm noch weniger; denn du kannst nicht schwimmen, und er hat dann gar zweien herauszuhelfen. Ich sage also zu meinem Pferde, dem hier, sehen Sie — damals hatte es freilich vier Jahre weniger auf dem Leibe: „Reste, Coco!" Es war, als ob mich das Thier verstände; es blieb ruhig stehen. Ich renne ans Ufer, finde

*) Pont Louis XVI.

einen kleinen Nachen, springe hinein; er war festgebunden, ich ziehe, reiße, hilft alles nichts; endlich, ganz desperat, zerre ich so gewaltig, daß der Strick reißt; viel fehlte nicht, so fiel ich in die Seine. Der Nachen ist flott, ich suche nach den Rudern: in meinem Falle hatte ich ein's ins Wasser geschleudert. Ich rudere mit dem andern, aber mein Nachen dreht sich wie ein Kreisel herum. Mein Leben lang, Herr, werde ich's nie vergessen: die Seine sah so schwarz, wie Tinte; bisweilen nur warf eine Welle ihren weißen Schaum auf; mitten drinne sah man dann des Frauenzimmers weißes Kleid oder meines Herren Kopf; einmal aber waren sie beide ganz weg. Ich war nur etwa zehn Schritte davon und schwamm mit meinem Nachen gerade nur so mit dem Strom hinunter; da faßte ich mein Ruder so grimmig, als hätt' ich's in tausend Stücken brechen wollen, und knirschte: „verdammt, daß ich nicht schwimmen kann!"

„Einen Augenblick später tauchte mein Herr wieder auf. Er hatte das Frauenzimmer bei den Haaren gefaßt; sie rührte sich nicht mehr, 's war Zeit auch für meinen Herrn. Er keuchte und hatte gerade noch so viel Kraft, sich über dem Wasser zu halten, denn das Frauenzimmer regte weder Hand noch Fuß, und war schwer wie Blei. Er schaut um sich, da wird er meiner gewahr; „Cantillon!" ruft er, „herbei!" Ich lehne mich über den Rand des Nachens und reiche ihm das Ruder hin; aber Vôtre serviteur! es war wohl mehr als drei Fuß zu kurz. „Herbei!" rief er abermals; mir lief's eiskalt über den Nacken. Jetzt flog eine Welle ihm über den Kopf; ich starrte, offnen Mundes, nach dem Platze; er taucht wieder auf, mir fällt ein Berg von der Brust; ich reiche ihm abermals das Ruder hin; er war aber nur ein paar Zoll näher. „Courage, mon maître, Courage!" rufe ich ihm zu; er konnte nicht mehr antworten. „Lassen Sie sie los und retten sich selbst!" schrie ich. „Nein! Nein!" stöhnt er; das Wasser drang ihm in den Mund. Lieber Herr, mir

standen die Haare zu Berge. Ich lehne mich, indem ich das Ruder dem Herrn abermals hinreiche, weit aus dem Nachen hinaus; die Brücke, die Kay's, die Tuilerien, alles drehte sich um mich im Kreise herum; dabei starrte ich aber doch nur auf Herrn Eugens Kopf, der allmählich immer tiefer untersank, auf seine Augen, die jetzt nur noch auf der Wasserfläche mich anschauten und mir noch einmal so groß vorkamen. Jetzt sehe ich nichts mehr als seine Haare, auch die Haare tauchen unter; nur ein Arm, mit krampfhaft eingeklemmten Fingern, ragt noch heraus; ich setze noch einmal an, lege mit fast ganzem Leibe mich hinaus und reiche das Ruder hin; „Allons donc!“ schrie ich; der Arm faßt das Ruder . . . . großer Gott! . . .“

Cantillon wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, ich athmete wieder; er fuhr fort: „Wohl hat man Recht, wenn man sagt, im Ertrinken klammere man sich an ein glühendes Eisen; Herr Eugen packte das Ruder so gewaltig, daß seine Nägel im Holze stacken; ich stützte es mit allen Kräften auf den Rand des Nachens, das Ruder zog, der Herr tauchte wieder aus dem Wasser auf. Ich zitterte an allen Gliedern; mir war bange, ich möchte das Ruder fahren lassen; ich lege mit ganzem Leibe, den Kopf auf dem Rande, mich darauf und ziehe das Ruder allmählich heran. Meines Herrn Kopf hing, wie in einer Ohnmacht, hintenüber; ich zog immer zu, endlich habe ich ihn am Nachen, fasse ihn bei der Faust, bon! nun war ich meiner Sache gewiß; ich hatte ihn so fest gepackt, daß er nach acht Tagen noch die blauen Male am Arme trug. Das Frauenzimmer hatte er nicht losgelassen; ich zog ihn, sie mit ihm in den Nachen. Da lagen sie am Boden, keins von beiden gab ein Lebenszeichen von sich; ich schrie meinem Herrn in's Ohr, rüttelte ihn; ja, Vôtre serviteur! kein Aederchen rührte sich. Was nun? Ich ergreife mein Ruder wieder und will an's Ufer rudern. Vôtre serviteur! mit zwei Rudern bin ich ein schlechter Schiffsmann, nun gar mit einem!

Wollte ich nach einer Seite, warfen die Wellen mich nach der andern, die Strömung riß den Nachen mit sich fort. Endlich dachte ich: Ma foi! was falsche Scham! Hülfe gerufen! und schrie aus Leibeskräften. Die Bursche in der kleinen Baracke, wo man die Ertrunkenen wieder zu sich bringt, hören mich und sind, wie man die Hand umdreht, bei uns. Sie hingen unsern Nachen an ihren; fünf Minuten später lagen mein Herr und das junge Mädchen schon wie die Häringe im Salze. Man fragte mich: ob ich auch ertrunken sey? „Nein," sage ich; „aber gleichviel, wollt Ihr mir einen Schluck geben, das bringt mich wieder zurecht." Die Beine knickten unter mir zusammen.

„Mein Herr schlug zuerst die Augen wieder auf und fiel mir um den Hals; ich schluchzte, weinte, lachte . . . Mon dieu, qu'un homme est bête! Der Herr sah um sich her und ward des jungen Mädchens ansichtig, an der sie operirten. „Tausend Francs, Freunde!" rief er, „wenn Ihr sie rettet, und Du, Cantillon, ehrliche Seele, mein Retter, mein Freund —" ich weinte noch immer in Einem weg — „das Cabriolet herbei! — „Ach ja!" rief ich, „Coco!" Ich renne davon, nach der Brücke, wo ich Coco gelassen; ja, Vôtre serviteur! kein Pferd, kein Cabriolet! Am andern Morgen schaffte die Polizei uns beides wieder; ein Liebhaber hatte sich damit nach Hause gefahren. Ich laufe zurück und sage es meinem Herrn. Er antwortet: „Dann nur schnell einen Fiacre!" — „Und das Mädchen?" frage ich. „Hat eben sich geregt!" Ich fort; als ich mit einem Fiacre wiederkam, hatte sie sich ganz erholt, war nur der Sprache noch nicht mächtig. Wir tragen sie in den Wagen. „Kutscher, Rue du Bac, Nro. 31, nur rasch, nur rasch!" — „Hier, nôtre maitre, sind wir Nro. 58, bei Mademoiselle Mars." — „Ist Deine Geschichte zu Ende?" — „Zu Ende? Bah! Kaum zum Viertel; das ist alles noch nichts, hören Sie nur weiter."

Can=

Cantillons Geschichte interessirte mich in hohem Grade; der berühmten Schauspielerin hatte ich nur den Wunsch auszudrücken, sie im Jahre 1831 eben so erhaben zu sehen, als im abgelaufenen, und in zehn Minuten saß ich wieder im Cabriolet. „Nun, Deine Geschichte!" — „Wohin nun?" — „Einerlei! Immer gerade aus; Deine Geschichte!" — „Die Geschichte? Ja . . .; Kutscher, Rue du Bac, rasch! da waren wir stehen geblieben. Auf der Brücke ward das Frauenzimmer uns wieder ohnmächtig. Mein Herr schickte mich den Quay hinunter nach seinem Arzte. Als ich mit dem Doctor wiederkam, fand ich Mamsell Marie . . ., hab' ich Ihnen gesagt, daß sie Marie hieß?" — „Noch nicht." — „So hieß sie nämlich mit ihrem Taufnamen — fand ich Mamsell Marie im Bette, eine Wärterin bei ihr. Sie glauben nicht, wie schön sie war, mit ihrem blassen Gesichte. Sie sah aus wie ihre Namenspatronin, um so mehr, da sie gesegneten Leibes war." — „Darum wohl," fiel ich ein, „stürzte sich die Unglückliche in's Wasser?" — „Gerade das sagte auch mein Herr zum Arzte; wir hatten's anfänglich gar nicht wahrgenommen. Der Doctor ließ die Mamsell an einem Flacon riechen. Das Flacon vergess' ich mein Lebetag nicht. Der Doctor stellte das Ding auf die Commode; ich hatte gesehen, daß das Fläschchen die Mamsell wieder zu sich gebracht, und denke bei mir, das muß ein famöser Geruch seyn. Ich schleiche an die Commode, ziehe, indeß Niemand auf mich achtet, den Stöpsel heraus und propfe mir das Flacon vor die Nase; Vôtre serviteur, was für 'ne Prise! gerade als hätte ich ein Hundert Nadeln eingeschnupft! „Bon!" sagte ich, „dich kenn' ich nun!" Die Thränen liefen mir stromweise die Backen hinunter. „Gib Dich zufrieden," tröstete mein Herr, „der Herr Doctor bürgt für alles." Indeß hatte Mamsell Marie sich ganz erholt und blickte mit noch irren Augen um sich her: „Wo bin ich?" fragte sie, „dies Zimmer ist mir ja ganz unbekannt!" — „Natürlich, Made=

moiselle,“ sagte ich, „Sie sind ja noch nicht hier gewesen.“ — Still, Cantillon!“ sagte mein Herr. Dann sprach er zur Mamsell, wie er denn mit Frauenzimmern gar artig umzugehen verstand: „beruhigen Sie sich, Madame! Sie finden bei mir die Pflege, die Aufmerksamkeit eines Bruders; sobald Ihr Zustand erlaubt, Sie in Ihre Wohnung zu bringen, werde ich sofort diese Ehre haben.“ — „Ich bin also krank?“ fragte die Mamsell ganz verwundert, sann einen Augenblick nach und jammerte dann plötzlich: „Ja, ja! Nun entsinne ich mich alles; großer Gott, ich wollte . . . ! Sie, ohne Zweifel, haben mich gerettet; o! wüßten Sie, mein Herr, welch traurigen Dienst Sie mir geleistet, welche gräßliche Zukunft Ihre Aufopferung für eine Unbekannte dieser Unglücklichen bereitet!“

Mein Herr suchte die arme Mamsell zu trösten, die aber wollte von keinem Troste hören und schluchzte immer nur: „Ach, wüßten Sie! — „Ich weiß alles!“ flüsterte mein Herr ihr zu; „Sie liebten, wurden betrogen, verlassen.“ — „Ja, ja!“ wimmerte die arme Kleine, „betrogen, schändlich betrogen, gefühllos geopfert und verlassen!“ — „Wohl,“ bat der Herr, „vertrauen Sie mir Ihr ganzes Unglück; nicht Neugier, der Wunsch, Ihnen nützlich zu seyn allein veranlaßt mich zu dieser Bitte; mir dünkt, Sie sollten mich nicht mehr als Fremden betrachten.“ — „Gütiger Gott, fiel Mamsell Marie ein, „Sie, der für meine Rettung sein Leben wagte, mir fremd! Sie, edler Mann, verließen gewiß nie ein armes Geschöpf und ließen ihm die Wahl nur zwischen ewiger Schande und Selbstmord! Ja, ja, mein Retter, Sie sollen Alles, Alles wissen!“ — „Bon,“ sagte ich zu mir, „das muß der Mühe werth seyn; laß hören!“ — „Zuvor aber,“ bat die Mamsell, „lassen Sie mich meinem Vater schreiben. Ich theilte ihm in einem Abschiedsbriefe meinen Entschluß mit; er glaubt, ich habe ihn ausgeführt; Sie erlauben, daß er hieher kommt, nicht wahr?“ —

„Schreiben Sie, schreiben Sie," sagte mein Herr, der Mamsell Schreibzeug reichend; „bitten Sie Ihren Vater, daß er hieher eile."

Wie der Blitz hatte die Mamsell ein zierliches Billet gekritzelt und fragte nach der Adresse des Hauses, in dem sie sich befinde. „Rue du Bac, Nro. 31," sage ich. „Rue du Bac, Nro. 31!" rief sie mit einem Zeterschrei; Tinte, Feder, alles flog an die Erde; „vielleicht," schluchzte sie, „führte die Vorsehung selbst mich gerade in dieses Haus."

Mein Herr war ganz verdutzt. „Ich begreife Ihr Staunen," sagte die Mamsell, „Sie sollen aber alles wissen, und werden dann leicht begreifen, wie furchtbar die Adresse dieses Hauses auf mich wirken mußte!" Dabei reichte sie dem Herrn den Brief an ihren Vater. „Cantillon," befiehlt der Herr, „den Brief an seine Adresse." Ich sehe mir ihn an: Rue des Fossés Saint-Victor. „Ein tüchtiges Stück Weg," flüstere ich dem Herrn zu; „einerlei!" antwortet er grimmig; „nimm ein Cabriolet; in einer halben Stunde wieder hier!" In zwei Sätzen bin ich in der Straße, gerade fährt ein Cabriolet vorbei, ich hinein. „Cent sous, l'ami!" sage ich zum Kutscher, nach Rue des Fossés Saint-Victor, und wieder zurück." Ich möchte solche Fahrten jetzt wohl von Zeit zu Zeit haben!

Wir halten vor einem kleinen Hause. Ich klopfe und klopfe, endlich öffnet die Portière und brummt. Ich denke: Brumme nur! und frage nach Herrn Dumont. „Ah mon dieu!" fragt die Frau, „bringen Sie Nachricht von der Mamsell?" „Famöse!" sage ich. — „Au cinquième, von der Treppe links die erste Thüre." Ich tappe hinauf; eine Thüre steht halb offen, ich gucke hinein, ein alter Militär weint ganz still vor sich hin, küßt einen Brief und ladet seine Pistolen; kein Zweifel, das muß der Vater seyn, denke ich

bei mir. Ich stoße die Thür auf; „ich komme von Mamsell Marie,“ sage ich. Der Alte kehrt sich um, wird weiß wie die Wand und schluchzt: „Marie!“ — Ja, ja, von Mamsell Marie, Ihrer Tochter. — Sie sind Herr Dumont, ehemals Capitán unter — dem Andern?“

Der Alte nickte. „Da ist ein Brief von Mamsell Marie.“ Der alte Herr ward noch bleicher; ich übertreibe nicht, Herr, alle Haare sträubten sich ihm auf dem Schädel, das Wasser lief ihm von der Stirn und aus den Augen. „Sie lebt!“ stöhnte der Capitán, den Brief aufreißend, . . . „Dein Herr hat sie gerettet! . . . Schnell Freund, nur schnell zu ihr! Da, da, Freund!“ Er sucht in seinem Secretär — die Hände flogen ihm wie im Fieber — und reicht mir drei, vier Fünffrankstücke. Um dem alten Herrn nicht weh zu thun, nehme ich sie, besehe mir das Zimmer, denke bei mir: da sitzt's auch nicht dick, schiebe, mit einer Pirouette, das Geld hinter die Büste des Andern, und sage: „Merci, Capitaine!“ — „Bist Du bereit?“ fragte er. „Zu Diensten.“ Im Blitz war der alte Mann unten. Wir sitzen im Cabriolet. „Sans indiscrétion, Capitaine,“ fragte ich, „was sollten denn die Pistolen, die sie da eben luden?“ — „Eine,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „dem Schurken, dem Gott verzeihen möge, ich werde es nie!“ — „Bon!“ sage ich zu mir selbst, „er meint den Vater des Kindes!“ — „Die zweite,“ fuhr der Capitán fort, „war für mich!“ — „Besser doch,“ sage ich, „daß es so abging.“ — „Geduld!“ rief der alte Herr; „die Sache ist noch nicht zu Ende! Aber, erzähle mir doch, wie Dein braver, edler Herr meine arme Marie gerettet.“ Ich erzählte ihm alles, er schluchzte wie ein Kind. Den alten Kriegsmann so weinen zu sehen, Herr, einen Stein hätt's erbarmen mögen!

„Brr!“ rief endlich der Kutscher; wir hielten an unserm Hotel. „Hilf mir, Freund!“ bat der Capitán, „die

Beine versagen mir den Dienst! wo, wo?" — Dort oben au second, wo Sie Licht und hinter den Gardinen einen Schatten sich bewegen sehen." Der arme Capitän war blaß, wie ein Todtenhemd; ich faßte ihn beim Arme, sein Herz schlug, daß ich's hören konnte. Im zweiten Stocke über uns öffnete sich die Thüre zu meines Herrn Zimmern; wir hörten Mamsell Mariens weinende Stimme: „Mein Vater, mein Vater!" — „Sie ist's, das ist Mariens Stimme!" rief der Capitän, und wie der jüngste Mensch flog der eben noch so kraftlose alte Mann die Treppe hinauf, hinein, und fiel laut weinend an seiner Tochter Bett nieder. Sie hätten das sehen sollen, nôtre maitre, wie Vater und Tochter sich umarmt hielten, wie die Thränen dem Capitän über den grauen Schnurrbart rannen; die Wärterin weinte, mein Herr weinte, ich weinte; 's war nicht anders als wie ein Wolkenbruch.

„Lassen wir sie allein," sagte mein Herr zu der Wärterin und mir. Wir alle drei hinaus; draußen nimmt mich der Herr bei Seite und sagt: „Du paßst auf; wenn Alfred vom Balle kommt, ersuchst Du ihn, zu mir zu kommen." — Ich stehe auf der Treppe Schildwache und denke bei mir: „Du kommst gut an!" Nach einer Viertelstunde kommt Alfred, ein Liedchen summend, die Treppe herauf. Ich sage ganz höflich zu ihm: „Ce n'est pas ça; mein Herr aber hat Ihnen zwei Worte zu sagen." — „Kann Dein Herr nicht bis morgen warten?" fragt er spöttisch. — „Scheint nicht; denn er verlangt Sie sogleich." — „C'est bon; wo ist er?" — „Hier!" rief mein Herr, der zugehört. „Wollen Sie die Güte haben, einen Augenblick einzutreten?" fragte er und deutete auf das Zimmer, wo die Mamsell lag. „Was soll das bedeuten?" dachte ich bei mir. Ich öffne halb die Thüre, eben schlüpft der Capitän ins Cabinet und winkt mir, einen Augenblick zu verziehen. Als er hinein ist, öffne ich ganz und sage: „Entrez, Messieurs." Mein Herr stößt

Alfred hinein, zieht mich heraus und drückt die Thüre zu. Ich höre der Mamsell schluchzende Stimme: „Alfred!" Er antwortet ganz erstaunt: „Marie, Du hier?" — „Der ist des Kindes Vater!" sage ich zu meinem Herrn. „Er ist's," murmelte mein Herr grimmig; „Du bleibst hier, laß hören!"

Zuerst hörten wir nichts als Mamsell Marien, die Alfred flehentlich zu bitten schien. Das währte einige Zeit; endlich hörten wir Alfred sagen: „Nein, Marie, unmöglich! Du bist albern; ich habe über meine Hand nicht zu verfügen; nie würde meine Familie einwilligen; ich bin aber reich, vermag eine namhafte Summe . . ." — Jetzt ging der Tanz los. Statt die Thüre des Cabinets, in dem er verborgen war, zu öffnen, trat der Capitän sie ein; die Mamsell schrie laut auf, der Capitän fluchte fürchterlich. „Hinein!" sagt mein Herr. Es war Zeit: der Capitän hatte Alfred zwischen den Knieen und drehte ihm den Hals um, wie einer Taube. Mein Herr riß sie auseinander.

Blaß wie eine Leiche, mit starren Augen, sprang Alfred zähneknirschend auf; auf die Mamsell, die in Ohnmacht lag, sah er gar nicht hin, kam aber auf meinen Herrn los, der ihn mit gekreuzten Armen erwartete. „Ich wußte nicht, Eugen," keuchte er, „daß Ihr Zimmer eine Mördergrube ist; künftig werde ich sie, verstehen Sie mich? nur mit ein paar Pistolen betreten!" — „So auch nur," sagte mein Herr, „hoffe ich Sie hier wiederzusehen, denn außerdem, Herr, würde ich Ihnen die Thüre weisen!" — „Capitän," sagte nun Alfred zu diesem, „Sie werden hoffentlich nicht vergessen, daß ich auch mit Ihnen etwas abzumachen habe?" — „Und das auf der Stelle," antwortete der Capitän; „denn ich weiche nicht von Dir!" — „Gut!" — „Der Tag graut," sagte Herr Dumont, hole Waffen!" — „Ich habe Degen und Pistolen," sagte mein Herr. „Dann gleich in den Wagen damit!" rief der Capitän. „In einer Stunde,

im Bois de Boulogne, Porte Maillot," erwiederte Alfred. „In einer Stunde also!" antworteten mein Herr und der Capitän zugleich; „holen Sie Ihre Secundanten." Alfred ging weg. Der Capitän beugte sich über das Lager seiner Tochter; mein Herr wollte Hülfe herbeirufen. „Nein, nein," bat der Vater, „besser, sie erfährt nichts von allem. Adieu, Marie, Herzenskind! Falle ich, junger, edler Freund, dann, nicht wahr? rächen Sie meinen Tod und verlassen die arme Waise nicht?" — „Ich gelobe es Ihnen feierlich im Angesicht dieser schändlich Geopferten!" rief mein Herr und sank in des armen Vaters Arme. „Cantillon, einen Fiacre!" — „Sogleich, nôtre maître; darf ich mit?" — „Du fährst mit."

Als ich mit dem Fiacre kam, warteten sie schon unten; der Capitän hatte ein paar Pistolen in den Taschen, der Herr ein paar Degen unter seinem Mantel. „Kutscher, au Bois de Boulogne." — „Falle ich, junger Freund," sprach der Capitän, „so händigen sie meiner armen Marie diesen Ehering ihrer Mutter ein; eine wackere Frau, junger Mann, die, geht's droben gerechter zu als hier unten, bei Gott seyn muß. Sorgen Sie, daß ich mit meinem Degen und Ehrenkreuze bestattet werde. Außer Ihnen habe ich keinen Freund, außer meiner Tochter keinen Verwandten mehr; nur Sie also und Marie folgen mir zur Leiche, damit ist's genug." — „Wozu diese Gedanken, Capitän? Sind Sie nicht ein alter Soldat?" Der Capitän lächelte wehmüthig. „Seit 1815, junger Freund, ist mir alles zum Unglück ausgeschlagen, und da Sie meiner armen Marie sich anzunehmen gelobt haben, dient ihr ein junger, reicher Beschützer besser als ein alter, dürftiger Vater."

Der Capitän schwieg bis zum Orte der Zusammenkunft, mein Herr sprach kein Wort mehr. Dicht hinter uns fuhr ein Cabriolet. Alfred stieg mit seinen Secundanten aus; einer derselben kam zu uns und fragte: „Was sind Ihre Waf-

fen, Capitän?" — „Pistolen." — „Du bleibst im Fiacre," sagte mein Herr zu mir, „und bewahrst die Degen." Damit gingen sie alle Fünfe ins Holz. Kaum nach zehn Minuten fielen zwei Schüsse. Ich fuhr zusammen, als kämen sie mir ganz unerwartet. Für einen von beiden war's vorbei; denn es vergingen wohl noch weitere zehn Minuten — kein Schuß mehr.

Ich hatte mich in eine Ecke des Fiacre's gedrückt und mochte gar nicht hinaussehen. Plötzlich wird der Wagenschlag aufgerissen; „die Degen Cantillon!" ruft mein Herr. Ich reichte sie ihm, er nahm sie, an seiner Hand sah ich des Capitäns Ring. „Und . . . und . . .? Mamsell Mariens Vater?" — „Todt!" — „Die Degen aber?" — „Sind für mich!" — „Um Gottes willen, lieber Herr, nehmen Sie mich mit!" — „Komm, wenn Du willst." Ich sprang aus dem Fiacre, das Herz schlug mir bis zur Kehle, ich zitterte wie ein Espenlaub an allen Gliedern. Mein Herr eilte ins Holz, ich nach.

Noch waren wir nicht zehn Schritte gegangen, da sah ich Alfred ganz guter Dinge zwischen seinen Secundanten lachen. „Achtung!" rief mein Herr, und schob mich zur Seite. Ich machte einen Satz rückwärts, denn fast wär' ich auf des Capitäns Leiche getreten. Nur einen einzigen Blick warf mein Herr auf den Leichnam, trat dann auf die Gegner zu und sprach, indem er die Degen zur Erde warf: „Wollen Sie sehen, meine Herren, ob die Degen gleiche Länge haben." — „Die Sache soll also durchaus nicht auf morgen verschoben werden?" fragte einer der Secundanten. „Unmöglich!" rief mein Herr. „Seyd doch nur ganz ruhig, Freunde," sagte Alfred mit spöttischer Miene; „der erste Gang war nicht mühsam, nur wünschte ich ein Glas Wasser." — „Cantillon, ein Glas Wasser für Herrn Alfred, befahl mein Herr. Ich rührte keinen Fuß; mein Herr aber winkte noch einmal, ich mußte wohl, und rannte nach

dem Restaurant am Eingange des Holzes; wir waren kaum hundert Schritte davon weg. Wie man die Hand umdreht, war ich wieder da, präsentirte Alfred das Glas Wasser und denke bei mir selbst: „Mag's Dir zu Gift werden.“ Er nahm das Glas, seine Hand zitterte nicht; nur, als er das Glas mir wieder gab, sah ich, daß er es am Rande zerbissen hatte.

Ich warf auf dem Rückweg zum Restaurant das Glas in alle Weite. Als ich wiederkam, war mein Herr schon parat, hatte nur Beinkleider und Hemd anbehalten und die Hemdärmel bis oben aufgestreift. Ich trat zu ihm: „Haben Sie mir nichts aufzutragen, nôtre maître?“ — „Nein,“ antwortete er, „ich habe weder Vater, noch Mutter mehr; falle ich,“ (dabei schrieb er ein paar Zeilen mit Bleistift in sein Portefeuille) „so bringst du dieß Marien.“ Noch einmal blickte er auf des Capitäns Leiche, trat dann auf seinen Gegner zu und rief: „Allons, Messieurs!“ — „Sie haben ja aber keinen Secundanten, sagte Alfred. „Einer der Ihrigen wird mir aushelfen.“ — „Ernst, tritt auf des Herrn Seite.“ Einer der beiden Secundanten trat herüber. Der andere nahm die Degen, stellte die Partien vier Schritte von einander, gab jedem einen der Degen in die Faust und trat mit den Worten: „Allez, Messieurs!“ bei Seite.

Beide fielen aus. Es waren zehn entsetzliche Minuten. Die Degen flogen, wie zwei Schlangen, die mit einander spielen, um einander herum. Nur Alfred stieß, mein Herr verfolgte mit den Augen seine Klinge, und parirte jedesmal so ruhig wie auf dem Fechtboden. Ich war wüthend; wäre Alfreds Bedienter da gewesen, ich hätte ihn erwürgt! Sie fochten immer zu, Alfred lächelte giftig, mein Herr blieb kalt und gelassen. „Ah!“ rief endlich Alfred: sein Degen hatte den Herrn am Arm geritzt, er blutete. „Hat nichts auf sich!“ rief der Herr, „nur zu!“

Mir stand der Angstschweiß auf der Stirne. Die Secundanten traten hinzu; mein Herr winkte ihnen, zurückzubleiben. Diesen Augenblick benutzte Alfred und fiel aus; der Herr verspätete sich in der Parade, sein Schenkel blutete. Die Beine trugen mich nicht mehr, ich fiel auf den Rasen nieder.

Mein Herr blieb immer gleich kalt und ruhig, nur sah ich ihn heimlich knirschen. Alfred stand der Schweiß auf der Stirn; seine Kraft ließ nach. Bei einer Finte Alfreds parirt mein Herr so mächtig, daß seines Gegners Klinge, wie zum Fechtergruß sich senkt; seine Brust ist bloß, und in einem grimmigen Stoße fährt meines Herrn Degen bis zum Griffe ihm durch's Herz.

Alfred streckt die Arme aus, der Degen entfällt ihm, nur des Herrn Klinge hält ihn noch aufrecht. Er reißt sie heraus, Alfred stürzt zusammen. „Habe ich mich als Mann von Ehre benommen?" fragt der Herr die Secundanten. Sie bejahen und treten zu Alfred.

„Fort, Cantillon," hieß es nun, „fort, nach Paris! Du holst einen Notar, sorge, daß er bei meiner Heimkunft mich schon erwarte." — „Ist's wegen Herrn Alfreds Testament," sagte ich, „so ist's wohl überflüssig; Sie sehen ja, er krümmt sich wie ein Wurm und wirft Blut aus; ein böses Zeichen!" — „Deßhalb nicht, nur fort!" — „Warum denn aber?" unterbrach ich den Erzähler. „Um Mamsell Marien zu heirathen und ihr Kind als seines anzuerkennen." — „Das that er?" — „Ja, Herr, et bravement!" — Dann sagte er zu mir: „Höre, Cantillon, meine Frau und ich reisen; ich behielte Dich gerne bei mir, das aber, verstehst Du, könnte ihr Kummer machen, Dein Anblick sie an ihr Unglück erinnern. Da sind tausend Francs; außerdem schenke ich Dir mein Cabriolet und Coco; mache damit, was Du willst, und

bedarfst Du etwas, so wende Dich an Niemand als an mich."

Cabriolet und Pferd' hatt' ich, und ward also Kutscher. Da, nôtre bourgeois, haben Sie meine ganze Geschichte. — „Wohin nun?" — „Nach Hause; meine übrigen Besuche ein andersmal."

Ich kehrte heim und schrieb Cantillons Geschichte, wie er sie mir erzählte, nieder.

Alexander Dumas.

Anhang.

(Von Th. v. Haupt.)

Das Palais Royal.

Dieses eines europäischen Rufes genießende Palais, zugleich der ungeheuerste und glänzendste aller Bazar's der Welt, verdankt seine erste Entstehung dem berühmten Cardinal Richelieu, von dem es auch seinen ursprünglichen Namen „Palais Cardinal" erhielt. Richelieu ließ dieß Palais im Jahre 1629, an der Stelle der ehemaligen Hotels Rambouillet, Mercoeur und Brion beginnen, und vermachte es durch letzten Willen an den damals noch minderjährigen Ludwig XIV. Dieser bewohnte es, nachdem es von ihm den Namen „Palais Royal" erhalten, eine Zeit lang mit seiner Mutter Anna von Oesterreich, bis ihn „die Fronde" daraus daraus vertrieb. Nach erlangter Volljährigkeit beschenkte er damit seinen Bruder, Philipp von Orleans, den Ahnherrn des jetzigen Hauses. Von diesem vererbte es auf den „Regent" Philipp; Herzog Ludwig und Ludwig Philipp; auf den in Frankreichs erster Revolution, als Philipp „Egalité" berüchtigten, der Guillotine verfallenen Ludwig Philipp Joseph, und änderte im Jahre 1793 seinen Namen in „Palais Egalité." Im Jahre 1802 Sitz eines der Staatskörper der Republik, vertauschte es diese Benennung abermals mit jener: „Palais du Tribunat."

Während des Kaiserreichs diente das Erdgeschoß des eigentlichen „Palais" zur interimistischen Börse; blieb im Uebrigen aber unbewohnt und sonst unbenützt.

In der ersten „Restauration" des Jahres 1814 nahm der jetzige Chef des Hauses Orleans, Ludwig Philipp, vom Erbe seiner Väter, unter dessen früherer Benennung, wieder Besitz.

Nach Napoleons Rückkehr von Elba, im Jahre 1815, in den „Hundert Tagen" bezog des Kaisers Bruder Lucian das Palais Royal, um es bei der zweiten Restauration desselben Jahres, seinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zu räumen.

Die Julius-Revolution des Jahres 1830 erhub dieß Palais, nachdem Karl X noch im vorhergehenden Monate einer, gelegentlich der Anwesenheit der königlich neapolitanischen Familie, vom Herzoge dort veranstalteten ächt königlichen Fête mit seinem ganzen Hofe beigewohnt, zum wirklichen Königspalaste. Ludwig Philipp, an seines gestürzten Vorgängers Stelle auf den französischen Thron erhoben, fuhr fort, bis im October 1831, das „Palais Royal" zu bewohnen, bezog aber dann den alten Königssitz der Tuillerien.

Wie viele inhaltschwere Reminiscenzen ruhen nicht auf diesem Palais Royal, dem ersten Zielpunkte aller die Weltstadt besuchenden Fremden! In diesem Garten haranguirten Mirabeau und Robespierre, Camille Desmoulins und Marat, Lepelletier-Fargeau, Danton, und der Volksredner in jenen blutigen ersten Revolutionsstürmen so viele, die gedrängten Massen. Aus dem Garten dieses Palais gingen seit 1789 bis in die neuesten Zeiten die meisten Volksbewegungen aus; dort floß seit dem „Berg" und der „Gironde" seit der Restauration und der Occupation der Bundesheere, bis zu den drei furchtbar entscheidenden Juliustagen soviel des edlen und unedlen Blutes! — Auf jener „Place du Palais Royal," vor dessen Hauptthore, begann der königlichen

Truppen erster Angriff auf das durch drei, von Treubruch und Despotie dictirte, mit den Blutströmen dreier Tage und dem Sturze eines auf acht Jahrhunderte begründeten Thrones zu sühnende, Ordonnanzen erbitterte Volk; von dort aus verbreiteten sich die Füsilladen, Mitrailladen, das Gemetzel der „Sabreurs,“ die Volksbarricaden durch alle Hauptstraßen, nach allen Hauptplätzen der Riesenstadt, bis die Erstürmung des Stadthauses und Louvre's endlich den Sieg der Juliushelden krönte, und Karl X die Stunde seines dritten Exils schlug!

Wie stürmische Scenen verursachten in jenen, heute so friedlichen, fast verödeten, den Garten umziehenden Galerien, die Reibungen gekränkten Nationalgefühls und des Stolzes der in die Seinestadt zweimal eingezogenen Heere Europa's; wie tobten dort in den Momenten der zum erstenmale scheidenden Restauration und des wiederkehrenden Kaiserthums, in wildem, tobendem Gewühle die Leidenschaften durcheinander; mit wie tödtlichem Ingrimme befehdeten sich in diesem Garten, diesen Säulenhallen, wie einst Yorks und Lancasters „Weiße und Rothe Rose,“ die Lilienfahne und die Farben von Valmy, Fleurus und Jemappe!“ Wie furchtbar endete dort, seit der Wiedergeburt des „Gallierhahns“ selbst, die letzte der „Emeuten“ mit vergossenem Bürgerblute!

In jenem „Café Montansier“ in allen früheren Zeiten dem Rendezvous der „Hetären-Elite“ von Paris, feierte nach der Rückkunft des „Petit caporal“ mit der Veilchenzeit, der Bonapartismus in wilden Orgien, giftigen Philippiken gegen die „Race abâtardie d'Henri Quatre, le grand lourron,“ und patriotischen Gesängen, das so flüchtig wieder entschwindende Lächeln der Sieges- und Glücksgöttin jenes Kolosses, den wenige martervolle Jahre später St. Helena's Felsengrab verschlingen sollte! — In jenem glänzenden Café rächten sich durch den Reflex ihrer eigenen jugendlichen Kriegergestalt zur martialischen „Beserkerwuth“ exaltirt, an den Spiegeln, Vasen und Lüstres, die

solcher empörenden Frevel leblose Zeugen gewesen, jene „illustren Rejetons" des Faubourg Saint-Germain, welche, die Früchte statt an den Zweigen an den Wurzeln suchend, die jetzt auf ihren Lorbeeren und — Myrthen ruhende Zierde des „Theatre Français" mit einem „Allez donc; Mars n'a rien de commun avec vous" einst abfertigte!

Dort im „Café Lemblin" entspannen sich in den Restaurationszeiten der wirklichen Verschwörungen so manche; dort knirschte Frankreichs liberale Jugend so oft bei der Unthätigkeit des Ministeriums in Polens Heldenkampfe; dort flossen Warschau's blut'gem Falle so viele Thränen; dort brütet die Brust des Jünglings und des ergrauten, benarbten Soldaten nur „Mouvement" und „Krieg" und die „alte Gränze!"

„Café Valois" dagegen ist seinem „legitimen" Namen getreu, der „Foyer" der alten guten Zeit, des Puders, der „Ailes de Pigeon" und sonstigen Insignien der zu Grabe gegangenen gedoppelten Restauration; der neuesten Nachrichten von Holyrood, der neuesten „Antigone" und des „Wunderkindes;" das Salmagundi aller Luftschlösser und eitlen Hoffnungen der von dem nahen Sturze einer ihnen tödtlich verhaßten „Quasi-Legitimität," und einer dritten Restauration, die Amazone Larochejaquelin, Bourmont, Marmont und „Le Duc Charles de Brunswic" an der Spitze ihrer Heere, Don Miguel und Hussein-Pascha zu Verbündeten, gar süß und behaglich träumenden „beaux restes" der „Ancienne Monarchie" und „Soutiens du trône de Saint-Louis" geblieben.

Auch der dritten Hauptpartei des neuesten politischen Frankreichs, dem so viel besprochenen, zum nicht gerühmten Sprüchworte gewordenen, sogenannten „Juste Milieu" fehlt selbst unter des Palais-Royals Cafés, die Repräsententschaf, nicht. Im Café de Foy sind der „Messager" und die „France Nouvelle," wie in „Valois die „Gazette" und

das „Journal de Paris;“ wie in „Lemblin,“ die „Revolution, Tribune,“ der „Courrier“ und „Constitutionnel“ die Haupt- und Lieblingsblätter, und im Augenblicke ihres Eintreffens schon, wohl zwanzig- und mehreremale „retenus.“

Das „Café Sabatino“ hat, seit die Julius-Revolution, mit der Freiheit und dem „Bürgerkönigsthume“ zugleich, seltsam genug, auch alle Reminscenzen der so absoluten Napoleonszeiten wieder zu hohen Ehren gebracht, seinen alten Namen „Café Carazza“ wieder angenommen. Dort nämlich war es, wo Bonaparte, im Beginne seiner Laufbahn —, der Mann, der späterhin Kronen verschenkte, in der allerschmerzlichsten Dürftigkeit, an unfreundlichen Winterabenden Schutz gegen Frost, und Labung fand, und beim Durchlaufen der Tagblätter vielleicht bereits von seiner künftigen Größe, sicher aber nicht von Elba und Sanct-Helena geträumt!

Seit der Wiederbesitznahme seines Ahnensitzes durch das Haus Orleans hat sich das „Palais Royal,“ als ahnte es bereits seine künftige Bestimmung, einer neuen Königs-Dynastie Wiege zu seyn, und um seinem Namen würdig zu entsprechen, ächt-königlich umgestaltet.

Bekanntlich zerfällt dieß Palais in zwei, durchaus verschiedene, unter sich jedoch verbundene Theile. Die eine dieser Abtheilungen bilden der Garten, die denselben umgebenden und an beiden Seiten des inneren Hofes fortlaufenden Arkaden. Die zweite Abtheilung enthält das eigentliche Palais, dessen in früheren Zeiten dem Publicum geöffneter Eingang und äußerer Hof seit der Wiederbesitznahme des Hauses Oleans nur diesem zugänglich sind.

Auf Wiederherstellung, Vollendung dieses Palastes und seine prachtvolle Ausschmückung im Innern wurden ungeheure Summen verwendet; Adel des Styls, ansprechende, anmuthige

Ver-

verhältnisse und die höchste Eleganz bekunden den geläuterten, ausgezeichneten Geschmack des Eigenthümers.

Anfänglich hatten die Italiener, dann Molière (1660 und die folgenden Jahre), späterhin die Oper, im Palais gespielt. Nachdem im J. 1763 eine Feuersbrunst den Schauspielsaal eingeäschert, erbaute Moreau die Façade des Palastes nach der Rue Saint Honoré. Zwei vorspringende „Corps de Logis" schließen dem innern, terrassirten Porticus, dorischer Ordnung, sich an. Drei, früherhin mit Bronzen und Ornamenten verzierte, Eingänge führen in den Palasthof. — Das Erdgeschoß der beiden Vorsprünge ist dorischer, das erste Stockwerk jonischer Ordnung. Das Ganze krönen Frontons mit Bildnerarbeiten von Pajou, die Wappen des Hauses Orleans, auf dem Pavillon links, mit Darstellungen der Klugheit und Freigebigkeit; auf dem zur Rechten mit jenen Gerechtigkeit und Stärke vergesellt. Die beiden Seitenflügel des Gebäudes im ersten Hofe sind mit dorischen und jonischen Pilastern übereinander verziert. Die das Avantcorps decorirenden Säulen derselben Ordnungen stützen einen halbkreisförmigen Fronton mit dem von zwei Figuren gehaltenen Zifferblatte einer Uhr. Ueber der Attike befinden sich von Genien beschirmte Trophäen. — Drei Arkaden dieses „Avantcorps" führen in dessen Inneres, und bilden das nach der Haupttreppe führende, mit Säulen verzierte Vestibul.

Die äußere Façade der ersten Etage nach der Gartenseite zu decoriren acht cannelirte jonische Säulen, von einer Attike gekrönt, vor der vier Standbilder, ebenfalls von Pajou, Mars, Apoll, die Klugheit und Freigebigkeit darstellen. Die beiden Seitenflügel dieses dem Durchgange des Publicums offen gebliebenen inneren Hofes, von denen übrigens nur der zur Rechten erst vollendet ist, ruhen auf, wie jene der ganzen übrigen zweiten öffentlichen Abtheilung des Palais-Royal, vermietheten Arkaden. Die diesen rechten Flügel zierenden

Schiffsschnäbel sind, an Richelieu's Qualität eines „Surintendant de la Marine"! erinnernde historische Reminiscenzen.

Das Innere des Palais enthält zwanzig zusammenhängende, mit Schlachtgemälden verzierte, im höchsten Grade glänzende und geschmackvolle, eine nach den Museen im Louvre und Luxembourg, alle übrigen Frankreichs weit überbietende, Gemäldesammlung, die an jedem Samstage, von 1 bis 4 Uhr, den Kunstfreunden offen steht.

Eine in der That zauberhafte Schöpfung des jetzigen Königs von feenhafter Wirkung, ist die erst im vorigen Jahre vollendete Umgestaltung einer bisherigen „Partie honteuse" des Palais-Royal, der „Gallerie de Bois" (nicht ganz unpassend auch wohl „Camp des Tartares" genannt) in die jetzige, den innern Schloßhof vom Garten scheidende „Galerie d'Orleans."

Jene „Gallerie de Bois" bildeten hundert zwanzig Holzboutiquen, die bewohnt sind, welche von „Marchandes de Modes, Marchands de Nouveautés, Schneidern, besonders aber (eine recht treffende Satyre, aber Notabene nur auf die Autoren) von Buchhändlern im siebenten Jahrzehent bereits jeglicher Feuers- und Verbannungsgefahr getrotzt, endlich aber Fontaines Planen und des Eigenthümers beharrlichem Willen weichen mußten.

Gegenwärtig ist jenes Tartaren-Lager in eine, von den elegantesten Waarenmagazinen, Spiegeln, Vergoldungen und Ornamenten, erstrahlende Galerie, den Sammelplatz, besonders in ihrem magischen Lichtmeere, der Gasbeleuchtung, der gesammten, das „Palais-Royal" besuchenden männlichen eleganten Welt, verwandelt. Ich sage „männlichen," denn wie nun einmal in Paris, mächtiger als irgend auf der Erde, die launenvollste aller Göttin, Mode, herrscht, hat die weibliche schöne Welt, die sich in den Tuillerien-Garten, den Boulevart „des Italiens" oder, wenn man will, „de Gand" und wenigstens den Garten des Palais-Royal sonst

getheilt, seit der Julius=Revolution letzterem sich fast ganz entzogen, wozu denn die so häufigen neueren „Emeuten" die bisherige Gêne der Nähe des Hofes, und die rauchende Männerwelt das Ihrige beigetragen haben mögen. „Rauchende?" höre ich manchen Fremden, der das Palais=Royal und Paris überhaupt seit Jahren nicht wiedergesehen, im höchsten Grade befremdet, fragen? — ja, ja; nicht nur in allen Straßen, auf den Kay's und Boulevarts, auf den Brücken und in den brillantesten „Passagen", selbst in dem, von solchem Gräuel, sonst unentweihten Garten des Palais=Royal, wird jetzt, und zwar dermaßen gewaltig, von allen höheren Classen, die Elegants, Fashionables und Dandys voran, geraucht, daß die „Debit de Tabac" gleich Pilzen, an jeder Straßenecke aufwuchern, und jeder Debitant die Pariser Politesse selbst so weit treibt, vor seinem Laden draußen, Laterne und Fidibus, zum Frommen, auch der, nicht gerade bei ihm einkehrenden Raucher, hie und da selbst Glaslampen zu diesem Behufe, unentgeltlich bereit hält. Jene neue „Vogue" gilt übrigens nur von „Cigarren;" unsere deutsche Pfeife, und wäre es auch der köstlichste Meerschaumkopf, würde den Raucher noch immer als krassen Plebejer, oder „de mauvais-ton" characterisiren.

Die Decke jener neuen Galerie bildet eine ungeheure gewölbte Glasdecke, deren Reflexe in der Abendbeleuchtung die zauberische Wirkung des Ganzen noch erhöhen. Ein an beiden Seiten dieser neuen Galerie hinziehender Porticus, dorischer Ordnung, trägt einen mit goldnen Kugeln, grandiosen Vasen, mit Arbusten und einem eleganten Kiosk ausgeschmückten, dem Palais zur Luftterrasse dienenden, schwebenden Garten, dessen Beleuchtung, während die jetzige königl. Familie ihren Stammsitz noch bewohnte, den feenhaften Anblick krönte.

Auch die, am rechten Ende dieser „Galerie d'Orleans," nach der Rue Richelieu zu, befindliche „Galerie vitrée" (ehemals mit einem ärmlichen Glasdache versehen, hat sich in neuern

Zeiten sehr vortheilhaft umgestaltet; aus diesem, jetzt auf dorischen Säulen ruhenden, mit jenen der Galerie d'Orleans harmonirenden, und (die Glasdecke abgerechnet) eine heitere Fortsetzung derselben bildenden Porticus ist die schmutzige, wimmelnde Menge, in deren Gewühl Freudenmädchen, Taschendiebe und Escrocs sonst ihre Beute suchten, verschwunden; und auch dort verbreitet reiche Gasbeleuchtung ihr freundliches Lichtmeer.

Das bereits erwähnte Theater Montansier, verrufenen Andenkens, ist gegenwärtig in eine Succursalbühne der „Porte Saint-Martin" verwandelt, deren mitunter recht geistreiche, piquante Vaudevilles ein im Allgemeinen anständiges Publicum, zuweilen auch elegante Welt anziehen.

Das „Café des Aveugles" und „du Sauvage" existiren zwar noch; sind jedoch, seit die Venus Vulgivaga in ihren früheren privilegirten Massen, aus den Arkaden verbannt, nur noch einzeln im Halbdunkel des Gartens schüchtern umherschleicht, fast durchaus verödet. Eben in jenem Interdicte liegt auch der Grund, warum fast alle, von solchen Hetären sonst bewohnten, sonst hell erleuchteten Mansarden über der Balustrade der den Garten umgebenden drei Arkaden-Galerien, jetzt dunkel erscheinen.

Das weltberühmte „Café des mille Colonnes" besitzt zwar des Spanierkönigs Joseph, ursprünglich mit zehntausend Francs bezahlten, in einer Versteigerung zu einem Spottpreise losgeschlagenen, zum Sitze einer Comptoirkönigin bestimmten Thron noch; diese Königin selbst aber, die „Belle Limonadière," die sonstige Bedienung der Gäste durch „Pseudo-Tscherkassierinnen" in ihrer graciösen Landestracht, und mit all dieser Herrlichkeit, die „Foule" sind verschwunden.

Eben so verwaist ist das „Café de la Rotonde," in den Jahren 1814 und 1815 der Sammelplatz aller ausländischen Militärs und der Fremden aller Gegenden. Ueberhaupt muß Jeden, der das Palais-Royal in den Zeiten Napoleons und der beiden Restaurationen gekannt, dessen jetzi-

ge Oede und Leblosigkeit in hohem Grade frappiren; und daß diese Erscheinung, bei allen Vorzügen der jetzigen Regierung, den seit den Juliustagen so häufigen „Emeuten;“ dem noch nicht wieder hergestellten Geschäfts- und Handelsverkehre, und dem noch mangelnden Vertrauen des Auslandes in die Fortdauer der seit einiger Zeit eingetretenen Ruhe beizumessen sey, vermag selbst der eifrigste Anhänger des „Bürgerkönigthums“ nicht zu verkennen.

Auch die großen berühmten Restaurants, besonders jene des „Palais-Royal,“ Very, Vefour und Frères-Provençaux an ihrer Spitze, haben, vorzüglich durch die, fast zur Mode gewordenen Diner's à prix fixe, zu 2 Fr. 50 Cent.; 2 Francs; es gibt deren für schmächtige Börsen, selbst zu 32, 26, 18 und 15 Sous!) sehr gelitten. Unter jenen eleganten Gastgebern zum bestimmtem Aversionalpreise, zeichnen sich im Palais-Royal: Von, Richefeu, Prevost, Mathieu, Pestel und mehrere andere aus. In diesen, so wie in allen übrigen Classen der Restaurant's in ihren verschiedenen Abstufungen, fällt dem Fremden, der Paris in längerer Zeit nicht wiedergesehen, eine mit Einführung des allgemeinen Gebrauchs der Cigarre in Widerspruch stehende Sitte auf. In den ersten Zeiten der Restauration speiste alles, den Hut auf dem Kopfe; jetzt speist alles unbedeckt.

Chevet und Corcelet, diese Schatzkammern aller „Gourmands“ und „Friands“ bestehen noch ganz im früheren, ihrem so weit verbreiteten Rufe entsprechenden Lustre. Wer den aus Martinets Carricaturen bekannten „Gastronome sans argent;“ in einer bedeutenden Zahl lebender Exemplare personificirt sehen will, der mustere die gierigen Blicke, den bis zum Wässern verzogenen lüsternen Mund der, durch colossale Glasscheiben die in diesen „Magasins de Comestibles“ aufgeschichteten Gaumenschätze anstarrenden Beschauergalerie. Von einem Ananas-Garten in Töpfen beschattet, der zierlich geschmückte Kopf eines riesigen Keulers; Rehe und Auerhähne;

Schnepfen und Feldhühner; Hummern und ungeheure Lachsforellen; Spargeln und junge Bohnen, frische Gurken, Erdbeeren und Kirschen mitten im kältesten Winter; Trüffeln und Cocusnüsse; Patés de Perigord und indische Vogelnester; Jambon's de Mayence und Straßburger Gänsleber-Pasteten; Fasane und Austern; Langues Fourrées und Dindes Farcies; Datteln und Diabolinis; Weine und Liqueurs aller Länder; das alles in der zierlichsten Ordnung, mit größter Eleganz rangirt, wahrlich ein Anblick, der den hungernden Gastronomen zur Verzweiflung bringen könnte! Den eigentlichen Gelehrten aber ficht dieß alles kaum an; nach seinem Diner à prix fixe, gleitet er mit flüchtigem, selbst ironischem Blick bei Chevet vorüber; mustert bei dem Buchhändler, diesem zur Seite, die Nouveautés, und beseufzt, wenn seine Börse keinen Zuwachs seiner Bibliothek ihm erlaubt, mit dem armen Gastronomen um die Wette, eine schmerzliche Entbehrung, nur ganz anderer Art.

Die Masse von „Estaminet's" aller Arten (Café's, worin allein zu rauchen erlaubt ist), von denen das Palais-Royal sonst wimmelte, ist in neueren Zeiten, bis auf einige wenige, unter denen das Estaminet Hollandais, Americain und de l'Univers sich auszeichnen, ebenfalls verschwunden. Auch in diesen ist die Gesellschaft sehr gemischt, und in der Regel nicht „bien composée;" rauchlustige Ausländer, junge Leute, und zwar nicht aus den höhern Ständen, Müßiggänger, Aventuriers, Spieler und sonstige „mauvais sujets" sind die Hauptingredienzen dieser mit Billards versehenen Rauchsäle.

Bei dieser Gelegenheit kann ich der Erwähnung des, der Hauptfaçade des „Palais-Royal" an der Jenseite der Rue Saint-Honoré befindlichen, sonst so berühmten „Café de la Regence" mich nicht enthalten. Es ist noch jetzt eines der ersten Pariser Cafés; die Quelle seines Rufes aber versiegt; die Schachspieler aller Länder haben ihr Rendezvous und ihren Tummelplatz dort nicht mehr.

Im Hinterhofe desselben Locals, an der Stelle des einst so berühmten sogenannten „Hotel d'Angleterre," des Asyles aller, jeder sonstigen Nachtherberge Entbehrenden, die dort jedoch nur wachen, trinken, singen und spielen, nicht schlafen durften, der „Souricière" der in ihrer Art einzigen Pariser Polizei, befindet sich jetzt ein großes Estaminet. Wen jedoch die, am Straßeneingange, und über der Pforte selbst in großen Buchstaben prangende Inschrift: „Estaminet du G.·. O.·." verleiten sollte, dort den Verein von Mitgliedern einer großen Verbrüderung aufzusuchen, der findet nichts weniger, als was er sucht. Den Eigenthümer dieses Estaminets bestimmte seine Qualität eines früheren Vorstandes jenes Vereins, zu solchem Aushängschilde, das übrigens einer, ganz eben so wie in allen übrigen Localen dieser Gattung, gemischten, nichts weniger als einer .·. ═ Gesellschaft zum Vereinigungspunkte dient. — Auf jene allgemeine Tendenz der Pariser Industrie, durch hochtönende, glänzende „Enseignes," durch alle Künste und Kunstgriffe des Repräsentirens und Embellirens und Paradirens zu imponiren, und mit der schaulustigen Menge, den „Badauds", die Kunden anzuziehen, kommen wir später noch zurück. Was die Estaminet's inner- und außerhalb des „Palais-Royal" betrifft, so herrscht auch in diesen, wie in den Cafés, hier nur in ungleich glänzenderem Maßstabe, ein Luxus, der die Ameublirungs- und Decorirungskosten eines oder zweier Säle der Cafés erster Classe, im Betrage von 10,000 bis zu 40,000, selbst bis zu 100,000 Francs, erklärlich finden läßt. Spiegel von 800 und 1000 Francs sind selbst in Estaminet's keine Seltenheit. Der Rauch- und Billardlustige hat an jedem Abend die Wahl, im Estaminet d'Allemagne, d'Espagne, Anglais, Français, National, Normand, Provençal, de Suisse, Fribourgeois, Chinois, Turc, de *l'Europe*, des *quatre Elémens*, de *l' Univers*, du *Phénix*, in allen Welttheilen, bei allen Thiergattungen, zu einer Flasche Bier und einer Cigarre, einzukehren.

Die Mehrzahl der Buchhändler, welche früherhin in der

Holzgalerie ihre Literatur ausgeboten, ist in die Arkaden und die anstoßenden Säulenhallen seitdem ausgewandert, die Fundgrube besonders aller neueren Erscheinungen des Tags, deren zuweilen fast stündlich, eine die andere verdrängt. Auch der Lesecabinette existirt dort eine bedeutende Menge, unter denen vorzüglich der „Salon de Literature“ und „la Tente“ sich auszeichnen. Man liest in diesen, mit Gas splendid erleuchteten Salon's „par séance“ (so viele Stunden man will) zu 4, 5, 6 Sou's, oder, nach Journalzahl, zu 1 Sous; oder aber im Abonnement von 4, 5, 6 Franc's monatlich. Dem Abonnenten steht dann eine ganze Bibliothek von 6000, 10,000 bis 20,000 Bänden zu Gebote.

Seraphin's Marionettentheater, das Paradies der Kinder, der „Bonnes“ und ihrer Freunde, mitunter auch manches treuherzigen Gemüthes, das aus der egoistisch nüchternen, eisig gravitätischen, ehrbaren Alltagswelt in allen Nuancen, von oben bis unten hinab, in die Zeiten der Kindheit so gern sich zurückträumt, ergötzt, noch an derselben Stelle, durch seine Harlekinaden, Automaten und Ombres Chinoises, wie vor Jahrzehenten, sein Publicum; ist sogar zuweilen selbst an neueren Lazzi's und Calembourg's nicht unfruchtbar. So antwortet in der Burleske: „Le Malade et le Médecin“, der Arzt auf die Frage des, wegen der Cholera besorgten Patienten: „qu'en ferons nous?“ — „Camphrons nous!“ (qu'en ferons nous?)

Auch das Cosmorama, ein rühmlich bekanntes Theater pittoresker Landschaften mit seiner getreusten Eigenthümlichkeit aller Jahrszeiten, Localitäten, Individualitäten und Beleuchtungen, an seiner ehemaligen Stelle im Palais-Royal, zieht zahlreichen Besuch an.

In demselben Verhältnisse, wie übrigens die Menschenmasse im Palais-Royal abgenommen, und sich fast vereinzelt hat, steigerten sich die Eleganz, der Glanz und Luxus der Arkaden und ihrer Waarenmagazine. Selbst auf die Journal-

Lecture im Garten hat diese Steigerung des „Lustres" sich verbreitet. In früheren Zeiten waren an den vier Enden des, diesen Garten bildenden großen Oblongs kolossale Parapluies, um die Leser der zu einem Sou dort vermietheten Journale gegen Regen und Sonnengluth zu schützen, angebracht. Aus jener Miniatur-Abgabe aber erwuchsen mit der Zeit vier elegante Kiosk's, in denen der Journalfreund irgend eine, ihm indigestive Neuigkeit, bei einem Glase Absynthe oder Curaçao, bequemer verdauen kann.

Die an der Außenseite der Arkaden nach dem Garten zu befindlichen Steinbänke dienen noch immer, wie früherhin, jenen Unglücklichen, die die Stunde des Diners, nach dem Sprichworte: „qui dort dine", und einen Theil des Abends dort verschlafen, oder verseufzen; mitunter auch Mammonfreunden, die für die, vom Eigenthümer der Rotonde vermietheten Stühle nicht gern zwei Sous ausgeben mögen, zu Ruhesitzen.

Dieser durch corinthische cannelirte Pilaster geschiedenen Arkaden sind hundert achtzig. Auf den Pilastern ruht das Entablement, in dessen Frise sich die Fenster der zweiten Etage befinden. Ueber diesen sind die Mansarden und Giebelzimmer. Eine mit Vasen decorirte Balustrade verziert das Ganze.

Der Garten selbst hat durch seine neueren Verschönerungen, in gleichem Grade, wie das ganze Palais selbst, gewonnen. Zwar existiren jene alten Castanienbäume, auf deren Zweige Richelieu allein, um sie zu graciöser Kreisform gestalten zu lassen, 300,000 Livres verwandte, längst nicht mehr; die sie ersetzenden, an beiden Seiten eine dreifache Allee bildenden jüngeren Bäume sind zu bereits sehr erfreulichem Umfange gediehen. An der Stelle des, im Jahre 1798 ein Raub der Flammen gewordenen Circus in der Mitte des Gartens, prangt nun ein großes Bassin, dessen vom Canal de l'Ourcq hergeleiteten Gewässer eine prachtvolle, in ihren zwanzig Fuß hochaufsprudelnden Strahlen, eine colossale Lilie dar-

stellende Fontaine bilden. Seltsam genug versiegte, seit dem Erscheinen des gegenwärtigen Werks, welches in seinem ersten Capitel der unversehrten Erhaltung jenes sonst allenthalben in Paris so unerbittlich proscribirten Emblem's der geächteten letzten Dynastie erwähnt, dieß, besonders im Mondenlichte, und in den mit diesem sich mischenden, Reflexen der Arkadenbeleuchtung so anmuthige Wasserspiel — ob, um der Julius-Revolution ein neues Lilienopfer darzubringen, oder ob die nahende Winterzeit dieß erheischen mochte, scheint zweifelhaft; so viel aber ist gewiß, daß der im Bassin zurückbleibende Schlamm, und die Ueberreste stockenden Wassers, die Annehmlichkeiten des Gartens zu erhöhen, sich in keiner Weise eignen.

Hauptzierden desselben sind die, mit eleganten Eisengittern umhegten, von Blumen und Gesträuchen aller Jahreszeiten umblühten Rasenparterres an beiden Seiten des Bassins. Ihre Bronzestatuen sind meisterliche Abgüsse der, im königl. Musäum befindlichen Diana und des, nach dem classischen Italien wieder heimgekehrten „Apoll von Belvedere.“

Noch immer beherbergen die, in ihrem Flächeninhalte eine starke Viertelstunde messenden Galerien jenen fluchwürdigen Peststoff, von dem das gegenwärtige, wie alle früheren Gouvernements, Nero's Meinung vom Geruche eines „Aureus“ der Cloaken-Abgabe, zu seyn scheint, — jene privilegirten Raubhöhlen, deren Schlund so manches häusliche Glück, so manche Ehre, so manches Leben rettungslos verschlingt! — Sieben Millionen, und eine Million Francs (seit dem Gisquet'schen Processe berüchtigt gewordenen) „Pot de Vin“ jährlicher Abgabe an die Regierung und ihre Machthaber, außerdem eine Million jährlichen Ertrags — wahrlich ein Spielbudget, das selbst dem Rasendsten die Augen öffnen müßte, das indeß doch so viel mindestens gewirkt, daß seit dem so bedeutend verminderten Zuströmen der Fremden nach Paris, die Spielhäuser, verhältnißmäßig gegen frühere Zeiten, fast verödet erscheinen. Ueberhaupt scheint,

zugleich mit der sehr auffallenden Abnahme der Jovialität und Frivolität, und dem an deren Stelle getretenen, fast allzuehrbaren und trocknen Ernste der Pariser, auch deren Sittlichkeit in bedeutendem Grade gewonnen zu haben.

In dem, wegen seines mit ihm verbunden gewesenen, auch wohl mit obscönem Namen belegten „Bal sentimental" („des Etrangers") im eigentlichen Sinne sonst bestürmten Spielhause, öfters dem Schauplatze blutiger Auftritte, herrscht jetzt complete Oede, und die Nummern 9, 36, 113, 129 und 154 scheinen der Spiellustigen ebenfalls wenige mehr anzuziehen. — Einen, dem Beobachter nicht uninteressanten Contrast bilden die goldleuchtenden Ziffer jener Raubhöhlen auf schwarzem Grunde, und die ellenlangen schwarzen Buchstaben der „Leihhaus-Bureaux" (Commissionaire du Mont de Piété) in den Umgebungen des Palais-Royal auf blendend weißer Tafel, wie auf einem, dem Elende und Selbstmorde so bereiten Leichentuche!

Der Pariser Bürger.

Der ächte, unverdorbene Typus des „Bourgeois de Paris" ist eine in der That eben so ehrenwerthe als originelle Erscheinung. Rechtlichkeit, Gutmüthigkeit, Gefälligkeit, die strengste Pünktlichkeit, selbst in unbedeutenden Dingen, Häuslichkeit und alle Eigenschaften des guten Gatten und Vaters, mitten im frivolen Treiben der frivolsten aller Städte der civilisirten Welt — dieß die guten; Kleinigkeitskrämerei, bis zum Lächerlichen getriebenes Festhalten an alter Sitte und Gewohnheit; an den von Kindesbeinen an bei ihm eingewurzelten Meinungen, Ansichten u. Vorurtheilen; gänzliche Unbekanntschaft mit allem, außer seinen Mauern der „Capitale" liegenden, mit Geographie, Geschichte (selbst der früheren seines eigenen Landes über die achtziger Jahre rückwärts hinaus), und allen übrigen, etwas höher als das ganz gewöhnliche Leben stehenden Wissens-

würdigkeiten; Schwatzhaftigkeit; eine wahre Erzählwuth; in neueren Zeiten eine Art Antipathie gegen alle Ausländer, und eine bis fast zu unglaublichem Grade getriebene Gaffsucht (Badauderie), dieß die Schattenseiten des sonst so ehrenwerthen und biedern Pariser Bürgers.

Jene „Badauderie“ ist übrigens nur in etwas minderem Grade, allen Parisern überhaupt ganz eigenthümlich, und steckt den, geraumere Zeit in Paris verlebenden Fremden, ihm selbst ganz unbewußt, allmählich mit an. Zwanzigmal im Tage geht der Pariser vor den mit Theaterzetteln und Affichen aller Arten beklebten Säulen des „Perron“ im Palais-Royal, den kunstreich complicirten Chocolade-Zerreibmaschinen in der Rue Saint-Honoré und Richelieu —; vor den Musik-, Mode-, Lingerie-, Kupferstich- und Nouveautés-Magazinen der Rue Vivienne; den astronomischen Teleskopen auf dem Börsenplatze (zu 2 Sous, die stehende Séance); vor den Pendulen und Uhren zu allen Preisen; vor den Buden mit „Métal d'Alger“ („Neusilber“); den Mayeux;“ blinden Flötisten; lahmen Harfnerinnen; den jammernden geliehenen Kindern; dem, mit zwei Armstümpchen nähenden, stickenden, malenden Mädchen; den Saltimbanques und Bateleurs der Boulevarts; bei den Bouquinisten der Kay's und Brücken vorüber, und bleibt eben so viele Zwanzigmale gewiß auch stehen, um zu „badaudiren.“ Lasse irgend ein Spaßvogel nur z. B. einen, mit tricolorem Papiere umwickelten, oder mit einem bunten Fähnchen gezierten Apfel vom Pont-Neuf, Pont des Arts, Pont-Royal, oder Pont-Louis XVI herab in die Seine fallen, und sehe zu, wie er binnen einer Viertelstunde durch den dichten, ihn umdrängenden Menschenhaufen, von dem der Zehnte, warum er gafft, eigentlich gar nicht weiß, den Ausweg finde.

Jene Redelust der Pariser, jene unbändige Liebhaberei für „Causeries“ in allen Classen der Bevölkerung, ist ein so bekannt charakteristischer Zug, daß es deßfalls kaum eines Wortes

weiter bedarf. Der „Bourgeois de Paris“ vollends verzeiht seinem Gaste vielleicht eher das Zerbrechen seiner Lieblingstasse oder das Fallenlassen seiner Tabatière als Störung in einer Erzählung, oder einem sonstigen Redeflusse. Ein Freund betheuerte mir unter andern Belegen dieses Satzes: Er sey bei einem ächten „Bourgeois du Marais“ zum Besuche, und dieser gerade in die Erzählung des unglücklichen Feuerwerks bei Gelegenheit der Vermählung Ludwigs XVI, das so vielen Menschen damals das Leben gekostet, vertieft gewesen. Plötzlich habe die Brandglocke gestürmt, und es seyen an eben jenem Abend zwei Häuser im Marais abgebrannt. Als er am folgenden Nachmittage wiedergekommen, habe ihn der „Bourgeois“ mit den Worten: „Apropos, gestern blieben wir beim Einstürzen des Gerüstes an jenem Unglücksabend stehen,“ empfangen.

Bei Erwähnung der Theaterbesuche des „Pariser Bürgers“ vorläufig einige Worte über diesen noch immer eine Haupt- und Staatsängelegenheit der Pariser bildenden Gegenstand, auf den wir später noch zurückkommen werden.

Das „Theatre des Italiens“ und die „Große Oper“ (eigentlich gebührt, was Gesang anbetrifft, jenem diese bevorrechtende Benennung) können schon um deßwillen, weil sie in die tägliche Zeiteintheilung unseres „Pariser Bürgers“ nicht passen, in den Bereich seiner Vergnügungen nicht wohl gehören; denn letztere beginnt um sieben, ersteres gar erst um acht Uhr, und enden beide in der Regel erst gegen Mitternacht, wo unser „Bourgeois“ mit Mama und den lieben Kleinen schon lange in den Federn liegt, und, wenn er nicht etwa von Wahlen, Assisen oder gar „Emeuten“ träumt, gar behaglich schläft. — Uebrigens würden ihn jedenfalls Nourrit als „Masaniello“ oder Graf Ory und die Taglioni als Königin der Wassernixen in der „Belle au Bois dormant“ bestimmt unendlich mehr, wie der „diva“ Pasta göttlicher Wahnsinn als „Anna Bolena;“ der herrliche La-

blache als „König Enrico;" als Rubini's Don Ottavio, unserer Schröder-Devrient „Donna Anna," und der Malibran „Rosina" und „Zerlina" ansprechen; dieser Künstlerin „Tancredi" und „Othello" vollends aber gar würde seine schlichte „Marais"-Natur durchaus keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, wie unseres Bourgeois alten Sitten denn auch die Nuditäten des großen Ballets unfehlbar ein wahrer Gräuel wären.

Wohl bekundet unser Bürger ächten, geläuterten Kunstgeschmack, wenn er am „Theatre Français" in seiner jetzigen Beschaffenheit mit tiefgeholtem Seufzer vorüberzieht. Talma wandelt mit seinem kaiserlichen Gönner in den Edenslauben der Unsterblichkeit; die Mars ruht auf ihren Lorbeern und ihrem Golde; die tragische Muse Duchenois ist nicht mehr zu schauen; die junonische Georges zum „Odeon-Theater" jenseits der Seine hinübergezogen; und jenes herrliche vierblätterige Kleeblatt, wie so manches andere Talent einer classischen eigentlichen Nationalbühne, auch nicht in der Ferne wieder ersetzt. Dazu kommt, daß die dortigen Veteranen und Veteraninnen nur in die Aristotelische Schule Voltaire's, Racine's, Corneille's u. A. einexercirt sind; aus jener Schnürbrust heraus aber in das jetzige wilde Treiben der triumphirenden Romantik sich fast durchaus nicht zu finden wissen.

Das einst in seinem Kunstzweige eben so classische „Feydeau Theater" hat seit seiner Verlegung, bei Vollendung des jetzigen Börsepalastes und der projectirten Fortsetzung der Rue Vivienne an dieser Seite, in die Rue Ventadour ungemein verloren; nur mit peinlichem Gefühle denkt der Kunstfreund an die Glanzepochen eines Elleviou, Martin, Paul, einer Dugazon, Mainvielle-Fodor und so mancher anderer Künstler und Künstlerinnen ersten Ranges zurück; Chollet, Ponchard, die Damen Casimir, Prevost, Boulanger u. a. leisten zwar Vorzügliches, vermögen aber, besonders bei dem so äußerst beschränkten jetzi-

gen Repertoire der „Opera Comique," mit jenen Reminiscenzen nur in wenig bedeutendem Grade auszusöhnen.

Seit das „Ambigu" und die „Gaité" theils vom Kothurn bis auf die verdorbenen Spieler, Leichendiebe, Galeerenkette und Brandmarke heruntergekommen; theils zur Fahne des Vaudevillisms geschworen, in dem sie übrigens nur Grundschlechtes leisten, und da die vom „Theatre de Madame" abermals zum „Gymnase" gewordene Bühne Scribe's in Grundsätzen, Tendenz und Sitten unserem Bourgeois gar gewaltig nach den Salons des alten „Regimes" im Faubourg Saint-Germain schmecken, mithin nichts weniger als bürgerlich scheinen, bleiben ihm folglich nur die häufig recht vorzügliche neue Leistungen producirende „Porte Saint-Martin," die er schon um deßwillen in noch höhere Affection genommen, weil dieß Theater den polnischen Refugiés einige Freilogen bestimmt, und der alte Potier, auf die Thränendrüsen eben so mächtig als auf die Lachmuskeln zu wirken verstehend, in „Vieillesse de Stanislas" ihm und den Seinigen eine ganze Salzfluth entlockt.

Auch das der Börse gegenüber in neueren Zeiten erbaute „Theatre des Nouveautés" besucht unser Mann zuweilen selbst lieber als das eigentliche „Theatre du Vaudeville" in der Rue de Chartres, das seinem Verfalle täglich mehr zuschreitet. Nur ärgerte er sich neulich ganz barbarisch, als die Polizei den Marschall Ney, dessen Söhne übrigens in Paris leben, und deren einer des hochverdienten Ehrenmannes Laffitte Eidam ist, nicht noch einmal, und zwar in effigie auf jener Bühne erschießen lassen wollte. Auch ein Versuch dieses Theaters in der eigentlichen Oper, „Les Sybarites de Florence," wollte, nicht nur wegen mittelmäßiger Ausführung dieses Potpourris lebender und verblichener Meister, wie sie jetzt in Paris Mode werden (so z. B. „La Marquise de Brinvilliers," mit Musik von Cherubini,

Boieldieu, Auber, Meyerbeer u. A.); sondern besonders auch wegen des „Maurerwesens" ihm nicht behagen.

Zur Abwechslung besucht unser Mann auch wohl einmal das „Odeon." Seit er aber Scribe's Königsmörder, „Jacques Clement" (Le Clerc de la Bazoche) dort gesehn, hat ihn ein solcher Abscheu vor derlei infernalischem Getriebe erfaßt, daß er dem Odeon auf lange Zeit hinaus Valet gesagt.

Im „Theatre de Madame Sacqui" (weiland der berühmtesten aller Seiltänzerinnen, nun der Eigenthümerin eines in der Regel nur von den untern, zuweilen den mittlern Classen des Boulevart du Temple und der Umgegend besuchten kleinen Vaudeville=Theaters, findet der Bourgeois, im Gefühle seines Ranges, unter diesem Auditorium mit den Seinigen in einer „Avantscene oder au Balcon;" eben so der lieben Kleinen wegen in den „Folies dramatiques," in Comtés mit seinen „Tours d'Adresse" gewürztem Kindertheater; bei den „Funambules" und „Gagliardi's beweglichen Wachsfiguren" sich ein. Sein Seelengaudium aber ist Franconi's Circus, besonders wenn „L'Empereur" etwa zum vierzigstenmale nach einander gegeben wird. Die Pyramidenschlacht, Höllenmaschine, Kaiserkrönung in der Notredame, Moscau's Brand, die Beresina, der Northumberland, Napoleons Tod zu Longwood, wie viel, wie viel zu schauen und zu erzählen — auf so manche lange Winterabende hinaus zu erzählen! Nur der letzten Scene gedenkt unser „Bourgeois" nicht gern, erzählt sie noch weniger, denn er ist, wie so Mancher seines Viertels, dem Kaiser im Grabe noch gewogen, und zerdrückt bei dessen Erwähnung eine Thräne im Auge.

Der

Der Jardin des Plantes.

Wem das Leben und Treiben, das Gelächter, Geschrei, Lärmen und Toben, Hogarth's wildes, fantastisches Getümmel und infernalisches Concert, z. B. in der Rue Montmartre, Rue Saint-Denys, an den Carrefours der sich kreuzenden Rue Neuve des Petits Champs, Rue Richelieu, oder an schönen Tagen auf den Boulevarts die Ohren einmal recht peinlich betäubte, Kopf und Geist widrig einnahm, und ungefähr jenes dumpfe Summen, wie mitten im Wirbel einer durch die Flamme gescheuchten Bienencolonie, im Gehirn erzeugte, der schlendre über den Pont Royal hinüber; wandle, alle Sehenswürdigkeiten, Straßenmuseen, Bouquins, und Gott weiß, was Alles für brillant aufgeputzte Lappalien, auf den Kays an seinem Wege sich beschauend den Fluß aufwärts fürbaß. Lange wird, besonders wenn er hie und da etwas verweilend die wechselnden Tableaux der ungeheuern Stadt vor seinem äußern Blicke, ihre Reminiscenzen vor seinem innern Auge die Revue passiren läßt, die kleine Stunde ihm nicht werden. Er hat, fast ohne es zu ahnen, den zierlichen eisernen „Pont d'Austerlitz," der den Eintritt der Seine in Paris begrüßt und mit ihr den „Jardin des Plantes" erreicht.

Wem es darum zu thun, diesen einer ihm eigens gewidmeten Reise allein schon würdigen Garten mit seinem vielseitigem Inhalte recht ungestört seinen Betrachtungen, Gemüthsbildern, Anklängen seliger Zeiten, wehmüthig behaglichen Träumen, und der stillen Sehnsucht nach dem Heimathlande hingegeben, zu genießen, der besuche ihn in der Woche. Wer die Staffage eines ganz eigenthümlichen Paris liebt, der dagegen wähle zu seinem Besuche die Vormittagsstunden (von 10 bis 4 Uhr) der Sonn- und Festtage. Dann findet er dort die lebenden Originale unseres „Pariser Bürgers" mit Mama und den jungen „Messieurs" und „Mesdemoiselles,"

die „Bonnes“ und kleine Welt in allen Abstufungen im fröhlichsten Gewühle durch einander tosend. Die übrige Gesellschaft besteht in der Regel aus männlichen und weiblichen Bewohnern des Stadtviertels, Eleven der polytechnischen, Medicin-, Rechts-Schule, anderer Collegien und sonstigen jungen Leuten. — Außer einem und dem andern, die Abgeschiedenheit hier suchenden und nach einer sentimentalen Promenade bei Richard „à l'Arc en Ciel,“ dem Garten gegenüber, „en Cabinet“ dinirenden zärtlichen Pärchen, findet sich elegante Welt im Ganzen genommen im „Jardin des Plantes“ nur selten ein.

Eines der Lieblings-Amusements, besonders des diesen Garten besuchenden eigentlichen Volks, sind die possierlichen Grimassen der jungen, — das Grunzen, Gebrüll und der ungebärdig plumpe Zorn der alten Bären, besonders des berüchtigten Beest's „Papa Martin,“ der während seines Kerkerlebens bereits einige, durch Zufall in seinen Zwinger ihm hinabgestürzte Menschenopfer mit Stumpf und Ziel verzehrte. Ewig Schade, daß, unsern Badauds zu unwiederbringlichem Schaden, der famöse neuliche Zweikampf Papa Martins, in dem er einen neuen zottigen Aufdringling seines eigenen Geschlechts zur Theilnahme seiner unterirdischen Burg tapfer besiegte, zerfetzte und verzehrte, an einem Wochentage in Gegenwart nur gar weniger, zufällig anwesender Kampfzeugen sich ereignete!

Außer den Löwen, Tigern und andern Raubthieren ergötzen die Affen, der Büffel, das Lama, vor allen aber das Modegeschöpf unserer Tage, das Ideal aller Damentoiletten, die schlanke, majestätische, hochaufragende Giraffe, die schaulustige Menge. Der Elephant ist (unter dem Bürgerkönigthume etwas seltsam) nicht allgemein, sondern nur gegen eine Abgabe an den „Concierge“ zugänglich.

Der „Jardin des Plantes“ mit seinen Musäen und sonstigen Etablissements verdankt seine Entstehung zwar schon

dem J. 1636 unter Ludwigs XIII Regierung; sein Hauptglanz und jetziger hoher Grad von Vollkommenheit aber schreiben sich erst von etwa drei Jahrzehenten her; das prachtvolle Treibhaus neben der Menagerie indeß ward im J. 1782 bereits erbaut.

Das naturhistorische Musäum und anatomische Theater nehmen ein Gebäude von zwei Etagen Höhe und einer Façade von 290 Fuß Länge ein. Dreizehn Professoren halten dort Vorlesungen. — Büffons Statue ziert den Eingang des Museums. — Außer ihm verdanken dieß große Etablissement und der Garten und die Menagerie, zu deren Gesammtunterhalt ein jährliches Budget von beiläufig 400,000 Francs bestimmt ist, in seinem ganzen Umfange Tournefort, Jussieu, Le Vaillant unschätzbare Bereicherungen. — Seltsam genug grinzt ganz in Büffons Nähe das gräßliche Geripp des gespießten Meuchelmörders Klebers, des fanatischen Soleyman-El-Haleby, dem Eintretenden entgegen! — Wir kommen auf dieß Museum übrigens später etwas ausführlicher zurück.

Das gräuliche Riesenkatzen-Geschlecht der Löwen, Tiger, Panther, Leoparden besonders, hat durch den letzten Algierischen Feldzug einen Zuwachs ziemlich zahlreicher, mitunter ausgezeichneter neuer Gäste erhalten. Auch der weißköpfige Adler stammt von jener Expedition her. — Wer den Anblick der Menagerie recht piquant genießen, und von der malerischen Treue ihrer Skizze aus Barthelemy's und Mery's genialer Feder sich ganz überzeugen will, der besuche diesen von Cuvier regierten Thierstaat in seinen Mittagsstunden, und versäume die Promenade der Giraffe (von 10 bis 12 Uhr) nicht.

Weithin, himmelanstrebend, breitet Jussieu's gigantische Ceder ihr majestätisches Blätterdach am schattigen Abhange des labyrinthisch wild umhegten steilen Abhanges, dessen Kiosk eine grandiose herrliche Uebersicht der gesammten Seinestadt

und ihrer Umgebungen darbeut. — Auch dort, wie im Palais=Royal, verkündet die durch einen Meridian bewirkte Detonation die Mittagsstunde. — Daubenton's Grabstätte, der im Schoße jener Göttin Natur, der sein ganzes Trachten und Leben gewidmet war, ruht, und die idyllische Schweizerei, aus einer malerischen Baumgruppe hervorblickend, dicht dabei, verleihen dem Ganzen einen eigenthümlichen pittoresken Reiz von Gemüthlichkeit, der hier in der Nähe aller Ungethüme des Thierreichs im Leben und im Tode doppelt anziehend wirkt. — Auch im Uebrigen bildet der „Jardin des Plantes“ durch seinen aus englischer und Lenotre'scher Gartenkunst gemischten Styl, seine malerischen Irrgänge und Verschlingungen und imposante Kastanien= und Lindenalleen; sein Blumengewimmel und seinen ungeheuern Reichthum exotischer Pflanzen und Arbusten aller Farben und Formen eine überaus köstliche, an Reizen unerschöpfliche Promenade. Wer von dem endlich bis zur Widrigkeit ermüdenden Pariser Weltgetümmel ausruhen, Geist und Herz wieder erkräftigen will, der wallfahrte nach diesem Zaubergarten, in dem jedes sinnige Gemüth mit Horaz und Barthelemy und Mery und allen Gefühlverwandten des Tiburtiner Sängers das:

„Ille terrarum mihi praeter omnes Angulus ridet“

aus voller Seele wiederholen wird.

Die öffentlichen Bibliotheken.

König Johann, der als Stifter der königlichen Bibliothek gilt, besaß nur fünfzig Bände, Karl V ursprünglich 910. Zu dieser Miniaturbibliothek, in einem Thurme des Louvre, gestattete er dem Publicum den Zutritt. — Die gesetzlich vorgeschriebene Niederlegung eines Exemplars von jedem Werke, mußte, durch Erfindung der Druckerei unter

Ludwig XI, der Bibliothek eine unerschöpfliche Quelle ihrer Bereicherung werden. Ueberhaupt wuchs unter den Königen Franz I, Heinrich II, IV, Ludwig XIII und XIV die Bibliothek in immer fortsteigendem höherem Gedeihen an; unter Ludwig XIII zählte sie 16,746 gedruckte Werke und Manuscripte; unter Ludwig XIV im J. 1684, besonders durch des großen Colbert und Louvois Sorge, bereits 10,500 Manuscripte und 40,000 Druckbände. — Unter dieses Königs Regierung ward die Bibliothek aus der engen düstern Rue Laharpe, drüben am linken Seine-Ufer, in die Rue Vivienne verlegt. Da bei ihrem raschen Anwachs der Raum nicht mehr genügte, bestimmte ihr der „Regent,", Herzog von Orleans, im J. 1721 das lange von Mazarin bewohnte Hotel de Nevers in der Rue Richelieu. Dieß Gebäude hat nach der Straßenseite zu eigentlich gar keine Façade, sondern beut nur eine Mauer von ungeheurer Länge und gewaltiger Höhe mit einem noch minder als schlichtem Thore und eben so ärmlichen Fenstern dar. Dagegen ist im Innern des Hofes die Außenseite der Bibliothek nicht ohne Adel und Eleganz; der Würde ihrer Bestimmung indeß nichts weniger als würdig. Die Mitte dieses Hofes ziert (warum nicht ein Apoll?) das Bronzemodell von Houdons Diana.

Die republicanische und Kaiser-Regierung besonders haben diese Bibliothek mit ihren Medaillen, Antiquitäten und Kupferstichsammlungen, selbst nach ihrer jüngsten Beraubung noch, zum Range der ersten der civilisirten Welt erhoben. Im J. 1789 beim Ausbruche der ersten Revolution zählte die Bibliothek 150,000; im J. 1813 gegen 400,000; gegenwärtig zählt sie 600,000 Bände, 100,000 Manuscripte und 20,000 Kupferstichsammlungen!

Viel, sehr Vieles haben die Bibliothekare de La Burre, Duchatel, Amyot, de Thou, Causabon, Bignon, Vater und Sohn, Le Tellier, Abbé Bignon, Bignon Neffe, geleistet; den Würdigsten unter ihnen steht der jetzige Bibliothek-

Director Van Praet würdig zur Seite; dennoch ist an Verwaltung und Beaufsichtung dieses immensen wissenschaftlichen und Literaturschatzes noch sehr Vieles und sehr Wichtiges auszusetzen; und jeder einsichtsvolle Gelehrte und Bibliophile wird Jacob's Rügen nur allzugegründet finden.

Anziehender im Bibliothekgebäude, als Coronelli's, in unsern Tagen nur noch durch ihren Umfang (35 Fuß) und ihren Durchmesser (zwölfthalb Fuß) merkwürdigen, sonst so berühmten Globen erscheint ein Reliefplan der ägyptischen Pyramiden von Gizeh. — „Titon du Tillet's, französischer Parnaß" vollends, ist eine jener süßlichen, fratzenhaften, widerlichen, kriechenden Lobhudeleien aus Ludwigs XIV und XV Zeiten. Im Fronton der Hauptfaçade des Louvre figurirt Ludwig XIV als Sonnengott; hier präsidirt er als Helios in anderer Manier, nämlich als „Apoll der Musaget," den Dichtern und Musikern seines Zeitalters. Dagegen entschädigen für die diesem „Boucher'schen" Geckenwerke gegönnten wenigen Blicke, Fragmente von Cheops Pyramide; von Bignon geschenkte Büsten, und eine von Saint-Denys hierhin gebrachte Porphyr-Vase, die, zu Chlodwigs Taufe gedient haben soll; Voltaire's etwas manierirte Statue in einer Sella Curulis, ebenfalls von Houdon; vor allem aber der weltberühmte Thierkreis von Denderah, Champollion's Abgott, den Bibliothek-Besucher reichlich.

Das jährliche Bibliothek-Budget beträgt	200,000 Frcs.
Davon sind zu bestreiten, für acht Conservateurs	40,000 —
Für subalterne Angestellte (!) . .	97,000 —
Bureaukosten, Mobiliar, Erleuchtung	25,000 —
	162,000 —
Bleibt Ueberschuß zu Anschaffungen für die Bibliothek, das Münz-Cabinet, die Kupferstichsammlungen, Buchbinderlohn ꝛc., im Ganzen nur . .	38,000 —

Von dem unersetzlichen Verluste des Münzcabinets im Spätherbste 1831 war bereits in einer Textnote dieses Werkes ausführlicher die Rede; glücklicherweise sind die Krone aller Kamäen der Welt: „Die Apotheose des Germanicus,“ Scipio's und Hannibals Schild, Dagoberts Sessel, Franz I Rüstung, Michel Angelo's Siegelring, und der Schätze so unendliche, von den Räubern unangetastet geblieben!

Die Manuscripte von ausgezeichnetem Werthe, unter ihnen aus den Zeiten des Mittelalters, der Proceß der Templer, jener der Jungfrau von Orleans, ein Hausregister Philipp des Schönen auf Wachstafeln; Galiläi's Manuscripte, ein Virgil, mit Petrarca's eigenhändigen Noten; Briefe Heinrichs IV an die „schöne Gabriele;“ das autographe Manuscript des „Telemaque“ von Fenelons Hand; Ludwigs XIV eigenhändige Memoiren, Voltaire's Zuschriften an seinen König, in denen er den großen Friedrich, seinen Wohlthäter und Freund höhnte und verrieth ꝛc., sind in Glasschränken aufbewahrt, und den Liebhabern, nur vermittelst Ermächtigung des Bibliothekdirectors, zugänglich.

Die Kupferstichsammlung enthält eine, durchaus nicht zu überblickende Masse von Schätzen aller Zeiten, Gattungen, Fächer und Schulen. Gaignière's Moden, von Chlodwigs bis auf die neuesten Zeiten, sind der Theatercostumier's, und der das Alte so gern wieder in's Leben rufender Modisten und Nouveautisten unerschöpflich reiche Fundgrube.

Die königliche Bibliothek, so wie alle übrigen öffentlichen Bibliotheken und Musäen, stehen dem Fremden, tagtäglich, nur die Montage ausgenommen, von zehn bis vier Uhr, mit der liebenswerthesten Humanität, offen; ein kleines Geschenk an die Thürsteher ist durchaus nur der Willkür allein anheimgegeben.

Die „Bibliothèque Mazarine“ befindet sich im „Palais de l'Instit.“ (der Akademie.) Sie besteht aus

93,000 Bänden und 4000 Manuscripten, ist mit antiken Statuen, Marmorbüsten, und einem ausgezeichneten Globus von Buache, decorirt, und genießt eines jährlichen Budgets von 35,000 Francs.

Die, 40,000 Bände zählende „Bibliothèque de l'Institut" im Akademie=Gebäude, ist im Allgemeinen nicht zugänglich; es bedarf dazu des Empfehlungsschreibens eines Mitgliedes der Akademie.

Die „Bibliothèque du Cabinet du Roi et du Conseil d'Etat," im Entresol der Louvre=Galerie enthält 40,000 Bände.

Ausgezeichnet, besonders reich an Geschichtswerken und italienischen Dichtern, ist die, 150,000 Bände und 5000 Manuscripte zählende „Bibliothèque de l'Arsenal." Ihr Budget beträgt 33,000 Francs. Auch sie steht, von zehn bis zwei Uhr täglich, dem Publicum offen.

Eben so die, 16,000 Bände neuerer Literatur starke „Bibliothèque de la Ville," von Mittag bis vier Uhr, Donnerstag ausgenommen.

Ferner: die Bibliotheken „des Invalides," 20,000 Bände; „de la Chambre des Deputés," 30,000; „du Depot de la Guerre," 10,000; „du Ministère de la Guerre," 4000 Bände; „de l'Ecole de Médecine," 25,000 Bände; „de la Cour de Cassation," 30,000; „du Tribunal de Première Instance," 30,000 Bände. Vorzüglichen Besuch verdient die „Bibliothèque du Pantheon," oder „de Sainte Geneviève. Sie besitzt außer 100,000 Bänden und 2000 Manuscripten, auch ein Antiquen= und Curiositäten=Cabinet, und einen Reliefplan Rom's von Grimini; ist ebenfalls an jedem Tage (wie die übrigen) Sonn= und Festtage, und die Ferienzeit von September bis November ausgenommen, von zehn bis zwei Uhr, dem Publicum zugänglich.

Die „Bibliothèque du Jardin des Plantes" zählt 10,000 Bände aller naturgeschichtlichen Fächer; außerdem herrliche Zeichnungen von Spaendonck u. a. Künstlern. Auch sie steht dem allgemeinen Besuche, im Frühlinge und Sommer, von vier Uhr bis sieben; im Herbste und Winter von drei Uhr bis zum einbrechenden Dunkel offen.

Endlich noch: die „Bibliothèque du Collège Louis le Grand," 30,000; „de l'Ecole Polytechnique," 24,000 Bände.

Wen sollte beim Ueberblicke dieser, in Paris allein versammelten, der allgemeinen Benützung dargebotenen Früchte des Menschengeistes, im Ganzen eine Million, 248,000 gedruckter Bände und 131,000 Manuscripte bloß in öffentlichen Bibliotheken allein, nicht Staunen und Bewunderung ergreifen; wen dieser ungeheueren Masse von Literatur gegenüber, das Gefühl, daß der vollendetste Vielwisser eigentlich doch nur so viel als gar nichts wisse, nicht recht peinlich erfassen?

Beranger, Chateaubriand und Jouy.

Ladvocat's Idee, diese drei Gestirne ausgezeichneter Größe an Frankreichs literarischem Horizonte, gleichsam in einen Kranz gewunden, in das Gebiet der Politik dießmal nur ausnahmsweise hinüberstreifend, den Lesern seines classischen „Centifolie-Buchs" vorüberzuführen, ist in der That eine glückliche zu nennen. Wen sollte, den populärsten aller Dichter, den Freiheitsdichter des neueren Frankreichs, den getreuesten aller Anhänger und Verfechter der, gegen ihn so unverantwortlich undankbaren Bourbons, in ihrem tiefsten Sturze selbst; den Chansonnier des Königs von Yvetot, des „Vieux Sergeant," „Vieux drapeau," den Sänger „Mo-

ses,“ der „Atala“ und „Märtyrer, zur Rückkehr nach Beider Vaterlande, in den herrlichsten, gemüthlichsten Versen einladen; — wen nicht, den feinen, genialen, classischen, bisher nur als Sittenbeobachter und Sittenmaler gekannten Jouy, über politischen „Undank“ sich aussprechen zu hören, in hohem Grade interessiren?

Leider! trug Berangers, von Chateaubriand befolgte Einladung gar seltsam herbe Früchte! Die neu[illegible]ntriebe der Karlistischen Partei, und der bedenkliche Zusta[illegible] Westprovinzen, in denen der Parteigeist mit so rückhaltloser Keckheit auftritt, und die Chouanerie mit Feuer und Schwert grassirt, bestimmten den Deputirten Bricqueville, in der Repräsentantenkammer auf Proscription Karls X und seiner gesammten Dynastie anzutragen.

Chateaubriand, der im Jahre 1814 durch den entscheidenden Einfluß seiner Schrift: „de Bonaparte et des Bourbons“ der Restauration den Weg gebahnt; der durch spätere Erzeugnisse seiner geistreichen, genialen Feder, der als Minister und Privatmann mit dem redlichsten Eifer für ihre Interessen gewirkt; verläugnete, als nach Karls X Thronbesteigung die jesuitische Faction des Pavillon Marsan ihre Tendenz, die Charte untergrabend, sie allmählich ganz zu vernichten, nur durch Ordonnanzen und Willkür zu regieren, nicht länger verschleierte, sondern mit kühner Stirne auftrat, und durch einen Gewaltstreich nach dem andern, ihre Kraft an der Geduld des augenblicklich betäubten Volks versuchte, sein, die Wohlfahrt des Vaterlandes, als deren bedingendes Princip der älteren Bourbons legitimer Thron ihm galt, einzig bezweckendes System keineswegs. Er entsagte aller Mitwirkung zu einem, seinen Grundsätzen constitutioneller, gesetzlicher Freiheit widerstreitenden Gange der Regierung; schlug selbst die, ihm gerade so unendlich zusagende Gesandtschaft am römischen Hofe aus, und zog sich in das Heiligthum seines, den

Wissenschaften einzig gewidmeten, so früchtereichen Privatlebens wieder zurück.

Seit dem Sturze Karls X aber trat Chateaubriand mit einer fast bis zum Starrsinne getriebenen Energie für den Thron im Exile auf, und erwies seinen Strophen:

„Sur le compte des grands je ne suis pas suspect,
Leurs *malheurs seulement* attirent mon respect"

in so enthusiastischem Grade sich getreu, daß Viele in jener leidenschaftlichen Theilnahme an einer Dynastie, die ihr Unglück sich selbst bereitete, eine großartige Eitelkeit des großen Dichters, mit dem Adel so seltener Verehrung gestürzter Erdengötter zu prunken finden wollen.

Seine Beleuchtung und Entgegnung jenes Bricqueville'schen Vorschlags veranlaßte mehre, mit mehr oder minder Talent, mehr oder minder Mäßigung verfaßte Repliken von Thiers, Fonfrède, Plougoulm u. A., und mag die Adoptirung gerade jener Proposition, mit Beseitigung ihrer Pönalität, der Todesstrafe, nur beschleunigt haben.

Chateaubriand hat sich in jener seiner Schrift eine, von allen Seiten, und zwar mit Recht, ihm gerügte Inconsequenz zu Schulden kommen lassen. Er stellt für Frankreichs Zukunft einen viergliedrigen Wahlsatze: Republik; die jetzige Dynastie; Napoleon II; Heinrich V auf.

Nachdem er beide erstere Regierungssysteme (die Orleansche Dynastie nennt er eine Quasi-Legitimität) beleuchtet, und sich gegen beide entschieden ausgesprochen, geht er zu den beiden letzteren, die er beide als auf Legitimität gegründet anerkennt, über; entscheidet sich jedoch für „das Wunderkind" Madame's. Daß aber der Herzog v. Reichstadt nicht legitimer Erbe des französischen Thrones seyn könne, wenn der Herzog v. Bordeaux dieß ist, und umgekehrt, ist so einleuchtend, daß, wie dieß einem Chateaubriand nicht einleuchten konnte, fast unbegreiflich erscheint. Denn

da die Legitimität im Geblüte liegen soll; da in legitimen Herrscherhäusern, zwischen dem letzten Hause des vom Throne Scheidenden, und dem ihn Besteigenden, durchaus auch nicht der millionste Theil einer Linie Zwischenraum obwalten darf; da hier das bekannte „Le Roi est mort, vive le Roi!" gilt; da mithin auch kein Fürst für seinen, durch die Legitimität, ipso jure, ihm succedirenden Nachkömmling verzichten kann, so ist, wenn Napoleon Chateaubriand legitim galt, seine Anerkennung der Legitimität des Sohnes durchaus folgerecht; dann aber auch die ganze Restauration, und somit Heinrich V illegitim. Eben so würde sich, wenn man Napoleons Regierung die Legitimität absprechen will, die Sache umgekehrt verhalten u. s. w.

Chateaubriand selbst scheint jenen nicht zu lösenden Widerspruch wohl einzusehen; denn in einem, nur sechzehn Seiten zählenden letzten Worte an seine Gegner, befaßt er sich, anstatt mit Vertheidigung der Sache selbst, nur mit jener seiner Person.

Viel, sehr viel Wahres, Treffendes und Kräftiges sagt Jouy, in seiner kleinen Abhandlung über „politischen Undank." Indeß hat sich Frankreich in dieser Hinsicht denn doch mindestens noch weit weniger als unser gutes Deutschland zu beklagen; und dort gilt der Undank in der Regel nur politischen Notabilitäten, nicht jenen der Kunst- und Gelehrtenwelt, die, seit allen Zeiten, in ihrem Loose, den schneidendsten Contrast mit jenem unserer Gelehrten und Künstler bilden: gehen wir nicht in Details und Beispiele, seit der „Karschin" und „Hölty" und „Bürger" und „Schiller" bis zu „Beethoven" und „Weber" ein; sie würden unserem Vaterlande, leider! nur allzuwenig Ehre bringen.

Jouy's Rügen sind im Ganzen höchst gerecht, indeß hat

die „Capitale,“ (eigentlich Frankreich in nuce, oder sein Mikrokosmus), zu Verewigung ihrer Celebritäten, freilich meist nur jener aus den früheren Zeiten, schon manches Lobenswerthe, Erfreuliche, selbst Glänzende geleistet. Belege bieten Heinrich IV auf dem Pont-Neuf; Ludwig XIV auf der „Place des Victoires;“ Sully, Colbert, L'Hopital, D'Aguesseau als Zierden der Façade des Palais der Deputirtenkammer; auf der von demselben nach der „Place Louis XV“ führenden, höchst eleganten Brücke: Bayard, Dugay-Trouin, Turenne, Tourville, Suger, Duguesclin, Condé, Richelieu, Sully, Colbert, Duquesne und Suffren.

Allmählich werden auch die neueren Zeiten Frankreichs versinnlichende Reminiscenzen ihrer Berühmtheiten im Fache der Politik, auf dem Feld der Ehre und im Gebiete der Künste und Wissenschaften, die Seinestadt verherrlichen. Vor dem wiederkehrenden Jahrgedächtnisse der Julius-Revolution, wahrscheinlich schon, blickt Napoleons Statue von der Säule des Vendomeplatzes wieder hernieder; die durch Ludwig XIV verdrängte Statue Desaix's, den übrigens noch ein zweites Standbild auf der „Place Dauphine“ verewigt, wird sicher bald wieder eine ihr angemessene Stelle öffentlicher Zierde finden, und Jouy's hingeworfener, so sehr zu beherzigender Bemerkung, in vorläufiger Ermanglung anderer Denkmale, wenigstens einstweilen, durch Straßennamen die ausgezeichneteren Männer der neueren Zeit zu ehren, ist seit der Julius-Revolution bereits ein Anfang von Ausführung geworden. Paris hat eine „Rue du 29 Juillet“ erhalten; die Rue d'Artois ward in Rue Laffitte verwandelt, und die Rue de Bourbon, in deren Aufschrift das „Bourbon“ ausgelöscht ward, erwartet einen neuen Namen; liegt er nicht so nahe zur Hand? Schlug nicht Lafayette, der Held der Julius-Revolution, die Dictatur aus, um auf Ludwig Philipp's Haupt eine Krone zu setzen?

Zwar bieten viele, sehr viele Straßen von Paris bereits ein steinernes Gedächtnißbuch der vorzüglicheren Schlachten Napoleons und der berühmteren Männer Frankreichs dar; allein wie ausgezeichnet ließe dieß sich nicht fortsetzen und erweitern! Zwar gibt es Rues d'Assas, Bailly, Bayard, Bossuet, Buffon, Corneille, Cassini, Chaptal, Childebert, Chilperich, Clodwig, Colbert, Condé, Crebillon, Desaix, Duguesclin, Dugay Trouin, Jean Bart, Montesquieu, Sully, Gretry, Mabillon, Marlborough, Massillon, Molière, Montmorency, Richelieu, Lamoignon, Racine, Rameau, Necker, Regnard, Rochefoucault, J. J. Rousseau; Places Fenelon, d'Aguesseau, einen Quay Voltaire u. s. w. Warum aber, statt so unzähliger, unbedeutender (Choiseul, Duras, Marivaux); so lächerlicher, schmutziger, selbst obscöner Namen, keine Rues Corday, Mirabeau, Camille Desmoulins, Manuel, Foy, Benjamin Constant, Carnot, Ney, Beranger, Chateaubriand, Lamartine, Rossini, David, und so viele andere, deren neue Benennungen ein so einfaches Mittel öffentlicher Anerkennung ausgezeichneter Verdienste darbieten würden?

Was Lafayette betrifft, sagt Jouy sehr wahr, daß eine gewisse Gattung Undanks der Eigenliebe schmeichelhafter als der glänzendste Lohn erscheinen müsse: Camillus war in Veji, Cincinnatus bei seinem Pfluge, größer als auf dem Capitole!

Eine

Eine Kirchweihe in der Umgebung von Paris.

Wer beim ersten Hauch der Frühlingslüfte, dem ungeheuren, glänzend grandiosen, furchtbar schmutzigen Steinzwinger der kolossalen Lutetia, mit ihren Tempeln und Palästen, Säulenhallen und schauerlichen Asylen des tiefsten Elendes, ihrem betäubenden Getümmel auf einige Monate entfliehen kann, und zu den durch Dame Fortuna Bevorrechteten zählt, eilt gewiß „á la campagne," um unter den Auspicien eigener oder fremder Penaten, d. h. in seiner eigenthümlichen oder gemietheten Villa, oder auch nur in ein paar Zimmern, die schöne Jahrszeit bis zum Spätherbste, wo der eigentliche Pariser Frühling oder die Saison (der Schauspiele, Bälle ꝛc.) beginnt, im Genusse der Natur und Entledigung von allen Schnürbrüsten und sonstigen Lästigkeiten der Convenienz, recht behaglich zu verleben.

Wem dieß indeß versagt ist, dem stehen, in einem Tage ganz bequem, mit öffentlichen Miethwagen, gegen einen höchst unbedeutenden Preis, zu bestreitende Ausflüge in die Umgebungen von Paris, besonders an den so häufigen Kirchweihfesten und sonstigen Fêtes champêtres der umliegenden Dörfer, zu Gebote.

Die besuchtesten und genußreichsten jener Umgebungen, die, schon um der piquanten Abwechslung und des Contrastes willen, selbst von der Pariser eleganten Welt häufig besucht, und mit ihren Quadrilles, Cotillons und Gallopades beehrt werden, gehören: Arcueil, mit einer sehenswerthen Wasserleitung; Argenteuil, mit der Ruine des Münsters, in dem Heloise ihrer unheilbaren Herzenswunde Trost und Linderung suchend, endlich erlag; Auteuil, mit einer, d'Agueſseau's Andenken auf dem dortigen Kirchhofe errichteten Pyramide, und durch Boileau's, Helvetius, Franklins, Molière's, Racine's, Lafontaine's Andenken interessanten, reizenden Landsitzen, wo jene Zierden der französi-

schen Literatur den Musen und Grazien zu opfern pflegten. Ferner Belleville, wo der Sittenbeobachter den Pariser Vorstädter Du Temple, und die Landleute der Umgegend, in ihrer originellen Invidualität und Tracht zu beobachten Gelegenheit findet; Bercy, Bondy, durch das famöse Thiermelodram „La Forêt de Bondy, ou le Chien d'Aubry" in ganz Frankreich und im Auslande sattsam bekannt. Boulogne, dessen Gehölz das berühmte Rendezvous der galanten Abenteuer, Lucullischer Schmausereien und Duelle, und der Schauplatz der großen Modeparade von Longchamp am Mittwoche und Freitage der Charwoche. Charenton mit seinen Merkwürdigkeiten: außer mehren Villen, das Irrenhaus und das Schloß der „schönen Gabriele d'Etrées." Clichy, der frühere Landsitz Corinnens (der Frau v. Staël) und der Versammlungspunkt jener Notabilitäten, die Napoleon zur Verbannung der berühmten Frau bestimmten. — Ermenonville: herrliche Villa, mit englischem Garten, einst von Gabrielen bewohnt; Jean Jacques romantische Abgeschiedenheit, und seine Grabstätte. — Der Rosenfreund versäume ja nicht, Fontenay aux Roses zu besuchen; er findet dort den Lieblingstempel der Blumenkönigin. — Wen sollte nicht Josephinens Malmaison, jenes Zauberschloß, von dem der achtzehnte Brumaire ausgegangen; wo Napoleon seine künftige Größe schon in voraus geträumt; wo der Verlassenen Thränen geflossen, mit den großartigsten, wehmüthigsten Erinnerungen erfassen! — Und Gabriele's Meudon, wo der ritterliche Heinrich IV von seinen Schlachten und bürgerlichen Kämpfen, im Arm der Liebe so beseligend geruht; in den neuesten Tagen, des vertriebenen Brasilienkaisers, Don Pedro, letztes Asyl! — Montmorency, einen berühmten historischen Namen, und, gleich Ermenonville, Jean Jacques verewigend, an d' Enghien und Catinat, und der berühmten Namen so manche erinnernd. Nanterre, der Pariser Volksmasse, durch seine celebren „Ga-

teaus," die einst die originelle „Madeleine" empfehlend anzupreisen wußte, so allgemein bekannt. — Neuilly, mit dem Lieblingsschlosse der neuesten Königs-Dynastie, seinem herrlichen Park, und Perronnets im Jahre 1772 erbauter, merkwürdiger Brücke. Pantin und Passy und Poissy und Romainville, mit seinem schattigen Gehölz. — Saint-Cloud, durch den achtzehnten Brumaire, durch so viele Decrete Napoleons, durch Karls X fantastisches Abschiedslager, seine Wasserkünste und dreiwöchentliche, mit dem ersten Sonntage des Septembers beginnende, ländliche Fêten, so allgemein bekannt. — Saint Cyr, mit seiner musterhaften Militärschule. — Saint Denys, mit seinen, in den Vandalenzeiten der ersten Revolution, geplünderten Königsgräbern, und in den neuesten Zeiten wieder zu seinem alten Glanze erstandenen Reminiscenzen. — Saint Germain, ein Lieblings-Sammelplatz der Pariser eleganten Welt; in weit frequenterem und höherem Grade aber Sceaux-Penthieron. Sèvres, mit seiner weltberühmten Porcelainmanufactur; Surene, trotz seines, dem Namen entsprechenden sauren Weins, aus der Umgegend, und selbst von Paris aus, häufig besucht. — Versailles, aus den Zeiten der ersten Revolution, durch so viele traurige Reminiscenzen bekannt; trotz seiner gigantischen Wasserkünste und Lenotreschen Herrlichkeiten, öde und verlassen. — La Villette, wo die polytechnische Schule Proben aufopfernden, jugendlichen Heldenmuthes geliefert, mit dem Bassin des, Napoleon verewigenden Ourcq-Canals, und Vincennes, in dessen Schloßgräben d'Enghien blutete; das General „Jambe de Bois" selbst nach der Occupation von Paris durch die Alliirten noch behauptete; das derselbe alte, unerschütterliche Haudegen gegen die seine Gefangenen, Karls X Minister, zur blutigen Sühne ihrer Ordonnanzen, zum Martertode fordernden Vorstädter, männlichst behauptete; dieß Vincennes, dessen Donjonsmauern der schuldlosen Thränen, der unver-

dienten langsamen Martern so viele und langwierige erschauten —, wahrlich ein ungeheures, vielseitiges Panorama der Umgebungen von Paris, das dem sinnigen Beobachter der inhaltschweren, genußreichen, fröhlichen und trüben Reminiscenzen und Genüsse eine so reiche Fülle darbeut! Der Besucher der Seinestadt genieße, prüfe, wähle und bringe ein kleines, aber wahrlich erinnerungsreiches Schatzkästlein von Erinnerungen in sein Vaterland mit nach Hause.





